Aus der öffentlichen Leihbibliothek von

Carl Kravani in Wien

VII. Mariahilferstrasse Nr. 64.

Bücher in allen Sprachen und aus jedem Fache.

Für ein Werk.		Zwei Werke gleichzeitig.	
Einlage	fl. 3.—	Einlage . . .	fl. 5.—
für 1 Monat	1.—	für 1 Monat	1.60
„ 3 „	2.80	„ 3 „	4.50
„ 6 „	5.50	„ 6 „	8.—
„ 1 Jahr	10.50	„ 1 Jahr	17.—

Drei Werke gleichzeitig.		Vier Werke gleichzeitig.	
Einlage . . .	fl. 7.—	Einlage . . .	fl. 9.—
für 1 Monat	2.20	für 1 Monat	2.80
„ 3 „	6.25	„ 3 „	8.—
„ 6 „	12.15	„ 6 „	15.50
„ 1 Jahr	23.—	„ 1 Jahr	29.—

Für Leser auf dem Lande und in den Provinzen.

für 10 Bd.	monatl.	Lesegebühr	fl. 2.—	Einlg. fl.	10
„ 15 „	„	„	„ 2.50	„ „	10
„ 20 „	„	„	„ 3.—	„ „	10
„ 25 „	„	„	„ 3.50	„ „	10
„ 30 „	„	„	„ 4.—	„ „	10
„ 35 „	„	„	„ 4.50	„ „	10
„ 40 „	„	„	„ 5.—	„ „	20

☞ Es wird freundlich ersucht, die Bücher weder zu beschmutzen, noch zu beschädigen, weder mit Bleistift noch Tinte Bemerkungen hinein zu schreiben, keine Einbüge in die Blätter (sogenannte Eselsohren) zu machen, indem die Bücher stets genau untersucht werden, und in diesem Falle derlei Bücher von dem betreffenden Leser ersetzt werden müssten.

Digitized by the Internet Archive
in 2014

https://archive.org/details/vierundzwanzigst01drax

Vier und zwanzig Stunden.

Ein Feuilleton des Tages

von

C. Dräxler-Manfred.

Leipzig,
Friedrich Fleischer.
1842.

RBR
Jantz
#1033

Dem erlauchten Herrn

August Clemens

Grafen Leiningen-Neudenau

ein Denkmal der Verehrung

vom

Verfasser.

Inhalt.

		Seite
1.	Die Julitage	1
2.	Ein Frauenherz	16
3.	Die Nichte des Großsultans	33
4.	Die Seifenblasen	55
5.	Ein verhängnißvoller Name	66
6.	Dryden	83
7.	Vier Parabasen	92
8.	Spätes Glück	113
9.	Corsica's Banditen	141
10.	Pugatscheff	166
11.	Der Kaiser als Musikfreund	181
12.	Der fahrende Musikant	199
13.	Literarische Fabeln	207
14.	Der Kleinhändler	241
15.	Die englischen Schiffsgefängnisse	253

Seite

16. Die Narbe 268
17. Zwei Duelle 285
18. Neujahr auf Jamaica 299
19. Ein Kind in Longwood 309
20. Hundert Freischüsse 323
21. Ein Lebensräthsel 363
22. Die Ehrenprobe 384
23. Unsichtbar 403
24. Die culinarische Tragödie 417

Das Feuilleton.

Ce monde élégant et futile où je n'avais rien pour réussir, et où, malgré moi, je suis lancé, me prend tous les instans que je devrai donner à l'étude; les plaisirs vous accablent d'affaires et de soins étrangers à vos travaux.

Scribe: Une Chaine I, 1.

1.

Die Julitage.

Auch ich hatte das Glück einmal den Julifesten in Paris beizuwohnen, und das Unglück später die langen Zeitungsartikel darüber zu lesen. Es war im Jahre 1838. Ich sah, wenn man das sehen nennen kann, ein neugieriges Gedränge, das sich im Tuileriengarten an den Quais und in den eliseischen Feldern herum trieb, mit einer windgestörten Illumination der Hauptallee in letzteren und mit einem mittelmäßigen Feuerwerk auf der Invalidenbrücke vorlieb nahm, und wir hatten, die guten Pariser und wir Fremde, eigentlich nur den Spaß, den wir uns selbst machten. Ich bekam damals sonderbare Ideen von einem Volksfest und einer Todtenfeier in Paris und fing zu glauben an, daß die Juli-Dinastie gewisse fatale Erinnerungen fallen zu lassen

wünsche, welchen sie im unbesonnenen Enthusiasmus des Augenblicks eine jährliche Wiedererweckung gelobt hatte. Die Schwüre bei den Gebeinen der Todten waren von jeher verdächtig, — die Wittwenschwüre liegen zu nahe. Doch will ich auch gestehen, daß einem Menschen, der, wie damals ich, gerade von London gekommen und dort vier Wochen vorher die Krönung der Königin und englische Volksfeste und Feierlichkeiten gesehen hatte, in Paris schwer zu genügen war, zumal wenn er, wie ich, bedeutende und nun gar unvermerkt gesteigerte Erwartungen zu den Julifesten mitbrachte. Ich langweilte mich also gewissermaßen aus eigener Schuld.

Am peinlichsten war diese Langeweile am ersten der Julitage, wo ich mit einer Menge gleich Neugieriger von einem gelobten Orte zu andern eilte und nirgends etwas als nur Vertröstungen auf die zwei nachfolgenden Tage fand. Ich beschloß daher das schöne Wetter besser zu nützen, begab mich in die Straße Rohan und warf mich dort in einen der Wagen, die alle halbe Stunde nach St. Cloud hinausfahren. In das jetzt so stille und verödete — einst von den Bourbonen so geliebte und belebte St. Cloud, wo ich bald darauf als ein einsamer Wanderer in dem frischen Schatten des Parkes und der Gärten herumwandelte und an den

berühmten Springwassern stand, die ihr carlistisches Geplätscher in den Lärm der Julitage nicht mengen durften.

Hier gab es auch keinen Lärm: alles todtenstille und gleichsam nachtrauernd einer versunkenen Größe, — und als ich aus dem Parke kommend bei dem nahe gelegenen Restaurant Legruel ein bescheidenes Diner bestellte, gelang es mir kaum einen Garçon zu finden, der meine Wünsche empfing und mich mit seinem Dienstfertigen „in einer halben Stunde, wenn's gefällig ist" stehen ließ.

In solchen Fällen heißt es die Wartezeit doppelt rechnen, und ich entschied mich zu einem Rundgange durch das Städtchen. Ich war nicht weit gekommen, als ich vor einem niedlichen Häuschen, worin ich Schreinergeräthe sah, stehen blieb. Durch das offene Gartenthor erblickte ich ein schönes überaus wohl gewachsenes Weib von etwa 26 Jahren, das unruhig und ängstlich umher blickte. Der Garten war an einer Seite mit einer ziemlich hohen Mauer umgeben, an welche sich ein reich befruchteter Birnbaum lehnte, und hier war es, wo ein kleiner sechsjähriger Junge, auf Baum und Mauer stehend, den Lockungen des Obstes nachhing. Kaum erblickte die besorgte Mutter den kleinen vergeblich gerufenen Charles in dieser gefährlichen Stellung,

als sie sich mit der graziösesten Behändigkeit auf die Mauer schwang, auf dem Kamme leicht und sicher wie eine Gazelle hinlief, den Knaben erfaßte und sich eben so leicht und anständig mit ihm herabließ.

Hätte mich nicht schon die Schönheit der Frau angezogen, diese seltene graziöse und muthvolle Gelenkigkeit hätte mich in Erstaunen setzen müssen. Ich trat näher, grüßte, und da nichts leichter ist, als mit einer Französin artig zu conversiren, so befanden wir uns bald in tiefem Gespräche, und ich wurde freundlich eingeladen in der Gartenlaube Platz zu nehmen, während Charles, vergnügt, durch die Anwesenheit eines Fremden seiner Strafe entgehen zu können, sich munter im Garten herumtrieb.

Wie kömmt es denn aber, bemerkte ich, daß Sie sich in diesen Festtagen nicht nach Paris begeben, wohin doch die ganze Umgegend strömt? —

Mein Mann ist hinein gegangen, antwortete sie, und was mich betrifft, so habe ich nicht Ursache, mich dieser Gedenktage freudig zu erinnern; auch will ich dort durch meine Anwesenheit ohne innern Antheil nicht als eine blos neugierige Person erscheinen.

Ich bat sie, mir meine Neugierde zu verzeihen und mir Ihre Worte näher zu erklären.

Recht gern, meinte sie, da muß ich Ihnen aber eine ganze Geschichte erzählen und Sie müssen Nachsicht mit mir haben. —

Ich antwortete mit einem Complimente und meine anmuthige Wirthin begann: —

Am 23. Juli 1830 gegen sechs Uhr des Abends kam ein hoher Mann von vorgerücktem Alter aus dem Walde von Compiegne und wandte sich in die Allee, die nach dem Schlosse führt. Er trug einen blauen Ueberrock bis an den Hals zugeknöpft, einen breiten weißen Hut, hirschlederne Handschuhe und schritt wie Einer, der sich um nichts zu kümmern hat und nur des schönen Abends genießen will, vor sich hin. Er wollte eben einen Fußpfad einschlagen, den kürzern Weg nach Compiegne, als er hundert Schritte weiter in der Allee einen kleinen alten Mann erblickte, abenteuerlich angethan mit einem zerissenen Goldflittergewande und schmutzigen Tricots, welcher ein junges Mädchen schlug. Ein Seil über zwei Pfähle gespannt, bezeichnete das Gewerbe des Alten. Das Mädchen aber schrie laut, und dieses Geschrei machte den Herrn im blauen Rocke rasch herankommen. —

Was hat denn das Kind gethan, daß ihr es so roh züchtigt? fragte er den Seiltänzer.

Dieser hielt ein, nahm den Unbekannten für einen Gensdarmenoffizier in Civilkleidung und antwortete ehrerbietig: O es hat nicht viel auf sich, Herr Offizier, sie hat heute wieder ihre üble Laune und Kinder müssen gehorchen.

Ist sie euer Kind? —

Ich bin ihr Großvater. —

Der Fremde griff in die Tasche und gab dem Mädchen ein Goldstück. Die Empfängerin zählte siebzehn Jahre, war schlank und wohlgewachsen, und, wie man versicherte, von ganz gefälligem Aeußeren; sie verbeugte sich dankend und lächelte wieder vergnügt. —

Jetzt bedanke dich, Elise, bei dem Herrn und laß ihn sehen, was du kannst. So rief der Alte, nach dem Seile deutend, und gab dem Mädchen den Stock, womit es gestraft worden und der nichts anderes als eine kurze Balancirstange war. Sie sollen sehen, fuhr er zu dem Fremden fort, daß sie eine Schülerin von Petit Diable ist. —

Von Petit Diable? fragte dieser. —

Ja mein Herr, der bin ich selbst. —

Wie Ihr wäret Petit Diable? —

Haben Sie mich vielleicht in Mailand bei der Krönung Napoleons zum König von Italien tan-

zen sehen? Ja damals war ich noch rüstig und sah schön aus. —

So, so, Ihr seid also Petit Diable, meinte der Unbekannte nachdenklich. —

Ja, seufzte der Alte, ich hätte freilich nicht gedacht, daß mein Schicksal an den Straßenecken enden wird; ich war der erste Seiltänzer Frankreichs, der erste, welcher zeigte, was man mit und ohne Stange auf dem Seile leisten kann, zu mir strömte ganz Paris, . . . aber die Revolution hat mich ruinirt. — Doch voran Elise, mache deine Künste! —

Laßt das Mädchen ausruhen, sagte der Fremde, und erzählt mir euer Unglück. —

Ja, mein Herr, die Revolution hat mich ruinirt. —

Wie so viele Andere. —

Verzeihen Sie, auf ganz andere Art. Ich besaß ein so großes Talent, daß sogar ein Prinz bei mir Lectionen in meiner Kunst nahm, um seine körperliche Bildung ganz zu vollenden. Der Graf von Artois, der jetzige König Karl der zehnte war mein Schüler. Bei der Rückkehr der Bourbons wollt' ich nun auf meine Ankündigungen setzen: Petit Diable, vormals Lehrer seiner königlichen Hoheit des Grafen von Artois, — aber die Polizei hat es verboten. —

Daran hat sie auch wohlgethan, unterbrach lächelnd der Fremde. —

Möglich, aber das hätte mir Schüler zugeführt. Ei es war Ihnen ein junger hübscher Mann der Graf von Artois, groß, wohlgewachsen, gelenk; er hatte kaum zwanzig Lectionen und zeigte schon die besten Fortschritte. Ich denke noch daran als wäre es gestern gewesen; in einem Saale zu Trianon fanden unsere Uebungen statt; der Boden war mit vierfachen Teppichen belegt; eines Tages überraschte uns die Königin; diesmal übertraf sich mein Zögling selbst. —

Das waren Jugendthorheiten, meinte der Unbekannte, die man dem damaligen Alter des Grafen verzeihen konnte. Wenn sich aber die Sache so verhält, wie Ihr da sagt, warum habt Ihr Euch denn bei Rückkehr der Bourbons dem Grafen Artois, nunmehrigem Monsieur, nicht ins Gedächtniß zurückgerufen? Er hätte sich vielleicht seines alten Lehrers erinnert und Euch wahrscheinlich aus einer so traurigen Lage, wie eure jetzige, gerettet. —

Ja, mein Herr Offizier, als die Restauration erfolgte, war ich mit einer Truppe im Elsaß und machte gute Geschäfte; als ich bedürftig nach Paris kam, ließ man mich verstehen, daß es Erinnerungen gebe, die am

besten unerwähnt bleiben, und die meinigen waren unglücklicherweise von dieser Sorte. Dann muß ich Ihnen sagen, war ich nie Royalist . . .

Wie? rief lachend der Mann im blauen Rock, Ihr habt also auch eine politische Meinung? —

Wie sollt' ich anders, bin ich nicht ein Pariser Kind? —

Vielleicht hat Euch der Zufall, daß Ihr dem Grafen von Artois equilibristischen Unterricht gabt, zur Zeit der Revolution geschadet? man hat Euch wohl als Anhänger der Bourbons verfolgt. —

O nein, berichtigte Petit Diable; im Jahre **1789** hielt man einen Seiltänzer so gut des Patriotismus fähig wie jeden andern; man ließ mich vor dem Volke ruhig tanzen, nur bekam ich im Comite des öffentlichen Wohls keine Zöglinge. Da verheirathete ich mich und erfreute mich bald darauf eines Sohnes, — der Vater dieses Mädchens — ach, das hätte einen herrlichen Tänzer gegeben! Aber er wollte durchaus Soldat sein. Er starb im Jahre **1813** für das Vaterland. Er war Sergant, mein Herr Offizier, und wenn er noch lebte, so wäre er jetzt vielleicht Capitän und könnte seinen alten Vater ernähren. —

Euren Sohn hat Euch also Bonaparte geraubt? —

Ein braver Herr das! mein Herr Offizier, Sie müssen es wissen, Sie haben gewiß unter ihm gedient; ein großer Kriegsheld! Als er von uns schied und die Kokarde geändert wurde, blutete mir das Herz. Ja, fuhr der Alte begeistert fort, und der Kaiser war ein dankbarer Fürst, hätte mir das Glück ihn zum Schüler gegeben . . . —

Nun dann? fragte in einem sonderbaren Tone der Fremde. —

Er pflegte, fuhr Petit Diable fort, seiner alten Lehrer nicht zu vergessen, einen derselben ernannte er ja zum Obristen, und doch war dies nur ein Lehrer der Mathematik.

Wiewohl dieser Hochmuth des alten Seiltänzers nur komisch war, so schien doch seinem Zuhörer das Lob Napoleons selbst in dieser lächerlichen Wendung nicht zu gefallen. Er wandte sich ab und zu Elisen, um von ihr zu erfahren, um was sie gestraft worden sei? Diese Scene schien bis jetzt keinen vierten Zeugen gehabt zu haben, aber nun trat ein junger Mann, der an dem Mädchen ein Wohlgefallen und sich hinter einer Baumgruppe verborgen hatte, entschlossen hervor. —

Mein Herr, sprach er zu dem Unbekannten, das wiederholt sich alle Abende und kommt daher, weil

Petit Diable starrköpfig ist und nicht einsehen will, daß das, was zu einer Zeit gut war, in der andern leicht zu nichts mehr taugen kann. Es giebt Dinge, davon man ablassen muß, weil ihre Zeit nun einmal für immer vorbei ist. Der alte Tänzer Petit Diable will ein Gewerbe nicht aufgeben, welches ihn bereits längst aufgegeben hat und schleppt sein Alter und seine arme Enkelin auf allen Straßen herum, dem mitleidigen Publikum ein kärgliches Almosen abzubetteln, während Elise etwas gelernt hat, womit sie auf ehrliche Weise doppelt so viel Geld erwerben könnte. Dies der Grund des ewigen Streites: der Großvater will, sie soll auf dem Seile tanzen, sie aber will sich von ihrer Hände Arbeit ernähren. Was Sie heute gesehen haben, fällt täglich vor. Das Mädchen weint, aber am Ende gehorcht es, weil es den Alten nicht verlassen will.

Als ob die Enkelin Petit Diable's, rief dieser, etwas anderes als Seiltänzerin werden könnte! Er hat Ihnen nicht Alles gesagt, Herr Offizier; er ist's der ihr den Kopf verdreht; er liebt sie, wie er sagt, will sie heirathen, und wenn sie ihren Großvater nicht mehr liebte als ihn, so hätte er sie ihm schon längst entführt.

Der Fremde ermunterte den jungen Mann mit einem Blicke, zu reden. —

Es ist wahr, nahm dieser das Wort, Lisette und ich, wir lieben einander und ein halbes Jahr bereits verlange ich sie vergeblich von dem Alten. Elise ist nun einmal nicht dafür gemacht auf Straßen und Märkten zu tanzen, dieses Vagabundenleben sagt ihr nicht zu; ihr Vater hat es vorgezogen Soldat zu werden: sie würde es vorziehen, Hausfrau und Mutter zu sein. Was mich anbelangt, mein Herr, so bin ich Schreiner und verdiene meinen Lebensbedarf. Der Alte gebe mir sein Kind und ich verspreche, ihn bei mir zu behalten, wenn er nemlich Seil und Stange ruhen läßt. —

In diesem Augenblicke sah man einen Piqueur, der ein Pferd an der Hand führte, aus dem Wald kommen, dann folgten Garden zu Pferd und zu Fuß und endlich, von allen Seiten zusammenströmend, ein Bunterlei von Jägern, Piqueurs, Jagdequipagen, eine müde Meute von Hunden und ein reichbeladener Karren, worauf die Jagdbeute des Königs gefahren wurde. Es war das königliche Jagdgefolge, das nach dem Schlosse von Compiegne zurückkehrte. Kaum hatte sich die Staubwolke gelegt und eine Aussicht gestattet, als erst zwei und drei und bald acht und zehn Herren den Jagdzug verließen, im Galopp heransprengten, etwa zwanzig Schritt vor Petit Diable hielten, abstiegen und sich

entblößten Hauptes und ehrfurchtsvoll dem Fremden näherten, welchem der alte Tänzer so freimüthig seine Geschichte erzählt hatte.

Sire, sprach einer von ihnen, Eure Majestät, haben uns in große Angst versetzt, weil Sie, ohne ein Wort zu sagen, die Jagd verlassen haben. —

Himmel, der König! rief Petit Diable und der junge Schreiner, jeder in anderem Tone und traten bestürzt zurück. —

Meine Herren, sprach der König ungemein leutselig, es thut mir sehr leid, Ihnen Unruhe verursacht zu haben. Inzwischen stieß ich hier auf einen alten Bekannten, dem ich noch etwas zu sagen habe. —

Die Gruppe der Hofherren zog sich zurück und der König wandte sich zu dem Seiltänzer: Du hast also Deinen Zögling nicht wieder erkannt, eben so wenig als er Dich, wenn Du nicht Deinen Namen genannt hättest. Es ist auch eine lange Zeit seit den Dingen verflossen, an welche Du mich erinnert hast. Doch so geringfügig auch das war, was Du mich gelehrt, so sollst Du doch nicht denken, daß der Dank des Herrn Bonaparte größer gewesen wäre als der eines Königs von Frankreich, verstehst Du mich! Laß dies Gewerbe, denk an Dein Alter, gieb Deine Enkelin dem jungen Manne,

der um sie wirbt, ich will für sie sorgen. Sprich von den jugendlichen Thorheiten des Grafen Artois nicht mehr und hole Dir vierteljährlich bei dem Schatzmeister des Königs tausend Frankenthaler, die ich Dir aus meiner Schatulle anweise. — Er wandte sich hierauf an einen seiner Hofherren, ließ sich eine goldgefüllte Börse reichen, die er dem jungen Schreiner gab, grüßte und entfernte sich mit den Worten: Meine Herren, wir fahren nach St. Cloud.

Sie werden errathen mein Herr, fuhr nun die freundliche Wirthin an mich gerichtet fort, daß nur eine Augenzeugin so ausführlich erzählen kann, und da Sie vollends bei Ihrem Eintritt meinen Spaziergang auf jener Mauer gesehen, so wissen Sie wohl längst, daß ich selbst die Seiltänzerin von damals bin. Einen Tag nach jenem Vorfall erhielt ich vom Hofe die Schenkung dieses Häuschens, worin wir jetzt wohnen. Mein Großvater erhob, wie Sie leicht denken können, nicht einmal das erste Quartal seiner Pension und starb später ruhig bei uns. Hundert mal dachte ich schon daran, wie damals Karl X. aus dem Munde meines Mannes, eines armen Schreiners, die beste Lehre bekommen hatte: „daß, was zu einer Zeit gut war, in der andern leicht nichts mehr taugen kann, und daß es Dinge gibt, davon

man ablassen muß, weil ihre Zeit nun einmal für immer vorbei ist." Aber der König eilte nach St. Cloud und unterzeichnete die Ordonanzen. —

Sie werden nun einsehen, schloß die hübsche Frau, daß ich eben keine besondere Ursache habe, die Julitage in Paris zu feiern und daß es zu den angenehmen Vorrechten des Weibes gehört, persönliches Dankgefühl an die Stelle politischer Meinungen treten zu lassen.

Ich muß gestehen, daß diese Episode von St. Cloud mir eine angenehmere Erinnerung ist, als Alles, was ich in den Julitagen zu Paris gesehen habe.

2.

Ein Frauenherz.

Es mögen etwa zehn Jahre sein, kurz nachdem ich ein kleines Handelsgeschäft in Mannheim etablirt hatte, als eines Morgens der Lohnbediente aus dem Pfälzer-Hof einen Fremden in meinen Laden führte und sich mit den Worten: „hier sind Sie bei Herrn Joseph Kühn" empfahl. Die Stunde war so früh, daß ich, in der Nebenstube noch mit meiner Toilette beschäftigt, ein wenig durch die Fenstervorhänge nach dem Comptoir schielte, um den zeitlichen Besucher kennen zu lernen. Es war ein Mann, der gegen sechszig Jahre zählen mochte, von elegantem Aeußeren und einer gefällig kräftigen Gestalt, welche das Alter weder zur Fettleibigkeit noch zur Schlaffheit ausgedehnt hatte. Das Haar war zwar ziemlich grau, aber zugleich höchst zierlich frisirt, das Auge hatte Feuer, an den Fingern blitzten kostbare Ringe,

und die schöne Figur dieses Greises, der so manchen Jüngling von heutzutage in Schatten drängen konnte, wiegte sich mit einer gewissen Gefälligkeit vor dem Spiegel, welche andeutete, daß der Beschauer wohl auch noch höhere Ansprüche, als die der Toilette zu machen Willens sei. Mit einem Worte, der Fremde war nur den Jahren nach ein alter Mann, der Feuer, Frohsinn, Kraft und Gefühle der Jugend gerettet hatte und auch im Punkte des Herzens noch Wünsche zu hegen schien. Es lag Etwas Freundliches und Gefälliges in seinem ganzen Wesen, das mir bekannt vorkam, ohne daß ich mich seiner näher entsinnen konnte. Ich trat in das Comptoir.

„Joseph, ja Sie sind es!" rief er mir freundlich und mit ausgebreiteten Armen entgegen, und freudig stürzte ich in diese, denn ich erkannte nun Herrn Reuling, den ich seit sieben Jahren nicht gesehen. Er war der treueste und wackerste Freund meines Vaters, dem Verstorbenen im entfernten Grade verwandt; früher Besitzer eines blühenden Geschäftes, das ihn reich gemacht, und welches er aufgegeben, um ganz unabhängig seinem Vergnügen und größtentheils auf Reisen leben zu können. Mir hatte er von Kindheit auf viel Liebes und Freundliches erwiesen.

„Hab' ich Sie endlich!" begann er nun ganz zutraulich; „in Frankfurt sagte man mir, Sie hätten sich hier etablirt, und da ich eben nach Baden reise, so nahm ich mir vor, Sie zu besuchen. Also Sie haben sich auf Indigo, Schwefel, Oel und solches Zeug gelegt? Halb en gros und halb en Detail, wie ich sehe? Gut, recht gut! und was machen Sie für Geschäfte?"

Ich bin Anfänger; ich bemühe mich Zutrauen einzuflößen und ersetze, was mir an Kapital fehlt, durch Rechtlichkeit und Fleiß, und denke dadurch an's Ziel zu gelangen.

„Recht so, meinte Herr Reuling, das weiß ich zu schätzen, denn ich weiß auch, daß Sie nicht reich sind, weil Ihnen Ihr guter Vater nichts hinterlassen konnte. Doppelt schön also, wenn Sie nicht Ihr Loos der Arbeit und Rechtlichkeit zu danken haben. Aber zählen Sie auf mich, ich bin reich, und gern will ich Alles für Sie thun. Brauchen Sie Fonds, so sollen Sie sie bei mir finden."

Ich danke herzlich Herr Reuling, aber derlei Verpflichtungen ziehen eine Last von Sorgen nach sich. Wohl weiß ich, welche mächtige Hebel des Handels Vorschüsse und Credit sind, doch verzichte ich gern darauf, um ruhig zu leben nur sichere Geschäfte zu

machen und nach langer Arbeit einem zufriedenen Alter entgegen zu gehen. Credit nehme ich wohl in Anspruch, aber nie mehr als ich durch mein Haben decken kann.

„Musterhaft, Freund Kühn; wenn Sie so zu Werke gehn, dann werden Sie auch nie mit dem Jammer zu kämpfen haben, der Ihre Collegen oft erreicht.“ Doch dies Gespräch schien dem heiteren alten Herrn zu ernst, und er fügte lächelnd hinzu: „Jetzt haben Sie nur eine Klippe zu vermeiden, woran Ihr ganzes Glück scheitern könnte — das Heirathen.“

Ich wurde verlegen; er bemerkte es.

„Wie, Sie erröthen?“ fuhr er fort, „Sie sind verliebt! O Freund Joseph, Sie sind verloren, wenn Sie diese Leidenschaft, die Ihrer Ruhe und Ihrem Geschäft Gefahr droht, nicht ersticken. Die Weiber sind der Stein des Anstoßes für unser Glück und unser Lebensheil. Sehen Sie, ich bin reich, ich könnte nach Gefallen wählen, mir gilt es gleich, ob meine Frau so wohlhabend wie ich, oder arm wie die Tochter Job's wäre, seit dreißig Jahren suche ich eine, und als ich sie endlich gefunden zu haben glaube, mischt mein Schutzgeist zum Glück die Karten und hält mich ab, eine Thorheit zu begehen. Es ist noch kein Jahr her, so glaubte ich

ohne sie nicht leben zu können. Denken Sie sich das reizendste Wesen, und wie es schien das solideste und beste zugleich, und dabei im Innern doch aus Falschheit, Tücke und Coketterie zusammengesetzt. Sie wissen meine Geschichte nicht; wohlan so hören Sie. Es ist ein ganz eigenthümlicher Fall, den man erlebt haben muß, um ihn glaublich zu finden. Ich komme zwar jetzt von Italien zurück, wohin ich gereis't war, um mir die Sache aus dem Kopf zu schlagen, allein ich gestehe, es ist mir nur zur Hälfte gelungen."

„Es ist wie gesagt etwa ein Jahr, daß ich in Frankfurt die Bekanntschaft einer Dame von einigen vierzig Jahren machte, welche eine zwanzigjährige Tochter hatte. Die Mutter war für ihr Alter sehr gut conservirt, aber die Gesellschaft der Tochter war so nachtheilig für sie, daß sie selbst unbemerkt bleiben mußte. Ich bin kein Jüngling mehr, ich habe manch schönes Mädchengesicht gesehen, aber nie ein so anziehendes Wesen als dieses, es war eine wahre Houri aus Mahom's Paradiese, eine Schönheit, welche bezaubert. Beide Damen lebten in dürftigen Verhältnissen, die sich nur schwer verheimlichen ließen, von den letzten Resten früherer Wohlhabenheit, und wie mich dünkte nicht ohne Kummer für die Zukunft. Ich weiß selbst nicht, welches räthselhafte

Gefühl mich anfänglich in dies Haus zog, genug, es währte nicht lange, und ich kam täglich."

„Werden Sie es wohl glauben, daß die Mutter Absichten auf mich hatte und hoffte, ich werde sie heirathen? Diese lächerlichen Pläne öffneten mir die Augen, und ich fühlte, daß ich in die Tochter verliebt war. In der Lage, worin sie sich augenscheinlich befanden, war dies wohl ein Glück für beide: ich durfte nur ein Wort sagen, und mußte reussiren; aber ich hatte von jeher die Schwachheit, nicht um meines Geldes, sondern auch um meiner selbst willen geliebt werden zu wollen. Ich deutete also ziemlich verständlich an, nach welcher Seite hin meine Wünsche sich neigten und zog mich dann ein wenig zurück; noch mehr, ich erdichtete einen Unfall, wodurch ich zwei Drittheile meines Besitzthums eingebüßt zu haben vorgab; auch sprach ich von einem jungen Neffen, dem ich das, was mir noch geblieben, zu hinterlassen mich verpflichtet fühlte. Aber alles dies bereitete mir keine kältere Aufnahme; im Gegentheil ich wurde geliebt. — Ihr jungen Herrn könnt es freilich nicht begreifen, wie ein aufblühendes Frauenwesen sich zu einem Manne hingezogen fühlen mag, dessen Haar fast grau geworden und der die Schlacht von Jena als Jüngling mitgemacht."

„Ich selbst, wiewohl ich für meinen eigenen Werth nicht ganz blind bin, war von den Reizen dieses jungen, herrlichen Mädchens so entzückt, daß ich immer noch an meinem Glücke zweifelte: ich wollte Gewißheit haben. Alles, was sich ein braves Mädchen von Neigung und Gefühl ablauschen lassen darf, sie ließ es mich zu meinen Gunsten wahrnehmen; obwohl ich den größten Theil meiner Habe verloren und schon einen bestimmten Erben hatte, schien sie doch glücklich, wenn ich kam, und verdrießlich, wenn ich ging. Ich schrieb Briefe voll Ehrfurcht und Liebe, man antwortete mir mit so sittsamer Liebenswürdigkeit, daß ich es fühlen mußte, wie sie, mit der Feder in der Hand, erst erröthet sei. Das verrückte mir vollends den Kopf, ich war wie Einer, dessen Loos sich durch den unverhofftesten Glücksfall wendet, und ich fand, um dieses Mädchen zu lieben, die ganze Glut meiner zwanziger Jahre wieder. Sie selbst, durch die Lebhaftigkeit meiner Gefühle beunruhigt, erlaubte mir mit ihrer Mutter zu sprechen und ich zögerte nicht, meine Werbung anzubringen."

„— Ihr Wunsch ehrt uns, Herr Reuling, antwortete mir die Dame, und ich muß gestehen, daß mich Ihre fortgesetzten Besuche denselben erwarten ließen.

Aber Sie wissen, ich habe nur ein einziges Kleinod auf dieser Welt, meine Tochter, und ich muß besorgen, daß Sie sie nicht glücklich machen können!" —

Ich antwortete, wie ich dessen gewiß sei, von ihrer Tochter geliebt zu werden, wie sie selbst es mich habe hoffen lassen. Aber war es nun das beleidigte Selbstgefühl der Frau oder irgend ein anderer Grund, genug, die Mutter blieb fest bei ihrer Weigerung. Doch nun kam die Tochter selbst mir zu Hülfe; sie sprach kein Wort, sondern warf sich weinend zu der Mutter Füßen und ihre Thränen sagten mehr als alle Worte. Niemals ward ein Bräutigam herzlicher verlangt, Niemand konnte der Liebe seiner Braut so sicher sein als ich. Die Mutter gab endlich nach, und nun folgte Freude auf Thränen. Wir beschäftigten uns sogleich mit den Vorbereitungen zur Hochzeit. Ich verheimlichte meine ungetrübten Glücksumstände nicht länger, mein präsumtiver Erbe, der sie hätte schrecken sollen, verschwand: ich ging an den Contract: aber dieser gefiel meiner Braut nicht sonderlich. Sie fand, daß ich sie zu verschwenderisch bedacht, daß dies Vermuthungen Raum geben könne, als sei sie mehr dem Interesse als ihrem Gefühle gefolgt; sie wolle meine Großmuth nicht ablehnen, wenn ich einen Theil derselben auf ihre Mutter übertrüge. Ich

war glücklich, einem so edlen Wunsche zu gehorchen und that was sie verlangte.

Schon war unser Hochzeittag bestimmt; nur noch kurze Zeit, und der Bund der Herzen war durch Kirche und Gesetz geschlossen, als die Mutter plötzlich krank wurde. Es war nichts weniger als gefährlich, ein Katarrh, den man nicht vernachlässigen durfte; aber meine Braut verlangte Aufschub der Ceremonie, weil sie nicht ohne ihre Mutter zum Altar gehen wollte. Ich fand das natürlich, und benutzte diese Zeit so gut wie ein Verliebter sie nur benutzen kann; ich durchlief alle Kaufmannsladen, wählte Stoffe, Schmuck, Shawls und Edelsteine aus, und legte, wie alles beisammen war, es der Geliebten zu Füßen. Sie aber war in Verzweiflung; immer schön, aber bleich, mit starren, trüben Augen und fast ganz kraftlos, sie hatte vier und zwanzig Stunden bei ihrer Mutter gewacht. Diese war übler geworden; der Katarrh senkte sich als Fluß auf die Brust; die Sache schien bedenklich; die Aerzte schüttelten die Köpfe. Das Mädchen wollte meine Geschenke nicht einmal besehen, sie verließ mich, um wieder zu ihrer Mutter zu gehen, und sagte mir nicht eines jener freundlichen Worte, die ihr sonst so geläufig waren.

Ich ging nach Hause und hatte trübe Ahnungen.

Liebe schien mir immer eine so glühende Leidenschaft, daß sie auch durch heilige Kindespflicht sich nicht ganz in den Hintergrund drängen läßt. Des andern Morgens befand sich die Mutter besser; sie hatte eine gute Nacht gehabt, und ich fand bei der Tochter jene Liebe wieder, die ich Tags vorher vermißt hatte."

„Sie wissen, lieber Kühn, fuhr Herr Reuling fort, wie leicht sich unsere Aerzte irren, oder, wenn Sie wollen, wie gefährlich gewisse Krankheiten wiederkehren. Die Besserung meiner künftigen Schwiegermutter war nur eine scheinbare, und jene gute Nacht ihre letzte hienieden gewesen, denn im Laufe des nächsten Vormittags starb sie. Und seit jenem Augenblick sah ich die Tochter nicht mehr.

Längere Zeit hindurch war mir ihre Thüre verschlossen, was ich gewissermaßen respectiren mußte; und als ich eines Tages mit dem festen Entschlusse hinging, mich durch nichts mehr abweisen zu lassen und dieser schmerzlichen Trennung ein Ziel zu setzen, erfuhr ich, daß meine Braut nicht nur ihre Wohnung, sondern auch Frankfurt für immer verlassen habe. Als ich wieder nach Hause kam, fand ich alle meine Hochzeitgeschenke unberührt und uneröffnet zurückgesendet, und des Abends kam mir ein Brief zu, worin mir die

Flüchtige mit den artigsten Worten mein Versprechen zurück gab und mich bat, ihrer nicht mehr zu gedenken."

Verdammen Sie Jene, die Sie lieben, nicht vorschnell, sagte ich begütigend. Sie wird Ihnen wiederkehren; das Geheimniß dieser Flucht liegt vielleicht in dem Schmerz um eine verlorene Mutter, welcher sie fern und einsam nachweinen will. Sind diese Thränen erst getrocknet, dann kehrt sie Ihnen gewiß doppelt schön und zärtlich wieder.

„Den Henker auch! rief Herr Reuling sehr verdrießlich. Wenn ich nicht andere Nachrichten hätte."

Sie wissen also wo sie ist? fragte ich.

„Nein, aber ich habe aus verläßlicher Quelle vernommen, daß sie sich verheirathet hat. Ich weiß nicht, wie sie jetzt heißt; sie hat einen jungen Menschen genommen, dem sie wahrscheinlich wie mir Liebe vorgelogen hat. Können Sie sich wohl einen ähnlichen Betrug denken, Joseph? Könnte Jemand anderes als nur ein Weib so mit einem redlichen Herzen spielen? so die Gefühle wechseln? denn sie liebte mich. Nun Freund, denken Sie sich an meine Stelle, verrathen, verlassen, wie es mir geschehen, und urtheilen Sie, ob ein solcher Schlag Sie nicht unfähig machen würde,

an Ihr Geschäft und Ihre Zukunft zu denken. So sind die Weiber, Freund, falsch, treulos, und herzlos spielen sie mit der Verzweiflung ihrer Opfer. Darum heirathen Sie nicht, denn noch schwerere und schmerzlichere Qualen harren der Ehemänner."

Ach, Herr Reuling, Ihr Rath kommt bei mir zu spät; ich bin bereits verheirathet.

„Verheirathet? nicht möglich! und seit wie lange?"

Seit fünf Monaten; diese Heirath ist mein Glück, und meine Geschichte so zu sagen das Gegentheil von der Ihren. Sie wissen ich bin fast ganz ohne Vermögen und während ich in Frankfurt auf einem Comptoir arbeitete, was über sechs Jahre dauerte, that Sparsamkeit noth, um mir ein kleines Capital zusammenzubringen. Dort machte ich die Bekanntschaft eines Mädchens, das so arm war als ich selbst: aber wir liebten uns seit dem ersten Begegnen. Ohne heilige Schwüre gewechselt zu haben, behielten wir einander fest und treu im Herzen, bis sich unsere Sterne günstiger gestellt haben würden. Trostlos war ich, als ich von ihr, die ich über Alles liebte, scheiden mußte, weil sich mir hier in Mannheim die Hoffnung auf ein entsprechendes Etablissement gezeigt hatte. Sie war keine täuschende; es ist noch kein Jahr her, so eröffnete ich

mit meinem kleinen Capital, welches die Großmuth meines frankfurter Prinzipals vergrößerte, dieses Geschäft, und noch war kein halbes Jahr verflossen, so erschien auf meinem Comptoir, wie Sie heute, Diejenige, die mein Lebensglück ist. Mit offenen Armen kam sie mir entgegen, noch immer arm, wie sie sagte, aber zugleich frei, um über ihre Armuth und Zukunft verfügen zu können. Sie sei jetzt allein in der Welt, sie habe Niemand mehr zu gehorchen als sich und mir, wenn ich die Liebe so bewahrt hätte wie sie selbst. Sehen Sie, Herr Reuling, so handelte meine Frau, ich wurde in meiner Liebe nicht hintergangen.

In diesem Augenblicke öffnete sich die innere Thüre des Comptoirs und eine schöne junge Frau trat herein.

„Was seh ich, Fräulein Auguste Römer!" rief Reuling erstaunt aus und verließ seinen Sitz.

Ich habe die Ehre, Ihnen meine Frau vorzustellen, Herr Reuling, sprach ich weiter.

„Was, Ihre Frau? nicht möglich! stotterte Reuling, das ist ja sie, welche, es ist vielleicht ein halbes Jahr, mich so sehr zu lieben vorgab!"

Sie irren sich mein Herr! erwiederte meine Frau.

„Ich mich irren, und haben denn Sie, Madame, Ihr ganzes Gedächtniß verloren?"

Ich habe es treulich bewahrt, entgegnete meine Frau mit Würde, aber da Sie meinen Gemahl kennen und der Zufall uns hier wieder zusammenführt, so will ich Ihnen das Losungswort dieses Räthsels sagen, das Sie vergeblich gesucht und nur in meiner Verläumdung zu finden glaubten. — Ich bitte, unterbrechen Sie mich nicht Herr Reuling, ich habe Alles gehört. Ich sah Sie, und es ist wohl verzeihlich, daß eine Frau in meiner Lage sich diesmal aufs Horchen legte. Wollen Sie mich also anhören.

Als der Zufall Sie meiner Mutter Bekanntschaft und die meine machen ließ, da bemerkten Sie unsere elende Lage nicht ganz; sie war drückender als Sie ahnen konnten, so sehr trachteten wir dieses Geheimniß zu verbergen. Als Sie mich zu lieben anfingen, waren unsere geringen Hilfsquellen so gänzlich erschöpft, daß noch vor dem Ende des Jahres ein Zustand der peinlichsten Entblößung hätte eintreten müssen; darum opferte ich mich auf.

„Wie, Sie opferten sich auf, Madame?“ unterbrach Herr Reuling.

Ja mein Herr, meine Mutter war noch jung, und ich hoffte sie werde so lange leben als ich selbst, — aber welch ein Leben! Sie an Wohlstand gewöhnt, sollte

jetzt mit Nahrungssorgen kämpfen. Sie schienen mir ein Retter, denn Sie konnten die Zukunft und das Glück meiner guten Mutter sicher stellen. Ich liebte meinen Kühn schon seit fünf Jahren, aber ich drängte diese Liebe in das innerste Herz zurück, entschlossen meiner Mutter jedes Opfer zu bringen. Ich gestattete, daß Sie sich mir näherten, ich ließ Sie glauben, daß ich Sie liebe; wenn Sie hierin noch weiter gingen, so war dies eine Selbsttäuschung, woran ich unschuldig bin. Indessen ich gestehe es, dachte ich, Sie so gut und ehrlich zu hintergehen, daß dieser Irrthum, wenn ich Ihre Frau geworden wäre, Ihnen das ganze Leben hindurch geblieben sein würde. Meine Mutter errieth diese Ergebung, und daher ihre Weigerung, welche Sie aus anderen Gründen ableiteten. Endlich besiegte ich ihren Widerstand, und Sie werden sich erinnern, Herr Reuling, daß ich fast Alles ablehnte, was Sie mir boten und Sie bat, es auf meine Mutter zu übertragen. Sie starb . . . . der Himmel ist mein Zeuge, daß ich ihr Leben gern mit dem meinen erkauft und ihre Tage sogar um den Preis der Liebe für meinen Gemahl erhalten hätte, wenn dies in meiner Wahl gestanden wäre. Jetzt aber, wo ich für Niemand mehr eine glückliche Zukunft zu bereiten und die Armuth

nur allein für mich zu befürchten hatte, jetzt erwachte meine Liebe wieder. Vielleicht, daß ich anders hätte handeln sollen, als ich gethan! vielleicht, daß man mich undankbar nennen kann, — aber ich hatte nicht mehr die Kraft, ein Opfer zu bringen, dessen eigentlicher Zweck verschwunden war, und mein ganzes Leben in eine Lüge zu verwandeln, ohne einem Menschen dadurch zu nützen. Ich bin keine Heldin, aber das darf ich mit Stolz von mir sagen, daß ich einmal meine Mutter mir selbst, und ein anderesmal meine Liebe dem Interesse vorgezogen habe. — Und nun, mein Herr, mögen Sie einsehen, wie Frauen oft in die traurige Lage kommen, daß man das für Liebe nimmt, was ihrerseits nur Resignation und Aufopferung ist.

Auguste verneigte sich und wollte das Comptoir verlassen.

„Bleiben Sie, um's Himmelswillen bleiben Sie Madame, rief Herr Reuling, verzeihen Sie, ich habe Sie verläumdet, weil ich Ihre edle That nicht ahnen konnte. Wenn man reich ist und das Unglück hat, mit grauen Haaren noch für jung gelten zu wollen, so hat man keine Ahnung von gewissen Tugenden, die uns nie begegnet sind. Leben Sie wohl, Kühn, leben Sie wohl, Madame, vielleicht erfahren Sie eines

Tages, daß auch ich edler Gesinnungen fähig bin und mir diese Lehre zu Herzen genommen habe."

Er eilte fort und war in einer Stunde abgereist.

Herr Reuling hielt Wort; er wollte nichts mehr von Liebschaften wissen und flüchtete wieder nach dem schönen Italien, woher uns in Jahresfrist leider die betrübende Nachricht seines Todes zukam. Mit einem rührenden Zartgefühle hatte er nicht meine Frau, sondern mich zum Universalerben seines ansehnlichen Vermögens, dem ich meine gegenwärtige Lage danke, eingesetzt. Dem Testamente aber lag der zerknitterte Heirathscontrakt mit Auguste Römer bei. —

3.

Die Nichte des Großsultans.

Die Inseln von Painthifos bilden eine Gruppe im Meere von Marmora und liegen nahe an der Enge des Bosporus. Die üppige Vegetation, der frische Odem des klaren Gewässers und die reizende Rundsicht erheben diese Inseln zu einem Garten der Lust, zu einem irdischen Paradiese. Jede derselben wurde ehemals von drei türkischen Soldaten bewacht, welche angewiesen waren, keinem ihrer Glaubensgenossen dort Zutritt und Aufenthalt zu gestatten, und so kam es, daß sich vorzugsweise die Griechen in jener schattigen und lieblichen Einsamkeit versammelten.

Im Anfang des Jahres 1831 wurde Mahmud II. über die Anzeichen der Empörung unruhig, welche bei den Sulioten und im Archipel sichtbar geworden, und beschloß sich persönlich zu überzeugen, inwiefern diese

Gährung bei den Griechen in Constantinopel Sympathien errege. Die entfernteste der Painthifos = Inseln war ihm als der gewöhnliche Versammlungsort vieler derselben bezeichnet worden. Eines Abends verfügte er sich, einzig begleitet vom Sirkiatib, beide als Kaufleute des Fanars verkleidet, den Bosporus entlang bis Kanderli, ließ sich auf die bezeichnete Insel übersetzen und trat ans Ufer. Jubelnde und singende Stimmen, Ausrufungen und Gelächter zogen bald die Aufmerksamkeit des Großherrn auf sich. Er näherte sich und gewahrte bald auf einem runden, von Platanen eingeschlossenen Wiesenplatz eine Anzahl von Griechen, die an der Lebhaftigkeit ihrer Bewegungen und an ihrem unaufhörlichen Geschwätz und Geschrei schon in der Ferne kenntlich waren und die einen Mann, der auf der steinernen Einrahmung einer Quelle saß, umgaben. Körper= und Fußbekleidung an diesem Manne war die gewöhnliche aller Rajah's; man konnte ihn für einen ausruhenden Schiffer halten, oder für einen Medak, d. h. einen Erzähler von Gewerbe, der die Menge vor den türkischen Kaffeehäusern oder in ihren Fremdenzimmern mit seinen Mährchen und Geschichten unterhält. Jedenfalls aber war er ein Neuling seines Amtes und diente hier zur Zielscheibe des Witzes, welchen alle Versammelten an

dem unerschütterlichen Phlegma dieses Mannes, den sie Joakel nannten, in lauten Spottreden übten. Begünstigt von dem blendenden Glanz der Abendsonne, die sich zitternd und die Blicke hemmend auf die Blätter der Platanen senkte, war der Sultan hinter eine dichte Baumgruppe geschlichen, winkte dem Sirkaitib zurückzubleiben, und konnte hier dem Gespräche, das seine Begierde erregte, unbemerkt und aufmerksam zuhören.

Nach einem allgemeinen Kreuzfeuer von Spöttereien, welches die Gesellschaft wegen einer langweilig vorgetragenen Erzählung auf Joakel richtete, wandte sich dieser Unverwundbare ganz ruhig an einen der lautesten Spötter und sagte in einem sehr naiven Tone:

Wenn meine Geschichten dich so schlecht unterhalten, Spiridion Nerulos, warum wählst du denn seit drei Wochen täglich mich und meine Barke, um dich von Pera hieher schiffen zu lassen? Oder solltest du vielleicht ahnen, daß ich eine andere Geschichte weiß, die dich und deine Gefährten freilich noch mehr interessiren würde? Sie rührt noch aus jener Zeit, als ich bei dem jüdischen Arzte Beni Eliab Spezereien rieb und stieß; die klingt freilich ganz anders!

Wie, wurde Joakel unterbrochen, Du, ein Christ, hast bei einem Juden, einem Christenfeinde, einem Betrüger gedient?

Man muß leben.

Nun und wie lautet das Mährchen? fragte Nerulos.

Kein Mährchen; eine wirkliche Begebenheit, die ich selbst mit erlebte. Ihr wißt doch alle, daß Beni-Elniab Leibarzt und erster Arzt des Serails war?

Ja. Was Weiter?

Und daß nach dem Sturze Mustapha's IV. alle Frauen dieses Sultans der Wuth des Bairaktar geopfert wurden? —

Das wissen wir! rief es ungeduldig von allen Seiten. —

Nun wohlan, fuhr Joakel gelassen fort, wenn den Großherrn auch keine seiner Frauen überlebte, so war dies doch mit einem Kinde der Fall, das ihm während seiner Gefangenschaft von einer Sclavinn geboren wurde. Am Tage als das Blutbad im Serail vor sich ging, war Beni-Elniab früh Morgens ausgegangen und kehrte erst sehr spät in der Nacht zurück. Am folgenden Morgen erschienen Bevollmächtigte des Bairaktars in seinem Hause, durchsuchten alle

Ecken, Gesperre und Behälter, wobei er selbst ihnen behülflich war, und verließen ihn endlich ohne Spur des Verdachtes. Nun vergingen wieder drei Monate in scheinbarer Ruhe. Beni-Elniab spielte den Sicheren, aber er durchwachte qualvoll die Nächte. Endlich bemächtigte sich Angst und Unruhe seiner so sichtbar, daß auch ich davon angesteckt wurde. In einer Nacht, da ich nicht einzuschlafen vermochte, vernahm ich ein vorsichtiges Pochen an der Hausthüre; ich fuhr aus dem Bette, verließ meine Kammer und schlüpfte im Dunkel tappend in den Hofraum. Mein Herr, der im Vordergebäude schlief, oder vielmehr wachte, war bereits an der Thüre und entriegelte sie leise. Ein Mann, in einen weiten Mantel gehüllt, trat herein. Bei seinem Anblick stieß Beni-Elniab einen halbunterdrückten Schrei aus nnd zog den Fremden hastig in sein Laboratorium hinein. Kaum athmend schlich ich an die Thüre und lauschte durch das Schlüsselloch.

Gott von Sabaoth, was ist geschehen? fragte Beni-Elniab, was führt Dich in dieser Stunde zu mir? was willst Du?

Dir das Kind wiederbringen, das Du mir anvertraut hast, antwortete der Mann, schlug seinen Mantel

auseinander und legte einen Säugling in feinen Linnen und mit Goldspangen geschmückt auf den Tisch.

Bist Du denn mit der Bezahlung unzufrieden?

Im Gegentheil, sehr zufrieden.

Verlangst Du mehr? Du sollst es bekommen.

Nein es ist genug; ich danke dafür.

So gehst Du mit dem Gedanken um, mich zu verrathen?

Ich? Dein Geheimniß liegt hier begraben; der Fremde legte die Hand an's Herz; aber ich bin Vater, auch ich habe Kinder, Beni-Elniab, Dein Gold könnte mich nicht retten, wenn man erführe — — und sie würden zu Waisen; ihnen muß ich mich erhalten.

Der Arzt mochte reden, bitten, drohen, versprechen, was er wollte, der Fremde blieb unbeugsam, endlich öffnete Beni-Elniab die Thüren, ließ ihn auf die Straße hinaus und ich schlüpfte wieder in meine Kammer.

Des andern Morgens hatte Beni-Elniab sein Haus bereits verlassen; sein Ausbleiben dauerte immer länger; er wurde nicht mehr in Stambul gesehen. Sein Eigenthum wurde gerichtlich in Beschlag genommen und endlich verkauft. Wurde er vielleicht auf seiner Flucht ergriffen,

bestraft? Das weiß wohl keiner von Euch; ich vielleicht; gewiß aber dünkt es mir, daß jener Säugling ein Kind Mustaphas IV. war.

Gewiß, gewiß, rief Nerulos in Bewegung, es bleibt kein Zweifel. Es war das Kind Mustapha's. Aber weißt Du nicht zu sagen, ob es ein Knabe oder ein Mädchen war?

Wie könnt ich das! die Nacht, meine kleine Aussicht, das zarte Alter des Kindes, wer mochte da unterscheiden?

O, wenn es ein Knabe wäre, fuhr Nerulos fort und heftete einen Blick des Verständnisses auf seine Gefährten, das gäbe für uns ein herrliches Spiel!

Das ist noch nicht Alles, sprach Joakel weiter, hört mich noch. Gestern Morgen als ich durch Hassa-Kui, die Judenvorstadt ging, begegnete mir ein weißhaariger Greis, ganz in Lumpen gehüllt. In dem Augenblicke, als er seinen Fuß auf die Schwelle eines ärmlichen Hauses setzte und sich wegen des Geräusches meiner Tritte umwendete, erkannte ich in dem Greise Beni-Elniab.

Beni-Elniab! rief Nerulos mit freudig erstauntem Tone. Sein Blick weilte wie ein Dolmetsch der Geheimnisse auf seinen Kameraden. Dann legte er

an dem Rand der Quelle eine Handvoll kleiner Kupfer- und Silbermünzen und sprach: Da nimm Joakel, für Deine Mühe und für unsere Unterhaltung. Du kannst jetzt heim rudern, uns ist die Hitze noch zu groß und wir wollen des Nachts mit dem Bote, das die Soldaten ablöst, zurückkehren.

Der Beschenkte dankte, entfernte sich und ging dem Ufer zu.

In diesem Augenblick winkte der Sultan dem Sirkiatib, ertheilte ihm leise den Befehl, die Griechen verhaften und noch in dieser Nacht in den Serailpallast bringen zu lassen, und folgte dann Joakel auf dem Fuße. Dieser band eben den Nachen los, als der Großherr herantrat; er eilte dem Unbekannten seine Dienste anzubieten und sie wurden angenommen. Bald zischte der Schaum der Flut unter dem Doppelruder und das Fahrzeug gelangte in den Bosporus.

Herr, wo beliebt Euch zu landen? fragte jetzt Joakel.

Was lässest Du Dir für einen Tag bezahlen? fragte hinwieder Mahmud.

Hm, das ist je nachdem — der Preis wechselt zwischen zwölf und fünfzehn Piaster: einmal mehr, einmal weniger.

Hier sind hundert, entgegnete der Großherr, aber nun lande so nahe Du kannst an Hassa-Kui; dann führst Du mich bis an die Schwelle jener Thüre, in welcher Du gestern Morgens Beni-Eliab sahst.

Nach diesem Befehle erfaßte den Schiffer, welchen die große Freigebigkeit bereits überrascht hatte, nun vollends ein Beben; er wagte es die Augen auf dem Fremden verweilen zu lassen, und er erkannte zitternd den Mächtigen, den er geführt; er senkte das Haupt und stammelte Bitten.

Schweig und mach' fort, befahl Mahmud; nur wenn Du pünktlich gehorchst, soll Dir verziehen werden; ich habe Alles gehört.

Joakel gehorchte; der Nachen flog wie ein Pfeil durch die Wogen und hielt an dem bezeichneten Ufer. Der Sultan erhob sich, befahl dem Führer voraus zu gehen und nach langen Umwegen kamen beide in den engen und schmutzigen Gassen von Hassa-Kui an. Es war Nacht und der Mond schien hell. Hie und da sah man einen verspäteten Einwohner der Vorstadt in sein Haus huschen; hie und da bei trübem Lampenscheine eine Dienerin der späten Rückkehr ihres Gebieters halbschlafend warten.

Hier ist es, sprach Joakel, um eine Straßenecke biegend und ein unansehnliches Judenhaus mit einer grau angestrichenen Façade bezeichnend.

Klopfe, befahl der Sultan.

Joakel klopfte; ein Lichtschimmer zitterte über den Hausflur; langsame Tritte ließen sich vernehmen und eine runzlichte Alte öffnete vorsichtig das Hausthor.

Führ uns zu Beni-Eliab, herrschte Mahmud mit rauher Stimme, und faßte die Alte am Arme, während das Hausthor hinter Joakel zufiel.

Die Alte stieß einen Schrei aus, aber sie gehorchte dieser gebieterischen Stimme und Geberde, ohne ein Wort vorzubringen. Ueber den Flur hinschreitend, öffnete sie eine Seitenthür, die in ein freundliches Gemach führte, und sprach zitternd: Hier ist er.

Das Gemach worin sich jetzt Mahmud befand, widersprach dem erbärmlichen Aeußeren des Hauses ganz. Geräumig, luftig, mit Marmor ausgelegt und mit Sophas und Teppichen eingerichtet, enthielt es in schönen Holzgeschirren eine Reihe seltener Pflanzen. Beni-Eliab — denn er war es — lag auf einer Ottomanne und las bei dem Scheine einer Lampe so vertieft in einem Buche, daß er die leise Eintretenden nicht bemerkte. Seine Kleidung paßte auch keineswegs

zu dem Bilde, das Joakel davon entworfen. Er war in ein Ueberkleid von Brokat gehüllt, trug eine Mütze aus gleichem Stoffe und Pantoffeln, deren Farbe und Eleganz einem, mit der türkischen Rangordnung vertrauten Auge hätten Anstoß geben müssen. Alles, was man hier sah, trug das Gepräge der Wohlhabenheit und des Luxus. Mahmud blieb vor dem Tische des Juden stehen, faßte Alles wohl ins Auge und rief dann mit ernstem, gebieterischem Tone: Beni-Elniab!

Der Jude war mit einem Sprunge in der Höhe, er erblickte den Sultan und das Wort erstarb ihm auf den Lippen. Eine unaussprechliche Angst bemächtigte sich seiner und wie ein todter Körper sank er dem Großherrn zu Füßen.

Aber diese Scene der plötzlichen Vernichtung entwaffnete Mahmud nicht.

Beni-Elniab fragte er, was hast Du mit dem Kinde Mustapha's angefangen?

Gnade, Gnade, stotterte der Jude in zerrissenen Worten, ich bin schuldig, nimm mein Leben, aber schone des seinigen!

Dein Leben? was soll mir Dein Leben? was hätt' ich von dir, dem Greise, zu fordern außer dem Schicksal jenes Kindes! Wo ist es? sprich!

Nein, Du kannst sein Leben nicht verlangen, rief Beni-Eliab mit Angst und Schmerz, ein schuldloses Geschöpf, ein Mädchen! Du bist zu mild und gerecht, Erhabener, sei es auch gegen mich und verschone Dein Blut und meines!

Dein Blut? fragte der Sultan erstaunt.

Ach ja, seufzte der Jude, jenes Weib, das Mustapha geliebt, es war meine Nichte, eine Waise, welche die Soldaten in Smyrna geraubt und dann im Bazar verkauft hatten. Auch sie starb in dem Blutbad des Harems, und nur ihr Kind konnte gerettet werden. Ich habe geschworen, ihm allein zu leben, und ohne Reue verließ ich mein Vaterland, um diesen Schwur zu halten. Ich kehrte nach Stambul zurück, weil ich mich nach vierzehn Jahren freiwilliger Verbannung vergessen glaubte, und weil ich meinen Geist dem Gott meiner Väter dort wiedergeben wollte, wo ich geboren worden.

Sprichst Du die Wahrheit? fragte Mahmud noch immer gebieterisch, aber in merklich milderem Tone.

So möge der Gott Abrahams und Jakobs niemals mein Gebein im Thale Josaphat versammeln, wenn ich Dich, Hoheit, nur in etwas belogen.

Aber dieses Kind, dieses Mädchen, fragte der Sultan wieder finsterer; Du hast es gewiß in Deinem Glauben erzogen?

Das Kind folgt dem Glauben des Vaters, erwiederte mit einfacher Würde der Alte.

Aber hast Du ihr auch gesagt, wer ihr Vater ist? Fürchte nichts und sprich offen.

Ja, sie weiß es, und um ihretwillen hauptsächlich bin ich nach Stambul zurückgekehrt, weil sie mir so oft den Wunsch aussprach, eines Tages, unter der Menge verborgen, Dein glorreiches Antlitz schauen zu dürfen.

Ihr Name?

Lia, wie ihre Mutter.

Es ist genug. Du thatest Unrecht, Beni-Eliab, nicht auf meine Gnade zu vertrauen, und hast jetzt den Beweis, daß die Rathschlüsse Allah's unausweichlich sind, und daß ich, sein niedriges Werkzeug, sie früher oder später auszuführen bestimmt bin. Du bist nicht ohne Schuld, aber ich fühlte Mitleid mit Dir. Erhebe Dich! — Joakel, fuhr der Sultan gegen diesen gewendet fort, indem er einen kostbaren Demant vom Finger zog, eile nach dem Serail, verlange Said Ogla den Kapidschi-Baschi zu sprechen,

zeig' ihm diesen Ring, und sag ihm, er soll unverweilt den Kislar-Aga mit einem Palankin und zwei Eunuchen hieherſenden.

Der Bote beugte sich bis zur Erde und ging.

Wo ist Lia? Sie komme! befahl Mahmud.

Beni-Elniab beugte sich zum Fenster hinaus, das nach dem Garten ging und rief das Mädchen beim Namen.

Alsogleich erhob sich eine leichte ätherische Gestalt aus der Umbuschung eines Bosquets und flog über den weißen Gartensand wie mit den Flügeln eines Vogels dahin. Eine versteckte Tapetenthüre öffnete sich und herein trat lächelnd und unschuldvoll ein reizend freundliches Mädchen. Bei dem Anblicke eines Fremden wollte es rasch zurücktreten und den Schleier überwerfen, aber Beni-Elniab führte es herbei und sprach mit feierlichem Tone: Lia, der Großherr!

Bei diesem Namen ergoß sich ein Rosenpurpur über die schönen Wangen des Mädchens und wechselte bald mit dem Weiß der Lilien ab. Sie heftete einen halb neugierigen, halb ängstlichen Blick auf den Sultan und senkte dann die Augen. Ihre Kniee zitterten, sie wankte, stieß einen leisen Schrei aus, und ihre Blicke schlossen sich. Mahmud faßte sie erschreckt in seine

Arme, brachte sie auf ein Sopha zunächst dem Fenster und setzte sich neben sie.

So saßen sie eine Weile sprach- und vielleicht gedankenlos, aber in tiefster Bewegung. Nach und nach erholte sich Lia, das Köpfchen war wohl noch gesenkt, aber die Augen offen und auf den Zügen blühte wieder die Farbe des Lebens. Mahmud war ganz in ihren Anblick versunken und konnte sich an so viel Reizen nicht satt sehen. In ehrerbietiger Entfernung stand Beni-Elniab und forschte in den Mienen des Großherrn.

Lia, sprach endlich Mahmud, nachdem er wohl lange an den geliebten Selim und den finstern Mustapha gedacht, deine Geburt fällt in eine Zeit der Trauer, die meinem Herzen ewig schmerzlich bleibt; aber gegen Dich bin ich ohne Macht, fügte er mit weicher Stimme hinzu, und in das Auge des Großherrn trat der seltene Gast, die Thräne.

Das Mädchen wandte den Kopf, erblickte diese Thräne, warf sich auf die Kniee und sprach, die Wange zutraulich an Mahmuds Brust gelehnt: Ich verlange ja nur, Dich wie einen Vater lieben zu dürfen.

In diesem Augenblicke rauschte das Geknitter eines weiten Seidenkleides durch die leise geöffnete Thür in

das Gemach herein. Der Kislar = Aga stand auf der Schwelle. Mahmud verhüllte Lia mit ihrem Schleier.

Komm, laß uns gehen, rief er, die Vorsehung Allah's hat uns vereinigt, nur sein Wille vermag uns hinfort zu trennen. Beni = Eliab komm auch Du; Dein Platz ist von nun an wieder im Serail, Du sollst uns nicht verlassen.

Sie schritten aus dem Gemache; auf dem Hausflur harrten zwei Eunuchen mit der Sänfte; Joakel wachte vor dem Hausthor. Der Sultan selbst hob Lia in den Palankin und der ganze Zug begab sich nach dem großherrlichen Pallaste.

Lia war kaum in einem der Kioske des Harems installirt, als sich Mahmud schnell nach der Kaserne der Bostandschi's inmitten des Serails verfügte. In dem Empfangsaale dieses Gebäudes, welches zugleich als Staatsgefängniß diente, lagen die Griechen von der Painthifos = Insel gebunden und von Soldaten bewacht. Der Sultan ließ ihre Bande lösen, behielt nur den Bostandschi = Baschi, den Sirkiatib und Joakel bei sich und begann das Verhör der Verhafteten.

Die Fragen des Sultans waren sehr bündig; er wiederholte ihnen jede Rede, jedes Wort das in

ihrem Gespräche mit Joakel vorgekommen war, ließ diesen Zeugniß geben, verglich ihre Erklärungen mit seinen eigenen, und setzte sie durch verfängliche Fragen in große Verlegenheit. Genug, aus diesem Verhör ergab sich nur zu bald: daß die Gährung in Morea und im Archipel sich auch den Griechen von Stambul mitgetheilt habe; daß Spiridion Nerulos und seine Gefährten mit den Rädelsführern der Empörung geheime Verbindung unterhalten, — und daß es ihre Absicht war, unter den Türken die Kunde zu verbreiten, ein männlicher Nachkomme Mustapha IV. sei am Leben, in dessen Namen sie die Janitscharen aufwiegeln und dadurch innere Zerrüttungen herbeiführen wollten.

Wer sind eure Mitschuldigen? fragte Mahmud.

Ganz Griechenland, antwortete mit Stolz Nerulos.

Und in Stambul?

Nerulos schwieg; sein kühnes Beginnen, die Kraft seines Willens und das heilige Gefühl des Patriotismus lagen auf seinen Zügen.

Die Tortur wird seine Zunge lösen, murrte der Bostandschi-Baschi.

Aber auch diese Drohung schreckte den Gefangenen nicht, mit verächtlichem Lächeln glitt sein Blick über den Bostandschi-Baschi und über Joakel hin, dann

wandte er sich mit Zuversicht an seine Genossen und rief: Freunde, keine Schwäche! der Tod ist nichts und der Schmerz wenig; sei unser Blut der erste Kitt hellenischer Freiheit! Bald werden unsere Brüder in diesen Hallen gepeinigt stöhnen; laßt uns den Schauplatz ihres Märtyrerthums einweihen!

Nein, nein, keine Schwäche! riefen begeistert durch diese Anrede die Gefangenen alle und wetteiferten an Zeichen des Muthes und der Standhaftigkeit.

Nerulos, stammelte jetzt Joakel, durch diesen Enthusiasmus tief erschüttert, ich war es nicht, der euch verrathen oder verkauft, der Großherr behorchte uns, Dein Blut komme nicht über mich!

Diese Sprache des Gewissens und der Ehre aus einem Munde, wo sie kaum erwartet werden konnte, von einem Manne, der dadurch sein eigenes Heil verwirkte, machte die Verschworenen, ja sogar die Diener des Sultans erstaunen. Mahmud schwieg, er war vielleicht gerührt, aber er zeigte es nicht; sein flammendes Auge ruhte auf Joakel, der sich, vernichtet von diesem Blitze, zurückzog. Nach einer Pause wandte sich der Sultan wieder an Nerulos.

Was würdest Du thun, sprach er, wenn ich Dir Leben und Freiheit schenkte?

Ich würde nach Griechenland gehen, um gegen Dich zu kämpfen. Ich und alle, die so wie ich denken, wir wollen uns endlich ein Vaterland erobern, und werden mit Dir und Deinen Söhnen nie anders unterhandeln, als wenn ihr jenseits des Bosporus.

Und ihr? fragte Mahmud die übrigen Gefangenen.

Wir werden zu leiden und zu sterben wissen, wie unser göttlicher Lehrer, ertönte es einstimmig.

Ein Moment des Schweigens folgte. Dann öffnete auf einen Wink des Sultans der Bostandschi-Baschi die Thüre; Wachen traten herein; Nerulos und seine neun Gefährten wurden unter starker Bedeckung hinausgeführt. Mahmud blieb mit dem Sirkiatib und Joakel allein zurück.

Wiewohl die Caserne der Bostandschi's im Mittelpunkt des Serails liegt, so kann man doch aus einem Fenster des großen Saales bis an das östliche Ende des Pallastes sehen und mit aufmerksamen Ohre, zumal bei Nacht, das ferne Geräusch der Stadt und das des nahen Meeres vernehmen. An diesem Fenster stand jetzt der Großherr still, nachdenklich und horchend. Ein dumpfes Getöse, wie das eines schweren fallenden Körpers, tönte vom Bosporus herüber, jetzt wiederholte es

sich, jetzt wieder, bis es zehnmal erschollen. — Das Gericht war gehalten und die Verschworenen in ledernen Säcken ins Meer gestürzt.

Mahmud trat vom Fenster, er war blaß und um Aug' und Lippe zuckte der Ausdruck des Schmerzes, ja vielleicht der Reue. Als er aus dem Saale schritt, kam er an Joakel dicht vorüber, seine Miene verfinsterte sich, wie bei dem Anblick eines verhaßten Werkzeuges; ein Goldbeutel unwillig hingeschleudert, fiel zu den Füßen des Zitternden; ein fürchterlicher Blick gebot ihm das großherrliche Antlitz zu meiden. Als Joakel wieder Fassung gewann und sein Blutgeld aufhob, war der Sultan längst verschwunden.

Nachdem ein halbes Jahr nach diesem ersten Act der politischen Strenge vergangen war, dem bald noch fürchterlichere Scenen folgten, sah man Lia, die von dem Sultan den Beinamen Pembe-Haza, d. h. Rosen-Atlas, erhalten hatte, in Begleitung der Sultanin Bejhau den Kiosk Achmed's III. an den süßen Wässern beziehen. Aber es war nicht mehr das blühende und heitere Mädchen, wie es in Hassa-Kui gefunden worden; jetzt waren die schönen Wangen blaß, das leuchtende Auge starr und durch die schlanken Glieder schlich ein unheimliches Fieber. Der Großherr

und seine Tante hofften die Leidende in dem neuen reizenden Aufenthalt genesen und neu aufblühen zu sehen; aber sie hatten keine Ahnung von dem Jammer, der dieses unschuldige Herz heimlich zernagte, von dem Gifthauch des Lebens, der vernichtend über diese Blume hingefahren war. Eines Tages wiegte der Großherr die schweigende Kranke auf seinen Armen und sagte ihr viele liebe Worte, wie ein Vater seinem geliebten Kinde, wobei ihm wieder die Thräne ins Auge trat; — da vernahm er einen leisen Seufzer, das Mädchen richtete den Kopf empor, berührte seine Wangen mit einem zitternden Kusse und sank leblos zusammen.

Wie dieser unerwartete schmerzliche Fall auf Mahmud wirkte, läßt sich nicht beschreiben; die ganze Energie und Kraft dieses unbeugsamen Charakters schien vernichtet; der Sultan verschloß sich in seine Gemächer und lebte lange Zeit hindurch nur seinem Schmerze, und niemals seit jenem Augenblick betrat er den Kiosk Achmed des III. wieder.

Aus den Mittheilungen der Sultanin Bejhau aber ging die Lösung dieses schmerzlichen Räthsels hervor. Lia hatte im Harem erfahren, welches das Ende ihres Vaters, Mustapha des IV., und wer

sein Mörder gewesen. Das war der Gifthauch des Lebens, der vernichtend über diese Blume fuhr und sie zum Tode knickte. Die Tochter des unglücklichen Mustapha liebte insgeheim denjenigen, den sie hassen mußte. — Den Mörder ihres Vaters.

4.

Die Seifenblasen.

Nichts von Palläſten und hohen Perſonen diesmal! Machen Sie eine kleine Reiſe mit mir in die reizenden Umgebungen von St. Etienne en Forez. Sie ſehen ein üppiges Land vor ſich, blauen lachenden Himmel darüber hingebreitet, Sie wandeln mit mir einen rings umgrünten Pfad entlang und ſtehen nun vor einem Häuschen, das innen weiß und reinlich, außen ganz in das ſchwellende Grün des Weinlaubes gehüllt und von hellſingenden Vögeln umflattert iſt. Nun klopfen wir an die Thür eines Stübchens; wir treten ein und befinden uns in einem Gemache, das rings mit Zeichnungen, Ziffertabellen und geometriſchen Figuren decorirt iſt, und erblicken darin einen jungen Mann, der mit offenen Augen träumt, denkt, arbeitet, erfindet, der auf den Schwingen der Phantaſie die Erde durchſchreitet

und mit arithmetischen Formeln und physischen Hypothesen die Räume des Weltalls messen möchte. Der junge Mann, wie Sie ihn jetzt hier vor Sich sehen, ist noch nichts für die Welt; aber eines Tages soll er ihr viel werden; dann spricht man von seinem Genie, von seinen Forschungen, Arbeiten und von seinem Ruhme, denn sein Name ist — Joseph Montgolfier. —

In seinem dreizehnten Jahre war Joseph Montgolfier aus dem Provinz-Collegium entflohen; Griechisch und Latein, Rhetorik und Philosophie ekelten ihn an; in seinem fünfzehnten erfaßte ihn ein glühender Eifer für die nützlichen praktischen Künste und für concrete Wissenschaften. Die väterliche Bibliothek lieferte die Elementarwerke, seinen Studien eine bestimmte Richtung zu geben, und bald gelangte er durch selbstständige Versuche zu überraschenden Lösungen der schwierigsten geometrischen Probleme. So war er zwanzig Jahre alt geworden, als er nach dem dringenden Wunsche seines Vaters, eines reichen Papierfabrikanten zu Annonay, sich diesem Fabrikat und dem Handel damit zuwenden sollte. Aber dieses Geschäft alltäglicher Manipulation und Routine war so sehr gegen Joseph's Wunsch und Geschmack, daß er es vorzog, auf gut Glück und Aben-

teuer in die Welt hinaus zu gehen, und heimlich das väterliche Haus verließ.

Bald war Annonay in seinem Rücken, und nachdem er Frankreich mühevoll und entbehrend die Kreuz und Quer durchwandert hatte, kam er eines Abends müd und krank vor eben dieser Hütte an, um hier auszuruhen und seine Gesundheit, seinen Muth und sein Hoffen wiederzufinden. Es gelang ihm bald, seine geistigen und körperlichen Kräfte wieder zu sammeln; in dieser paradiesischen Umgebung erwachten Stolz und Ehrgeiz von ehemals und seine brennende Begierde nach Ruhm wieder; Ruhe und ein durch Thätigkeit gesicherter Lebensunterhalt gaben ihm den festen Willen, etwas Großes zu leisten, um in der Welt genannt zu werden, und in dieser kleinen freundlichen Hütte fing er an, seine geistigen Siege durch Studien, unermüdliche Geduld und rastloses Arbeiten vorzubereiten. Fast immer allein, in einem bescheidenen freundlichen Stübchen dieses Hauses, das er gemiethet hatte, lebte Joseph Montgolfier hier ziemlich lange ausschließlich von dem Ertrage chemischer Producte, die er in den Nächten fertigte und die er dann des Sonntags den Aerzten, Apothekern und Krämern des nahen Städtchens zum Verkauf brachte. Ganz vertieft in mathematische Probleme und physica-

lische Versuche, begann er hier die Reihe seiner Erfindungen mit einer höchst zweckmäßigen Vereinfachung und Vervollkommnung der Papier-Fabrikation und mit der Erfindung des Velins, welche er seinem Vater in einem anonymen Briefe und Memoire zuschickte; bald folgte eine neue Art von Luftpumpen; durch seine Vorarbeiten wurde die Erfindung der Stereotyp-Platten eingeleitet, und endlich kam sein Geist auf die Entdeckung jener berühmten, so einfachen als nützlichen Wasserschraube.

Seine Reisen und Abenteuer, alles, was er Großes und Schönes gesehen, oder erst sah, alles hatte geheimnißvolle Eindrücke in ihm hinterlassen, alle diese Bilder lebten wie Anregungen in seiner Seele, um ihr vielleicht demnächst in einer neugewonnenen Gestalt, in einer neugefundenen Anwendung zu entsteigen. — Kennen Sie die schöne Sage von der Nymphe Egeria? Diese Königin ohne Krone, diese holde, geheimnißvolle Rathgeberin, die sich in einem blühenden Haine verbirgt und unsichtbar, räthselhaft und liebevoll ihrem Numa zuflüstert, was er zum Heile der Menschheit thun solle, — ist es nicht eine der reizendsten Mythen des Alterthums? Und sehen Sie und suchen Sie genau, so finden Sie in dem tiefinnersten Leben und in den Seelenzuständen

fast jedes bedeutenden Namens eine holde Egeria, ein göttergleiches Frauenwesen mit überzeugendem Zuflüstern, mit begeisterndem Worte. Manchmal erscheint sie vor den Augen eines solchen Mannes urplötzlich, ein Werk des Augenblicks und Zaubers, halb verschleiert und doch kenntlich, leise nur andeutend und ihm doch verständlich.

Eines Abends, als Montgolfier nach einem langen und beschaulichen Spaziergange, der ihn in Begeisterung und Entzücken versetzt hatte, des Heimwegs gedenken mußte und diesen nach seiner Hütte einschlug, erblickte er plötzlich in einer blumigen Wiese ein überaus schönes, junges Bauernmädchen in zierlichem Sonntagsstaate, das den Ankömmling gar nicht bemerkte, sondern sich singend vom Anger erhob und mit einem leichten Seidennetze in der Hand auf die bunten Insecten und Schmetterlinge, die es umschwärmten, Jagd zu machen schien. Auch Joseph that, als ob er nichts gesehen, verbarg sich hinter einem Hagebuchenstrauch, und die kleine Schöne setzte sich wieder; sie griff jetzt nach einem Strohhalm, den sie an die rosigen Lippen brachte, befeuchtete dann sein zweites Ende in dem kleinen Holznapfe, der ihr zur Seite stand, blies nun in das Röhrchen hinein, und im selben Augenblicke entstieg

diesem eine Reihe bunter Seifenblasen, die das unschuldige Mädchen rings um sein Köpfchen herum tanzen ließ und mit seinem Athem in Bewegung setzte. — Jetzt nahte sich Joseph der jugendlichen Schönen, betrachtete sie mit Aufmerksamkeit und stillem Vergnügen und sprach zu ihr:

Mein holdes Kind, folge meinem Rath, laß diese Seifenblasen jetzt, und nimm dich vor dem Gewitter in Acht, das dort heraufsteigt. Sieh, wie der Wind schon über die Wiese hinstreicht, wie die Wolken heranziehen und wie der Donner schon in der Ferne zu hören ist. Nochmals, mein Kind, sieh, daß du schnell nach Hause kommst, und der Himmel geleite dich! —

Statt seinem Rathe eiligst zu folgen, dankte ihm die kleine Königin der Wiese, das schöne Kind mit den Seifenblasen, durch eine kurze Bewegung und lächelte ihn ruhig und heiter an; aber mit Einem Male trübte sich ihre freundliche Miene, sie wandte die Blicke gen Himmel, stüsterte unverständliche Worte und fing bitterlich zu weinen an.

Guter Gott! rief der junge Mann, indem er sich zu ihr hinkniete, was sollen diese Seufzer und Klagen, diese Thränen und dies tiefe Leidwesen? Auch ich leide und weine oft und möchte wohl darum deines Ver-

trauens, Deiner Freundschaft werth sein. Sprich also ohne Zagen und Erröthen: ich sehe Dich an und höre Dir zu. —

Sie sind, begann die schöne Weinende mit einem seltsamen Blicke, wie mich dünkt, ein Gelehrter aus der Stadt, vielleicht gar aus Paris; wohlan, wenn Sie mir dienen, mich trösten und meinem Jammer eine Gränze setzen wollen, so suchen, erdenken, erfinden Sie für mich ein kleines Schiff, worauf ich in der Luft schiffen, einen Wagen, mit dem ich durch die Wolken fahren kann, oder Flügel, wie sie die Schmetterlinge, die Vögel, die Engel haben, auf denen ich täglich in den Himmel empor schweben kann, um dort meine geliebte Mutter wieder zu sehen und sie zu umarmen. Mit dem Wunsche und der Hoffnung, durch Gottes Gnade einmal zu ihr zu gelangen, sitze ich erwartungsvoll täglich auf dieser Wiese; dann greif ich nach dem Strohhalm und hauche eine Menge glänzender Bläschen in die Luft: die tanzen um mich herum, ich blase sie immer höher empor, sie verschwinden vor meinem Blick, schweben vielleicht in den Wolken hinauf und gelangen an die Schwellen des Himmels, wo die Mutter sie als meinen Athem, meine Liebkosungen und Küsse empfängt.

Sonderbar! bei diesen fast irrsinnigen Reden des schönen Mädchens erbebte Joseph im Innersten, wie Einer, der aus süßem Schlummer plötzlich auffährt; der Strahl einer schnellen Eingebung zuckte über seine Stirne hin; ein unerhörtes kühnes Hoffen machte sein Herz pochen und entflammte seinen Geist; er schloß die Augen und versank in tiefes Nachdenken. Aber dieses dauerte nicht lange, denn siehe, jetzt stieß das Mädchen einen schmerzlichen Schrei aus und deutete nach dem Wege, von welchem ein Greis hergeschritten kam; augenblicklich wurde sie ganz blaß und zitterte; dann raffte sie schnell ihr Spielzeug zusammen, drückte herzlich und heftig die Hand des jungen Mannes und verschwand auf der entgegengesetzten Seite in dem Gebüsche. Joseph ging auf den alten Landmann, dessen Anblick die Kleine so sehr erschreckt hatte, zu, begrüßte ihn und forschte nach dem Namen der Entflohenen.

Sie heißt Seraphine, antwortete der Greis, und ich bin ihr Vater. Unruhig über ihr langes Ausbleiben, kam ich sie zu suchen, weil sie oft hier einzuschlafen pflegt; gewiß hat sie Angst vor meinen Klagen und Vorwürfen, und nun läuft sie gar davon. Sicher hat Sie Ihnen viel thörichtes Zeug und Träumereien erzählt; aber Sie müssen ihr das verzei-

hen, denn die Arme ist seit zwei Jahren irrsinnig. —

Wie, irrsinnig! —

Ja, seit dem Tage, wo es Gott gefallen hat, mein gutes Weib, ihre arme Mutter, zu sich zu rufen. Seit jenem Augenblick entsagte Sie allen Freuden und Zerstreuungen der Jugend und hatte für nichts mehr Sinn, als für den Namen und das Andenken der Mutter. Kaum daß sie noch Nahrung zu sich nahm und schlief, und so verlor sie nach und nach ihre Farbe, ihre Gesundheit, ihr heiteres Wesen und, als sie nichts Anders mehr zu verlieren hatte, ihren Verstand. Jetzt ist sie von einer eigenthümlichen Idee befangen: sie will durchaus die Lüfte durchwandern, in den Himmel dringen und dort ihre Mutter besuchen; und wenn ich sie frage, auf welchem Fahrzeug sie durch die Lüfte reisen will, so antwortet sie leise und an mein Ohr flüsternd: Mein Luftwagen wird eine große Seifenblase sein! —

Das Ende dieser einfachen Geschichte ist nun leicht zu errathen. Joseph arbeitete mit erfinderischem Scharfsinn den abenteuerlichen Gedanken des Mädchens zum Nutzen der Wissenschaft aus; er trachtete, wenn ich mich so ausdrücken darf, die Seifenblasen der Kleinen in eine dauernde Form zu verwandeln, und am 5. Juni

1783 ließen die Brüder Montgolfier zu Annonay unter dem Jubel einer zahllosen Menge den ersten Ballon, aus Papier und Leinen gefertigt, in die Lüfte steigen, den Aerostaten, den die Welt bald eine Montgolfiere hieß, während ihn Joseph's Herz heimlich immer eine Seraphine nannte, zum Andenken an ein holdseliges verklärtes Wesen, das den Weg zum Himmel durch die Lüfte gesucht und, ach! nur zu bald durch das Grab gefunden hatte.

Kurze Zeit nach den auch in Paris sehr glücklich wiederholten Versuchen fragte Jemand den berühmten Franklin: Was in aller Welt soll aus dieser kindischen Erfindung der luftigen Papiergloben werden? —

Weiß man denn, entgegnete der tiefe Denker, was aus dem Kinde wird, das so eben zur Welt gekommen ist? —

Aber das Kind des genialen Montgolfier braucht lange Zeit, um ein Mann zu werden, trotz den ernsten und kühnen Bemühungen seines dermaligen Nährvaters Green, der am 12. Juli 1841 die 278te Luftfahrt zurück gelegt hat. Und wenn die arme kleine Seraphine noch lebte, sie könnte noch immer flehen um ein kleines Schiff, worauf sie in die Luft schiffen, ei-

nen Wagen, worauf sie durch die Wolken fahren, oder um Flügel wie sie die Schmetterlinge, die Vögel und Engel haben, auf denen sie in den Himmel empor schweben könnte, um dort ihre geliebte Mutter zu umarmen.

5.

Ein verhängnißvoller Name.

Gegen das Ende Novembers 1813 schritt in Paris ein Greis den Quai St. Michel hinab und ging wie es schien nach dem stark bevölkerten aber armen Quartier, welches die Hauptkirche Notre-Dame umgibt. Auf dem Antlitz des Alten, der wohl ein wenig gebückt und auf ein hohes Rohr gestützt einherging, lag der Ausdruck ehrwürdiger Milde und stiller, fast scheuer Resignation wunderbar gepaart. Trotz seines hohen Alters, denn er zählte 75 Jahre, ging er aus einem Hause in das andere, stieg drei und vier Stockwerke hinan und bis in die Dachstübchen, besuchte mehrere Familien, in denen Kranke waren, tröstete durch milden Zuspruch die Armen, verordnete den Leidenden wirksame Arzneimittel und verließ diese Wohnungen des Jammers oft erst dann, nachdem er auf dem Tische oder Kamine die

nöthigen Beträge für Apotheke und Lebensunterhalt heimlich hingelegt hatte.

So war er diesmal, als er den Rundgang der christlichen Liebe und ärztlichen Hülfe vollendet, eben im Begriffe von Müdigkeit in einen Wagen zu steigen, als er eine verschämte Stimme vernahm, die ihn leise um ein Almosen ansprach. Er sah sich um und erblickte einen jungen Mann.

„Warum arbeiten Sie nicht?" sprach er, „ich bin nicht so reich, um auch Jenen beizustehen, die sich selbst helfen können." —

Der Bittende sprach kein Wort mehr, wandte sich rasch um und lief nach dem Ufer zu, wo er sich nach kurzem Zögern in die Seine stürzen wollte, als ihn ein Arm von rückwärts aufhielt, es war der Greis, der den finsteren Entschluß des Unglücklichen ahnend, nachgeeilt war und den Unglücklichen vor dem Selbstmord gerettet hatte. —

„Verzeihen Sie mir einen Moment der Härte und des Unrechts" sprach er mild und wollte dem jungen Manne ein Fünffrankenstück in die Hand drücken; aber dieser wies die Gabe höflich zurück.

„Besser heut als morgen sterben!" erwiderte er, „dieses Almosen, das ich in einem Augenblick der Schwäch-

erbettelte, würde meinen Todeskampf doch nur um ein Paar elende Tage verlängern."

Er wollte sich entfernen, sank aber matt und fast ohnmächtig zusammen. Der Greis ergriff die Hand des Unglücklichen, fühlte seinen Puls und fand ein heftiges Fieber vorherrschend, welches sich auch bereits in den veränderten Zügen des Leidenden unter den gefährlichsten Symptomen ankündigte. Er faßte ihn daher rasch auf und führte den Willenlosen in ein nahgelegenes Haus drei Treppen hoch, wo er ihn in die Wohnung von ehrlichen und gutmüthigen Schreinersleuten brachte.

„Madame," sprach der Arzt hier zu einer Frau von etwa vierzig Jahren, „Sie haben den Wunsch ausgesprochen mir dankbar sein zu wollen für die Sorge, womit ich Sie behandelt: hier ist eine Gelegenheit dazu. Dieser junge, mir befreundete Mann ist krank; nehmen Sie ihn bei sich auf und pflegen Sie ihn bis zu seiner Herstellung. Diese Börse versehe Sie mit dem Nöthigen, um für Ihren Gast sorgen zu können." —

Eher geben wir unser eigenes Bett her, unterbrach ihn der Schreiner, als daß wir Jemanden, den Sie, Herr Doctor, uns zugeführt, an Etwas Mangel leiden ließen.

Und Mann und Frau beeilten sich zur Wette dem

Kranken, der sich nur mühsam aufrecht erhielt, ein Lager zu bereiten; er wurde entkleidet; der Arzt schrieb Recepte und traf Anordnungen und schied mit dem Versprechen morgen bei Zeiten wiederzukommen.

Des andern Tages hatte sich der Zustand des Kranken bedeutend verschlimmert; das Fieber war mit furchtbarer Heftigkeit ausgebrochen, wozu sich ein starkes Delirium gesellte, worin der Arme viele sonderbare Reden in einer fremden Sprache vorbrachte, die der Arzt als die Deutsche erkannte.

So gingen 8 Tage hin, während welcher die Eheleute das Bett des Anvertrauten nicht verließen und die Sorgfalt des Doctors alles zur Rettung aufbot. Diese Bemühungen sollten gelohnt werden. Die Irrreden hörten auf, das Fieber ließ nach und als nun der Zustand der Gefahrlosigkeit eintrat, gab es im Hause des Schreiners einen Festtag, denn er und sein Weib hatten sich gewöhnt den jungen Mann wie einen Sohn zu betrachten.

Die ersten Worte, die der Genesende wieder sprach, waren ein Dank an seine milden Wirthe und die Frage nach dem Namen des edlen Mannes, dem er sein Leben doppelt verdankte. Aber zu seinem großen Erstaunen hörte er, daß die Leute den Namen des Greises

nicht wußten. Er behandelte einen ihrer Nachbarn und als dieser erfuhr, daß auch die Schreinersfrau krank darnieder liege, bat er den Doctor auch sie zu behandeln; er that es, und mit dem glücklichsten Erfolge, und war nicht zu bewegen, von den Leuten, denen er Gesundheit und Glück wiedergegeben, einen Beweis der Erkenntlichkeit anzunehmen. Diese schlichte Erzählung der guten Leute, dieses tiefgefühlte Lob des edelmüthigen Greises bewegte das Herz des jungen Mannes und steigerte noch den Dank gegen seinen Wohlthäter.

Als dieser des Abends kam, ergriff der Recouvalescent seine Hand und drückte sie mit Rührung an die Lippen.

„Ich danke Ihnen das Leben," sprach er, „ja mehr noch, ich danke es Ihnen, ein Verbrechen nicht begangen zu haben!" —

„Ein Verbrechen, ja mein Sohn! denn es bleibt immer ein Verbrechen, sich durch unverantwortlichen Selbstmord den Prüfungen Gottes, ja selbst den Unbilden der Menschen zu entziehen, womit diese zuweilen unsere besten Dienste belohnen. Die erstern werden uns jenseits vergolten werden, an den letztern aber rächt man sich am besten durch Verachtung oder noch edler durch Verzeihung."

Der Greis seufzte bei diesen Worten so tief, daß man leicht erkennen mochte, wie schmerzliche Rückerinnerungen in ihm diese Rede wach gerufen hatte. —

„Und wie" fragte der junge Mann, „Sie so gelehrt, so edel, so großmüthig, hätten auch Sie Ursache, sich über die Menschen zu beklagen?" —

„Lassen wir diese Wunden," entgegnete der Alte, „die nicht einmal die Hand meines Freundes berühren darf. Lassen Sie hören, sprechen wir jetzt von Ihren Planen, da sie auf dem Wege zur Genesung sind. Was wollen Sie anfangen und worin kann ich Ihnen dienlich sein?"

„Ich bin Ihnen die Geschichte meines Lebens schuldig, selbst wenn diese in Geheimnisse gehüllt wäre; doch ist sie ganz einfach und gewöhnlich.

Ich bin von Wien gebürtig, wo mein Vater die Heilkunde mit einem viel rühmlicheren als einträglichen Erfolge ausübte. Er starb vor vier Jahren und hinterließ meiner Mutter und mir nichts als das geringe Einkommen von einem kleinen Häuschen und die zweifelhafte Hoffnung auf eine streitige Erbschaft in Paris. Ich selbst hatte meine Studien theils unter väterlicher Anleitung, theils unter den geschicktesten deutschen Aerzten gemacht, und meine Wünsche waren erfüllt, wenn

es mir gelungen wäre, eine kleine Praxis und mit ihr das Nöthige zu erwerben, um eine entfernte Anverwandte, meine geliebte Minna, heiraten zu können.

Nach einem Jahre fruchtloser Versuche, vergeblichen Harrens und getäuschter Hoffnungen, gab mir meine Mutter den Rath, nach Paris zu reisen, um hier wo möglich jene Erbschaft zu gewinnen, welche nun die einzige Möglichkeit für meine Heirath geworden war. Ich gehorchte, verließ Wien, kam nach Paris und instruirte mich über die Angelegenheit.

Meine Ansprüche waren unbestreitbar; aber es mußte prozessirt werden und ich hatte nicht genug Mittel, um Sachwaltern und Advocaten Vorschüsse zu machen. Dazu war ich in einem fremden Lande, kannte Niemand in Paris und war an Niemand empfohlen. Zu diesen Schwierigkeiten gesellten sich noch andere. Der Krieg zwischen Deutschland und Frankreich war neu ausgebrochen, wodurch es mir völlig unmöglich wurde nach meiner Heimath zurückzukehren; ich durfte mich glücklich schätzen, hier unbemerkt zu bleiben und nicht als Kriegsgefangener eingezogen zu werden. Einige Zeit hindurch lebte ich von Lectionen, welche ich mehren Studenten in der deutschen Sprache gab: aber bald entzog mir eine Krankheit auch diese letzte Quelle. Leidend, erschöpft,

fast wahnsinnig, — doch Sie wissen das Uebrige. Ich bettelte, und ohne Sie wäre ich todt, todt durch einen Selbstmord, du großer Gott!"

„Der Name Ihres Vaters," bemerkte der Greis, „ist mir wohl bekannt trotz der Unwissenheit, in welcher wir Franzosen sonst über auswärtige wissenschaftliche Bestrebungen verharren. Ich weiß, daß die Heilkunde und Naturwissenschaft ihm bedeutende Entdeckungen verdankt." —

„Mein Vater wandte seine Forschungen insbesondere dem Nervensystem zu; er hat in diesem Zweige ergänzt und erwiesen, was vor ihm im Auslande durch Mojou, Castel, Cabanis, Petit und Suer begonnen wurde." —

Der Greis erblaßte und seine Stimme zitterte merklich als er fragte: „Und zu welchem Resultate gelangte er durch seine Arbeiten?" —

„Daß von allen Todesarten, die auf der Welt vollzogen werden, keine schmerzlicher und grausamer ist als die Enthauptung," entgegnete der junge Deutsche.

Der Arzt, welcher aufgestanden war, um seine innere Bewegung zu verbergen, sank bei diesen Worten kraftlos auf seinen Stuhl zurück, er wollte sprechen, aber seine Lippen brachten nur unverständliche Laute vor.

„Ja, mein Herr," fuhr der junge Mann fort, „mein

Vater besaß den traurigen Muth, alle diesfälligen Experimente, welche die genannten Aerzte vor ihm gemacht, zu wiederholen und zu prüfen. Um sich über die Geheimnisse der Natur aufzuklären, begab er sich unter die Schaffote, um die Häupter der Unglücklichen in Empfang zu nehmen, die ihm das Schwert des Henkers lieferte. Und hier gewann er die trübe Ueberzeugung, daß noch geraume Zeit nach der Enthauptung das Bewußtsein unzerstört, in aller seiner Kraft und ohne seine Perceptionen zu verlieren, in dem Kopfe fortbesteht. Er sah, wie vor ihm Aldini, ein, daß die Thätigkeit der Muskeln noch drei Viertel Stunden nach dem Schwertstreiche fortdauert. Er sah Köpfe, die bereits 15 Minuten lang vom Rumpfe getrennt waren, ihre Augen schließen, wenn ihnen ein Licht vorgehalten wurde; er erprobte, daß sie für Stimulation Gefühl haben und daß die Zunge, aus dem Munde herausgestreckt und mit einer Nadel berührt, sich augenblicklich zurückziehe, wobei die Züge den Ausdruck des Schmerzes annehmen. Gleicherweise gewahrte er, daß auch der Sinn des Gehörs noch fungirt. Ich selbst sah mit Schaudern die Köpfe zweier gerichteten Giftmischer ihre Augen nach jener Seite hinbewegen, von welcher sie beim Namen gerufen wurden." —

Der Greis bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen und weinte. —

„Meine Erzählung," schloß der Deutsche, „bewegt Sie. Auch meinen Vater erschütterten jene gräßlichen Untersuchungen, denen er sich nur widmete, um einen französischen Arzt, den Erfinder einer grausamen Todesmaschine, zu widerlegen; einer Maschine, welcher als würdiger Lohn sein Name ewig angekettet bleibt: Guillotin!"

Bei diesen Worten erhob sich der Greis majestätisch. „Junger Mann," sprach er mit würdevoller Sanftmuth, „überlassen Sie dem Pöbel die Verläumdung und beschuldigen Sie einen ehrlichen Mann nicht nach gemeinen und lügenhaften Gerüchten. Guillotin, den Sie verachten und dessen Gegner Ihr Vater war, Guillotin, dessen Namen nur mit Entsetzen genannt wird und, wie Sie sagen, ewig an ein Blutgerüst angeklebt bleibt, Guillotin verdient weder diese Verachtung, noch diese Schmach und Schande. Hören Sie mir aufmerksam zu, denn die Worte, die ich zu Ihnen reden werde, müssen doch dereinst von redlichen und edlen Herzen verstanden und geglaubt werden. —

Als der Nationalconvent sich damit beschäftigte, das alte Strafgesetz umzuschaffen, proclamirte er als Grund-

princip des neuen Werkes Gleichheit der Strafen für alle Classen der Bürger, Persönlichkeit des Verbrechens, dessen Schmach nicht mehr auf die Familie des Schuldigen zurückfallen sollte, und Aufhebung der Torturen und zwecklosen Martern. Guillotin, der bis in Ihr Deutschland ein Name des Fluches geworden ist, derselbe Guillotin, der seit sechs Jahren dieselben Studien wie Ihr Vater gemacht hatte und, sei es nun ein Irrthum oder dies die Wahrheit, gerade zu den entgegengesetzten Resultaten und Ueberzeugungen gelangt war, schlug vor, die Enthauptung an die Stelle der vielfältigen, bis dahin üblichen Todesstrafen des Stranges, des Rades, des Scheiterhaufens treten zu lassen. Wie der Kopf vom Rumpfe getrennt ist, so stirbt der Gedanke und mit ihm jedes Gefühl des Leidens — dies war seine feste Ansicht; die nervösen Bewegungen, in welchen die Leiche noch fortzuckt, sind nur mechanisch und beruhen auf keiner Sensibilität. Ueberzeugt von dieser Wahrheit machte er seinen Vorschlag, welcher einstimmig angenommen wurde.

Wenn nun einmal das Werk der sanctionirten Blutrache von der civilisirten Gesellschaft an einem unglücklichen Mitgliede derselben vollzogen werden sollte, so handelte es sich in philantropischer Hinsicht wenigstens

darum, die letzten Augenblicke Jener, die dem Gesetze verfallen, so kurz und schmerzlos als möglich zu machen. Auf diese Vervollkommnung bedacht, deutete Guillotin als sicherstes und wenigst grausames Mittel die Anwendung einer Maschine an, welche seit Jahrhunderten in Italien erfunden und bekannt*) war, deren Beschreibung Labat geliefert und deren Abbildung schon auf den alten Gemälden der bizantischen Schule vorkömmt. Das war Guillotin's Verbrechen, das hat Fluch und Verfolgung über ihn gebracht!

Wenn man wenigstens sein ganzes Leben kannte, dies Leben, ich kann es mit gerechtem Stolze sagen, ohne Makel und Vorwurf, rein vor Gott und den Menschen! Aber sie wissen nichts als zu verläumden und zu verdammen! —

Da Sie nun die Rechtfertigung seines Unglücks gehört und ihn hoffentlich nicht mehr verachten, so sollten

*) Unter dem Namen Manaia; die Erfindung der Maschine soll persischen Ursprungs sein; allein sie wurde schon früh in Europa gebraucht, und Konradin von Schwaben wurde zu Neapel (1268) nicht durch das Schwert, sondern alten Nachrichten zufolge, durch eine Art von Guillotine enthauptet, die man die „welsche Falle“ nannte, und deren Gebrauch bald darauf auch in Deutschland, Böhmen, England u. a. Ländern bekannt wurde.

Sie auch sein übriges Leben kennen lernen, um ihn vertheidigen und achten zu können, damit sich dereinst doch Eine Stimme zu seinem Gunsten erhebe.

Zu Saintes geboren*), trat er zuerst in das Collegium der Jesuiten in Bordeaux, entsagte aber bald dem beschaulichen Leben und ging nach Paris, um seinem innern Drange zu den medizinischen Wissenschaften zu genügen; das Bedürfniß, etwas für die Leiden seiner Mitmenschen thun zu können, wendete ihn der Heilkunde und vorzugsweise der Chirurgie zu. Bedeutende und gewissenhafte Forschungen zogen ihm die allgemeine Aufmerksamkeit zu und er übte seinen edlen Beruf nicht ohne Erfolg und Ruhm bis zu dem Augenblick aus, wo die Revolution ausbrach.

Der Arzt der Körper wollte nun auch ein Arzt der Geister werden und schloß sich der großen Bewegung an, welche, wie er hoffte, sein Volk emancipiren sollte. In diesem Sinne schrieb er jene bekannt gewordene Brochüre „Petition der Bewohner von Paris und der sechs Corps" worin er verlangte, daß die Repräsentation des Bürger- und Bauernstandes in der Nationalversammlung wenigstens eben so groß sei, als die der

*) Am 28. Mai 1738.

beiden privilegirten Stände zusammen. Diese Schrift erregte allgemeines Aufsehen; das Parlament fühlte sich durch sie beunruhigt und rief den kühnen Bürger, der sie verfaßt hatte, vor seine Schranken. Dieser aber wich von keinem seiner Grundsätze, die er klar durchzuführen wußte und trat endlich, freigesprochen, ja fast unter Gutheißung seiner Ansichten, ab.

Und nun hätten Sie die Menschenmenge sehen sollen, die ihn vor den Thoren des Tribunals erwartete, diese Menge, die ihm Beifall zujubelte und ihn im Triumphe nach Hause führte; dieses Volk, das in dankbarer Begeisterung den Namen ausrief, der jetzt fürchterlich klingt und den auszusprechen ich selbst nicht mehr wage. Der Verfasser jener parlamentarischen Broschüre erfreute sich lange der Popularität und Beliebtheit bei seiner Nation. Er wurde von den Pariser Bürgern zum Wahlmanne für Bestimmung der Mitglieder zur Nationalversammlung ernannt; die Darstellung der Menschenrechte beschäftigte ihn bald darauf bei ihrer Redaktion; und später wurde ihm als Mitglied der Nationalversammlung der ehrenvolle Auftrag, einen Vorschlag zu den nothwendigen Sanitäts-Reformen in Paris und zur Errichtung medizinischer, chirurgischer und pharmazeutischer Schulen auszuarbeiten, und damals war es

wo ihm der unglückliche Gedanke beikam, auch in der criminellen Justiz eine Reform zu beantragen. —

Zur Belohnung wurde er ins Gefängniß geworfen, worin sich seine Unglücksgefährten mit Abscheu von ihm wandten oder ihn mit Spottreden peinigten. Schon sah er dem Tode mit Ergebung, ja mit Freuden entgegen, als der neunte Thermidor und die Umwälzung, die er herbeiführte, dem Gefangenen seine Freiheit wieder gaben. Jetzt wollte er Frankreich verlassen und in einem fernen Winkel America's ein Asyl suchen, wo er unbekannt leben und dem Bannfluche entgehen konnte, welchen Vorurtheil und Dummheit auf sein unschuldiges Haupt geschleudert; — aber ihm wurde im Namen der Nation befohlen, in Frankreich zu bleiben und seine Erfahrungen und Dienste dem Vaterlande zu widmen. Er zögerte nicht zu gehorchen und bildete nun die Grundlagen jenes wissenschaftlichen Vereins der als „Akademie der Medizin" bekannt ist und dereinst wohl segensreiche Früchte tragen wird. Man bot ihm Aemter und Ehren an, aber er lehnte alles ab, was ihn augenfällig hinstellen konnte, und er, der unglückliche Paria, der für seine guten Werke nur Schmach und Strafe dulden mußte, er begnügte sich, im Verborgenen als unbekannter Bürger zu wirken. Seit damals verbreitete er die

Impfung, trug aus einem Dachstübchen in das andere Trost und Hülfe und wenn er sich auch nicht glücklich fühlen kann, weil ein gräßlicher Gedanke ewig seinen Geist quält, so hat er doch das Bewußtsein oft Rettung gebracht und so manche Thräne getrocknet zu haben. Und nun, mein junger Freund, sprechen Sie, verurtheilen Sie noch immer Guillotin?

„Er ist ein Engel!" rief die Schreinerin. —

„Rede mir noch einer übel von ihm!" meinte ihr Mann und hob die geballte nervige Faust in die Höhe. —

„Ich will mein Leben seiner Vertheidigung und der Bekämpfung des schwächlichen Vorurtheils widmen" sprach der junge Deutsche mit lebhaftem Ausdruck. —

„Es wird nichts nützen," unterbrach ihn traurig der Greis, „nichts wird diesen Wahn zerstören; die Ungerechtigkeit hat bis heute gedauert, sie wird von Jahr zu Jahr und über Jahrhunderte hinaus reichen. Mein Name ist unsterblich, aber du großer Gott, welch eine Unsterblichkeit ist das! — doch was liegt daran!" fügte er nach einer Pause des Schweigens und Nachdenkens hinzu, „ich werde dort oben Vergeltung finden, und die Zeit derselben ist nahe. Ich habe nur noch wenige bittere Tropfen aus dem Becher zu schlürfen, zu welchem meine Lippen nun schon so viele Jahre hindurch verurtheilt sind."

Seine Ahnungen hatten ihn nicht getäuscht. Der junge Mann, welcher durch die Hülfe des edlen Greises seine Hoffnungen in Paris realisirte und bald darauf glücklich nach Wien zurückkehrte, vernahm nun wenige Monate später, daß am 26. April 1814 in der Hauptstadt Frankreichs einer der redlichsten und verdienstvollsten Menschen, Joseph Ignaz Guillotin, im 76. Lebensjahre aus der Welt geschieden sey.

6.

Dryden.

John Dryden, der Vater der englischen Kritik, hatte sich, arm und von seinen Zeitgenossen verkannt, im Jahre 1680 aus London auf ein altes armseliges Landhaus zurück gezogen. Viel gerühmt um seiner Lustspiele und Dramen willen, wurde sein Ruf durch die vortreffliche Uebersetzung Virgil's größer und glänzender; die Werke gefielen, aber um den Verfasser und sein Loos kümmerte sich Niemand. Dryden war zu stolz, den Knecht der Großen zu spielen, und zog es vor, von dem zu leben, was er von Schauspielern und Buchhändlern verdiente, und seinem eisernen Fleiße gelang es, sich und seine zahlreiche Familie davon ernähren zu können.

Eines Abends saß er auf seiner Studirstube, die Verse seines Lieblings Juvenal übersetzend, als sein blondes schönes Töchterlein Nancy schüchtern die Thür

öffnete und den Besuch eines Cavaliers, Namens Carl Blount, meldete.

„Wie? Carl Blount!“ rief Dryden, schnell aufstehend und die Feder fortwerfend, „Carl Blount, der beste, der treueste, oder vielmehr der einzige meiner Freunde! Ich komme, ich komme!“ und einen Augenblick später lagen die Freunde in herzlicher Umarmung.

„Du hast mich also nicht vergessen, Carl? und welches glückliche Ungefähr führt Dich zu deinem alten Freunde und zeigt ihm, daß Du sein noch gedenkst?“

Dich vergessen, Dryden! und weißt Du denn nicht, daß ich weit von London auf meinem Gute lebe, nur selten nach der Stadt komme, und die Einsamkeit so liebe, wie Du selbst!

„Und die Musen, nicht wahr Carl? Du hast doch nicht gefeiert oder deine Kräfte der Wissenschaft abgewendet?“

Blount drückte ihm herzlich die Hand, bejahte die Frage und forschte nun theilnehmend nach Dryden's Lage.

„Du siehst hier meine Glücksumstände und meine Welt,“ erwiederte der Poet und deutete auf seine bescheidenen Wände.

Aber, begann nach einer Pause Blount, ist nicht

deine Strenge, dein Stolz die Ursache, daß Dir Freuden und Glücksgüter nicht ins Haus ziehen, weil Du selbst ihnen aus dem Wege gehst?

„Du hast Recht, Freund," entgegnete Dryden, „ich könnte an Tafeln und Gelagen der Großen Theil nehmen, wenn ich die Livree eines Satrapen oder Schmarotzers tragen wollte. Hätt ich mein Talent für Orgien, Völlereien und für all den Modeschmutz herabwürdigen wollen, ich würde bei ihnen ein großes Stück gelten, und säße vielleicht schon längst im Parlament. Aber von literarischer zu bürgerlicher Unwürdigkeit ist nur ein Schritt: und ich denke, ein Herz wie das Deine, Carl, sollte mich dessen nicht fähig halten. Die Nachwelt soll sagen können, daß ich arm, aber kein Missünder meiner entarteten Zeit war. Fehlt es mir auch an Vielem, um die mediocritas aurea des lateinischen Dichters zu besitzen, so leb' ich doch heitere, zufriedene Stunden. Arbeit' ich auch den Tag hindurch und bring' ich manche Nacht am Pulte wachend zu, so gewährt diese Mühe doch das schöne Bewußtsein, daß ich für mich und die Meinen redlich und was nothwendig erwerbe."

Die Freunde schwatzten fort, bis die kleine, aber keineswegs spärliche Abendmahlzeit sorgsam und höchst reinlich aufgetragen war. Gesunde und kräftige Spei-

sen, die Umgebung einer anmuthigen Familie, das heitere Gesicht des Wirthes ließen den Baronet Blount entnehmen, daß Dryden's ländliche Zurückgezogenheit nicht ohne Annehmlichkeit war.

John, begann der Baronet, nachdem die Frauen sich wieder vom Tisch entfernt, trotz deinem Widerwillen gegen alle großen Herren wage ich es doch, Deinen Schutz für einen Mann in Anspruch zu nehmen, der gleicher Weise durch seine Geburt wie durch seine Eigenschaften ausgezeichnet ist.

„Meinen Schutz? Du scherzest wohl!"

Keineswegs, und ich spreche vom Grafen Lindsay, dessen Du dich gewiß noch erinnerst.

„Der Graf von Lindsay, George Asthon? Er besuchte ja mit mir die Universität Cambridge! Auf der Schulbank nannte er mich seinen Freund und Bruder. Aber er ist Graf und Pair von England geworden und dachte nun niemals mehr an den Freund und Bruder, der freilich nicht aus dem Stoffe ist, woraus man die Sherifs macht."

Der Graf von Lindsay hat Deiner nicht vergessen, und nun ihn die plötzliche Ungnade des Hofes getroffen, denkt er wieder zuerst an Dich. Dein Schul-

kamerad von Cambridge bittet Dich durch mich um ein schützendes und gastliches Obdach.

„Was sagst Du, Lindsay in Ungnade, vielleicht gar verfolgt? Er komme, sag es ihm, Carl, gleich, gleich! Er hat wohl gethan, an mich zu denken; ich weiß es ihm Dank. Eile zu ihm und sprich: sein alter Camerad habe ein Dach, um ihn zu beherbergen und den Degen eines Rundkopfs, um ihn zu vertheidigen."

Blount umarmte den alten Freund und war entzückt, auf dies edle, treue Herz gebaut zu haben. Und nun erfuhr Dryden, daß der Graf von Lindsay sich mit dem Herzog von Montmouth und vielen Edlen des Hofes verbunden, um den verderblichen Einfluß der schönen Herzogin von Portsmouth, auf den schwachen Carl II. zu vernichten. Der Anschlag ward entdeckt, die Schöne triumphirte, und die Cavaliere wurden höchst ungnädig vom Hofe verwiesen.

„Genug, genug!" rief Dryden, „was soll mir alles das? Hast Du vergessen Carl, daß ich eben im Juvenal stecke, und mir's an Beschreibungen verdorbener Höfe nicht fehlt? Baronet Blount," fuhr er dann ernster fort, „ich habe Euch nur die Worte zu wiederholen: mein Herz und Haus stehen dem Grafen von Lindsay offen!"

Zwei Tage nach diesem Gespräche kam Georg Asthon Graf von Lindsay zu den Penaten seines alten Freundes und Schulkameraden.

Aber der Graf hatte Diener, Wagen, Pferde und ein zahlreiches Gefolge mitgebracht; das Haus war klein und mußte daher erweitert werden. Mit Dryden's Genehmigung ließ der Lord Maurer, Schreiner und Handwerker aller Art aus London kommen, und in wenig Wochen war das kleine armselige Landhaus in ein geräumiges elegantes Wohngebäude umgewandelt, worin es weder an Bädern noch an Gartenchiosken, weder an schönem Meublement, noch an einer kostbaren Bibliothek fehlte.

Die vorgebliche Ungnade des Grafen bei Hofe endigte zugleich mit den letzten Verschönerungen, die an dem Hause vorgenommen worden waren, und Baronet Blount erschien im Auftrag des Königs ihn nach London einzuladen, wo die Herzogin zu herrschen aufgehört habe.

„Ihr kehrt an den Hof zurück," warnte Dryden, „und thut sehr Unrecht daran, Euch nochmals dem Verrath und den Gefahren auszusetzen, denen Ihr kaum glücklich entgangen seid."

Der König ruft mich, entgegnete der Graf, er sieht

jetzt seinen Fehler ein, und ich darf nicht undankbar erscheinen.

„Ihr seid aber hier so wohl gehalten," meinte der Dichter, „Studien und Freundschaft bieten Alles auf, Euch über verlorene Fürstengunst zu trösten. Was soll aus diesem Hause werden, das Ihr verschönert und so reichlich ausgeschmückt habt?"

Es soll Euch fernerhin ein Heiligthum der Musen und der Freundschaft bleiben, versicherte Lindsay, denn Ihr sollt es bewohnen und mir erlauben, Euch oft heimzusuchen.

„Ihr habt," fuhr Dryden fort, „ungeheure Summen für Ausbau und Verherrlichung verschwendet, und mir ziemt es nicht, der Erbe so launischer Großmuth zu werden."

Gut denn, wenn Ihr die puritanischen Ideen so weit treibt, Dryden, so laßt uns einen Vergleich schließen. Gebt mir die Hand Eurer Tochter Nancy und beehrt mich mit der Widmung Eures Juvenal, so sind wir quitt: und Ihr gabt mir für ein paar armselige Guineen häusliches Glück und Unsterblichkeit.

„Meinen Juvenal wollt Ihr und ein liebes gutes Mädchen? das ist viel!" meinte der Dichter.

Ihr könntet mir beide verweigern, erwiderte Lindsay, wenn ich nichts wäre als ein großer Herr; aber ich bin Euer Schulkamerad.

„Es sei," schloß Dryden; „so geb ich denn die Hand meiner Nancy dem Grafen von Lindsay, und widme meine Uebersetzung des Juvenal meinem Schulgenossen von Cambridge, dem lieben George Asthon, und der Freund und Baronet Blount sei Zeuge meines Versprechens!"

Sein Leben hindurch erfuhr Dryden nie die edle List, welche zur Verbesserung seiner Umstände von der Freundschaft so großmüthig angewendet worden. Lange Zeit noch lebte er in dem freundlichen Hause, wo ihn Lindsay mit seiner schönen jungen Gemahlin und Blount gar oft besuchten. Aber trotz der delikaten Gaben, womit seine Freunde ihn bedachten, blieb er doch immer arm; denn er litt an dem Fehler edler Seelen: er war großmüthig und achtete den Werth des Goldes nie. In jenem Landhause entstand auch sein berühmter Dialog über die dramatische Poesie und sein durch Händel unsterblich gewordenes Alexander-Fest.

Dryden's Gebeine umschließt die Westminster-Abtei; dort zeigt ein kalter Steinprunk von der Anerkennung einer Nation für ein eifriges und ehren-

volles Wirken. Aber bedeutungsvoller als das Monument des englischen Dichters sei für unsere Zeit sein wahrer und männlicher Wahlspruch: „Von literarischer zu bürgerlicher Unwürdigkeit ist nur ein Schritt!"

7.

Vier Parabasen.

I.

Ich kenn' es selbst nicht mehr mein ganzes Treiben:
Ist es ein Handeln, ists ein Unterlassen?
Ich fühle nur ein ungeheures Sträuben,
Ein Abgeneigtsein, und noch mehr, ein Hassen,
Und möchte gerne mich an jedem reiben,
Der sich mit Literarischem befassen
Und der an diese Muse der Gemeinheit
Verhandeln kann des Geistes schöne Reinheit.

So ist es mir, wie Mose'n einst, geschehen,
Der mit Begeisterung empor gestiegen
Und Wunder schauend, stand auf Sinai's Höhen,
Wo sich der Herr verklärte seinen Zügen:

Und als der Fromme, um sein Volk zu sehen,
Heimeilend sah die Zelte vor sich liegen,
Mitbringend für die Wunden heil'ge Salbe,
Da fand die Seinen er — vor einem Kalbe.

Auch ich, ob ärmlich gleich und klein im Schaffen
Ich hab' den Blick in's Heiligste gesendet,
Ich sah die Kunst mit ihren heil'gen Waffen,
Die hohe Frau, dem Edlen zugewendet:
Und d'rum erbost von all den seichten Affen,
Die unsre Zeit uns allenthalben spendet,
Wend' ich mich ab, als furchtbarem Exempel:
Wie schnöde man entweiht den schönsten Tempel.

Es hat der Aberwitz um sich gegriffen
Und frech das Herrlichste sich angeeignet,
In Masken zieht er aus, um zu verblüffen,
Die da nicht wissen, was sich hat ereignet;
Verstand erniedrigt sich zu schlimmen Kniffen,
Verdienste werden schamlos abgeleugnet,
Es giebt nicht Ruhm mehr, nur ein eitles Brüsten,
Nicht stille Schöpfer, aber Egoisten.

Der Eine hat die Kunst als Magd gedungen,
Die ihm das Futter schleppe in die Krippe;
Der Andre hat für sie nur Lästerungen
Und Dolche hagelt seine stolze Lippe;
Der Dritte hat sich durch Begeisterungen
Herabgebracht zum wandernden Gerippe:
So steht am Kunstaltar die schöne Trias
Und schafft den köstlichsten Gallimathias.

Dazu das böse Spiel der Convenienzen:
Verhungre, wenn Du Edles edel sinnest!
Sieh zu, was du aus wohlverdienten Kränzen
Dir für ein Lager für dein Haupt gewinnest!
Der Oberflächlichkeit Bombastsentenzen —
Wenn du dem bittern Spotte auch entrinnest —
Sie werden wie ein kleines Brod der Gnade,
Dir mitgegeben auf die weitern Pfade.

Gemeinheit, Halbverstand und leeres Trachten
Erringt sich jetzt die allerersten Plätze;
Man weiß die schönsten Triebe abzuschlachten,
Damit man sie mit elenden ersetze;

Man weiß der Kunst den Tempel abzupachten,
Ihr abzuhandeln ihre besten Schätze,
Und den als Krämerbude zu vermiethen,
Um drin dem Volke Flitterstaat zu bieten.

Gedicht und Spiel und Poesie und Tiefe,
Sie wurden jetzt zur Waare umgestaltet,
Die nach dem systematischen Tarife
Der Ungeschmack als Zöllner streng verwaltet;
Ihr fragt, wie er den Werth der Dinge prüfe?
Nach Gründen, die ihr alle würdig haltet:
Er blicket erstlich nach den Surrogaten,
Dann nach dem Gleichgewichte in Ducaten.

Und wer zu Hause nicht den Vorrath findet,
Den er zum großen Markte bringen könnte,
Der hat ein Borgsystem bequem gegründet
Und zahlt mit seiner Dummheit die Procente;
Was Engelland und Frankreich je verkündet
Und dem geduldbeschlag'nen Leser gönnte,
Es wird geborgt, umstaltet und verwandelt
Und dann mit Selbstbehaglichkeit verhandelt.

Und nun bei solchem allgemeinen Elend,
Das, gleich der Pest, die hohe Kunst vergiftet,
Wer grollt, wenn ich, mich tief im Herzen quälend,
Den Busen mir durch freies Wort gelüftet?
Nicht lügen kann ich, jene Pein verhehlend,
Die grober Mißgriff schmerzlich hat gestiftet,
Und bin zu stolz, um jemals mich zu stellen
Zu solchen Fervels elenden Gesellen.

Wacht auf in eurer Einsamkeit, ihr Guten,
Wacht auf, um diese falsche Glut zu dämpfen!
Peitscht diese Buben mit den schärfsten Ruthen
Und schämt euch nicht vor solchen Knabenkämpfen!
Vielleicht wenn ihre Leiber weiblich bluten
Und sie sich krümmen in des Schmerzes Krämpfen:
Vielleicht, daß sie sodann in Schaam verstummen
Und schweigend sich dem Licht des Tags vermummen.

Bis dahin soll in ungeheuerm Spotte
Mein Lied mit Geißelhieben dicht sie treffen;
Verfolgen soll es diese böse Rotte,
Die frech es wagt das Heiligste zu äffen;

Und wenn sie einst in ihrer finstern Grotte
In selbsterzeugter Sündfluth all' ersöffen:
Dann sei mein Lied ein milder Regenbogen,
Gewölbet über diese dunklen Wogen.

II.

Gern will ich alle die Erbärmlichkeiten
Und alles das Unwürdige vergessen,
Den allgemeinen Sündenfall der Zeiten
Und die Pygmäen, die sich frech vermessen,
Der Hippokrene Quell zu uns zu leiten,
Indeß mit leerem Wasser sie uns nässen. —
Es soll mir die Erinn'rung ganz ersterben,
Und altes Hoffen meinen Himmel färben.

Ich will mit Willen selbst mich hintergehen,
Ich lüge mir die alten Hoffnungssterne;
Nicht will ich den Verfall der Zeiten sehen,
Weil ihren Aufschwung ich gewünscht so gerne,
Und wie ein Lottospieler will ich stehen,
Mit eitler Sehnsucht nach der großen Terne;
Vergessen will ich gänzlich das Mißrathen
Und nur mit meinen Wünschen mich berathen.

Denn diese Zeit, die ewig halb und ledern,
Sie ist die Zeit des nöth'gen Selbstbetruges;
Sucht euch mit leeren Hoffnungen zu ködern,
Dann thut ihr etwas Zeitgemäßes, Kluges;
Doch strebt ihr wirklich gleich den hohen Zedern,
Zum Himmel auf, voll des Gedankenfluges,
Dann könnt ihr als vereinsamt euch betrauern
Und müßt der Mitwelt Streben nur bedauern.

Drum wer sein Herz der himmlischen Poesis
In unsrer Zeit noch redlich widmen wollte,
Der statuire eine Lügenthesis,
Und denk' es gehe, wie es gehen sollte;
Ihm däuch', es sei nun ihre Katechesis,
Zu dulden, ohne daß sie Einem grollte,
Daß manchmal man den Altar ihr besudle
Und sich herum in ihrem Tempel pudle.

Wer also sich um seine Ueberzeugung
Und um die Wahrheit künstlich kann bekriegen,
Der wird in trüben Tagen selbst noch Neigung
Sich für die tiefgefall'ne Kunst ersiegen;

Es wird sein Herz der allgemeinen Beugung,
Der großen Geistertrauer nicht erliegen;
Wie Einer, den man sieht im Frohsinnsglanze,
Weil Todtenmarsch ihm scheint Musik zum Tanze.

So will ich selbst mit falschen Würfeln spielen
Und selbst um die Erfahrung mich bestehlen:
Was soll ich mich mit ihren leichenkühlen,
Mit ihren bösen Bildern länger quälen?
Nun gilt es wieder glücklich sich zu fühlen,
Drum muß man sich die Gegenwart verhehlen:
Dann steigt die Dichtkunst auf in voller Glorie,
Dann hebe fort dich, matte Tagshistorie!

Ich lebe später jetzt nun ein Jahrhundert,
Wozu mir die Gedanken bauten Brücken,
In einer Zeit, wo man nicht mehr bewundert,
Was man mit Abscheu sollte unterdrücken;
Wo man nicht schnöde mehr herum sich plundert,
Und affectirt ein lügenhaft Entzücken,
In einer Zeit, wo Herz und Seele gelten
Und dem Gedichte kräftig sich vermählten.

In Nichts versank die hohle leere Phrase,
Die einst Gedankensurrogat gewesen,
Jetzt ist die Kunst nicht mehr die alte Base,
Die einen faden Theekreis sich erlesen;
Sie spricht jetzt eine strenge Parabase,
Die in den Bann thut alle hohlen Wesen,
Und nur wem Keim der Schöpfung ist gegeben,
Darf sich in ihren reinen Himmel heben.

Verschollen ist das Aberwitzgeschwätze,
Das früh're Zeiten deckte wie ein Nebel;
Es ist die Muse nimmer jene Metze,
Bei der Gewinnsucht nur der schnöde Hebel:
Ein Satz sind ihre heiligen Gesetze,
Verletzt von keinem unmündigen Pöbel,
Erhalten werden sie in ihrer Reinheit,
Erhaben über jede Zunftgemeinheit.

Es gilt vom wahren heil'gen Born zu schlürfen
Und nicht mit falscher Weise frech zu prunken;
Es gilt ein Herz mit kräftigen Entwürfen,
Befeuert von der Kunst geweihtem Funken;

Wir fragen nicht mehr, was wir können dürfen?
Dies minderjähr'ge Zagen iſt verſunken;
Die Kunſt hat ungemeßnen Raum erfochten,
Und nirgend ſeht ihr einen Unterjochten.

Nur Wenige aus alter Zeit verblieben,
Als des Verdienſtes würdige Geſtalten,
Die wir mit theilnahmvollem Herzen lieben,
Das ihre Mitwelt ihnen vorenthalten;
Und die was Großes kräftig auszuüben,
Da muß die Kunſt die Hände betend falten:
Es blickt das Volk auf ſie hin mit Vertrauen,
Und will auf ſie wie ſeine Prieſter bauen.

O ſchöne Zeit, o wundervolle Räume,
Wo alles ſich nach Wunſche eingerichtet,
Wo gutes Werk gedeiht aus edlem Keime
Und das Unwürdige ſich abſeit flüchtet!
O daß dies Alles nur ein Spiel der Träume,
Wohlwollend von der Phantaſie gedichtet,
Und daß mir auf ſo wunderliebem Platze
Die Wirklichkeit erſcheint mit ihrer Fratze!

III.

O wenn sie Alle so beisammen stünden
Sie, die den Tempel dir, o Kunst, entweihen,
Zusammen so getragen von den Winden,
Wie wollt' ich mich des grausen Anblicks freuen!
Dann sollten sie erst meine Kraft empfinden;
Ein Samson wollt' ich ihren Rotten dräuen,
Und mit dem Feuerschwerte der Vernichtung
Hinaus sie bannen aus dem Reich der Dichtung.

„Ihr Frevler, blind geboren und verblendet," —
So klänge dann mein Wort, gleich einem Fluche —
„Die ihr zu Sünden eure Zeit verschwendet
Und zu des Nichts erbärmlichem Versuche,
Die Tage eures Truges sind beendet
Und überhangen mit dem Trauertuche,
Gekommen ist die Zeit gerechter Rache,
Und naht sich euren Haufen als ein Drache."

„So ſinkt zurück in euer Nichts denn wieder,
Dem wie ein Irwiſch ihr euch frech entrafftet,
Sinkt in die ſchmutzbedeckte Scholle nieder,
An der, als eurem Element, ihr haftet;
Fort aus dem alten Heiligthum der Lieder,
Das ihr mit blödem Sinn und Geiſt begafftet:
Nur Guten offen ſind die Paradieſe,
Die Hohlen labt genugſam jede Wieſe.“ —

O leerer Wahn! O fruchtlos ſchöne Worte!
Wo fänd' ich dieſe Elenden denn alle
Verſammelt ſo an einem Unglücksorte,
Sie zu vergiften mit dem Wort der Galle!
Sie kriechen einzeln hin von Ort zu Orte,
Wie böſe Schlangen auf dem Erdenballe,
Verpeſtend mit dem Gifthauch ihres Strebens
Die reine Luft der Herzen und des Lebens.

Sie ſchleichen hin mit ungeheurem Haſſe,
Den Guten feindlich, ſich nur ſelbſt gewogen,
Und denken nicht, daß ſie die Rache faſſe,
Der ſie als Opfer ſich ſo lang entzogen;

Sie bilden, einzeln jeder, eine Masse,
Denn jeder ist so giftreich angesogen,
Daß eine Welt er fordern könnt' zum Streite,
Weil List und Bosheit rings ihm stehn zur Seite.

Doch, um des Gleichnisses mich zu entled'gen:
Ihr Stümper, die ihr frech herangedrungen,
Soll länger noch die Kunst euch strafend pred'gen,
Daß ihr gedankenlose, schaale Jungen?
Womit soll uns die arme Zeit entschäd'gen
Für niedre Schmach von euren Lästerzungen?
Womit vergüten das unwürdig Schlechte,
Das eure Zunft gern geltend machen möchte?

Die Großen unsrer Zeit sind heim gegangen,
Und die uns noch geblieben sind, verstummen,
Doch aus dem edlen Riesenstamm entsprangen
Nur Zwerge, die ein heis'res Spottlied summen;
Der Kranz, der sonst die edle Stirn' umfangen,
Ein Erbe ist geworden er der dummen, —
Doch nur ein angemaßtes und geraubtes,
Drum wird's zur Dornenkrone ihres Hauptes.

Sie stolpern hin und her auf morschen Beinen
Und wissen nicht auf festem Grund zu fußen,
Vor allen Götzen huld'gen sie dem einen,
Der Mode widmen sie den leeren Busen:
Sie muß sich ihnen leitend stets vereinen,
Als Faden in dem Labyrinth der Musen,
Sie reiche ihnen die Begeistrungsflasche,
Und fülle ihnen Mund und Herz und Tasche.

Und denen solch ein Abgott mit Vertrauen
Die Brust erfüllt, die blicken mit Verachten
Auf Jene, die als Sterne wir beschauen
Und als des Ruhmes reine Priester achten;
Doch mehr als dies noch, die Betrüger bauen
Aus jenen Säulen, die sie frech verlachten,
Als wären's Stücke ihres Eigenthumes,
Die Pforte sich des nie verdienten Ruhmes.

O Muse, die du über Sternen waltest,
Und niederblickst auf diese kalten Massen,
Daß du zur Furie dich nicht umgestaltest,
Um diese Frevler dräuend anzufassen!

Den schönen Tempel, drin du Hohe schaltest,
An solche niedre Schaar zu überlassen,
Zu horchen solch erbärmlicher Gesangwuth, —
Das ist die höchste Gnade deiner Langmuth!

Doch nein, warum die Muse denn beschuld'gen?
An uns, an uns ist's diese Schmach zu enden!
Was spielen wir so lange die Geduld'gen,
Und feiern in dem Schooße mit den Händen?
Am Ende wähnet man noch gar, wir huld'gen
Den Stümperstücken, die sie reichlich spenden:
Drum auf, und mit des Zornes wildem Spotte
Vernichtet diese böse Gauklerrotte!

Sucht sie in ihren eigenen Verstecken,
Um ihren bösen Willen ganz zu lähmen,
Sucht sie durch eures Hohnes Blitz zu schrecken
Und sie zum ew'gen Schweigen streng zu zähmen:
Ihr würdet euch mit ew'ger Schmach bedecken,
Es müßten eurer sich die Geister schämen,
An die ihr Liebe und Bewundrung schuldet,
Wenn ihr so freche Wichte bei ihr duldet.

IV.

Ihr ſchaltet jene Zeit, wo blöde Thoren
Hinauf ſich bettelten zu dem Parnaſſe
Ihr zürntet dem, der ſich dahin verloren,
Kunſt zu verhandeln an die rohe Maſſe,
Und lachtet deſſen, der dazu geboren,
Daß, ſtehend er auf einem hohlen Faſſe,
Sich wie auf Delphi's Dreifuß kühn gebehrde,
Ein Götterdolmetſch für die arme Erde.

O preiſen möcht ich dieſe Zeit der Narren,
Und ſeufzte gerne ſie zurück uns wieder!
Was mochte ſolchen leeren Strebens harren?
Der Zwerge Stelzen ſanken alsbald nieder,
Sie ſpannten rüſtig ſich vor einen Karren,
Wie Kleobis und Bito einſt, die Brüder:
Die Mutter doch, die ſie zum Tempel zogen,
Es war die Dummheit, frech zu Kunſt gelogen.

Jetzt aber sind die Tage schlimmer worden,
Die Blöden geben wenig uns zu schaffen:
Es siecht die Zeit an einem böserm Orden
Von keckerm Muth und ungleich schärfern Waffen;
Das sind, im Süden überall und Norden,
Des Rechts, der Weisheit gleißnerische Affen,
Die was an Wissen sie und Kraft errungen,
Zum Untergang des Guten nur verdungen.

Und alles siecht im Pesthauch dieser Schlangen,
Es siecht die Kunst, die Kraft, der Muth, die Jugend;
Mit einer Kette halten alles sie umfangen,
Die Glieder eisern in einander fugend;
Und ihre Opfer, sieh, erfaßt kein Bangen,
Denn Alles schimmert ja im Schein der Tugend,
Verdienst und Recht will gern man anerkennen,
Um, eingeschläfert, bald es todt zu nennen.

O daß ich klar zu sagen es vermöchte,
O daß doch Alle mich verstehen wollten,
Auch Jene, die bestrickt vom Irrgeflechte
Vielleicht den Frevlern ihren Beifall zollten:

Ihr ſteht auf einem Berg der finſtern Mächte,
Seht wie ſchon einzle Steinchen niederrollten,
Und ſtürzt der ganze Krater erſt zuſammen,
Wer rettet euch aus des Veſuves Flammen?

Seht nur mit mir zum Tempel hin der Künſte,
Wie ihn die Rotte dieſer Böſen ſchändet;
Denn alles, was ſie treiben, zum Gewinnſte
Wird es dem Egoismus zugewendet,
Frech, unverſchämt und abhold dem Verdienſte,
Das durch der Wahrheit Götterſtreben blendet,
Verkaufen ſie, mit jenem ſich zu meſſen,
Ihr Streben an die Eintagsintereſſen.

Was ſich in Staat und Kirche nur ereignet
Und wohl auf noch viel fremderem Gebiete,
Dazu wird Grund und Anlaß abgeleugnet
Und dran geknüpft ein heuchelnd: Gott behüte!
Die Schaar hat ſich ein Machtwort angeeignet,
Als ob ſie Heil und Glück des Volks beriethe:
Doch nur ihr eigenes Beſtehn und Leben,
Das iſt's, um was ſie ſolch Geſchrei erheben.

Die Völker meinen einen Dom zu bauen,
Wie Salomonis einſt zu Gottes Ehren,
Sie wähnen würd'ge Prieſter ſchon zu ſchauen
Den heilgen Segen ſpendend an Altären,
Sie ſchleppen Steine bei und ziehn an Tauen,
Von ihren Stirnen tropfen Schweißeszähren:
Die Heuchler aber lachen unbekümmert,
Denn dieſe Freiſtatt wird für ſie gezimmert.

Indeß vertheilen ſie des Spieles Rollen:
Zur Schule werden dieſe hingeſendet,
Wo ſie die Jugend ſich gewinnen ſollen,
Der Wahrheit, Kraft und Kühnheit abgewendet;
Die Andern ſchleichen hin mit gleichem Wollen,
Von ihnen wird Beredtſamkeit verſchwendet,
Familien vom ſtillen Heerd der Laren
Zu locken in das Netz der Heuchlerſchaaren.

Die Dritten wandeln hin als Miſſionäre
Nach ihrer Art die Künſte zu betreiben,
Die ſie, geſchwängert von der Atmosphäre
Der Heuchelei, zum Dienſte einverleiben;

Die Vierten drängen sich an die Altäre;
Die Fünften in der Staatsgeschäfte Treiben:
Allüberall von Kanzel bis zu Humpen
Umgarnen euch die Schlingen dieser Lumpen.

Und was sie wollen? Mögt ihr's doch erkennen!
Erniedern euch zu ihren blinden Mitteln,
Die heilige Familie der Freiheit trennen
Und heimlich überziehn mit Pfaffenkitteln,
Damit die Herzen, die für Großes brennen
Und mächtig an den Geistesschranken rütteln,
Damit dieselben ihnen jetzt gehören
Und sich für ihre Existenz bewehren.

O Zeit, wie bist du finster schon geworden,
Die wir erhellten einst mit unserm Blute,
So finster, daß wie Sterne leuchten Orden
Und Aberglauben treibt zu starrem Muthe!
O Zeit, verscheuche diese schwarzen Horden,
Die da umwölken alles Große, Gute,
Und strahle mit dem schwererkämpften Lichte
Verdammniß über diese Heuchlerwichte.

8.

Spätes Glück.

Im grauen Alterthume, kurz darauf als durch die Lehre des Gekreuzigten die rohen Sitten und der wilde Sinn der alten Deutschen etwas gemildert waren, lebte Garibald, König der Bojoaren aus dem Stamme der Apitolfingen, weit berühmt durch die Tapferkeit seiner Mannen, die Gerechtigkeit seines Sinnes, berühmter noch durch die Anmuth seiner Gemahlin Malderada, und den Liebereiz der holden Töchter, so sie ihm geboren.

Aber die Schwestern weit überstrahlend an Schönheit, und holdseliger denn Alle, erblühete Theodolinda, der Mutter Lieblingstochter, und der Stolz des Vaters, und beide Ehegatten pflegten oft Raths mit einander, wessen Hand sie dereinstens das Loos der Lieblichen vertrauen sollten? wenn sie im Stande

sein werde, die ernsten Pflichten der Hausmutter zu übernehmen.

Groß und mächtig sollte der künftige Eidam sein; denn Theodolindens Hand war ein Preis nach welchem vielen gelüstete, und welcher wohl groß genug war, um durch ihn dem Lande bleibende Vortheile zu erreichen.

Aber Mutter Walderada fühlte selbst daß die goldene Krone allein das Mirtenreis, so treue Liebe bietet, nicht aufwiegen könne, und hätte dem Mägdlein nicht nur den stolzen Schutzherrn sondern zugleich den zärtlich liebenden Gefährten zugesellen mögen. Sehnsucht und Erinnerung wandten ihren Sinn noch oftmals dem Lande ihrer Jugend zu. Chlotar der Held Austensiens war ihr einstens in reiner Liebe treu ergeben gewesen. Nur die Nähe der Blutsverwandschaft trennte das vereinte Paar. — Chlotars Wille hatte ihr den Gatten gegeben, und nur widerstrebend gehorchte das Herz, welches sich lieber einer ewigen Trauer geweiht haben würde. Doch des Geliebten Wille ist das Gesetz des liebenden Weibes, und auch Walderada glaubte dem Freunde ihr Gefühl nicht besser bewähren zu können, als durch Gehorsam, und durch die treue Erfüllung der neuen Pflichten, so er selber

ihr auferlegt. Zufrieden mit ihrem Loose, stolz darauf die Mutter eines herrlichblühenden Königsgeschlechtes geworden zu sein, gedachte sie wohl erst da wieder recht lebhaft an den Traum ihrer Jugend, als von den lieblichen Töchterchen Eine nach der Andern aus dem Kreise schied, um dem fremden Manne anzugehören, und nun auch für Theodolinden die ernste Wahl getroffen werden sollte, welche über das Weh oder Wohl ihres Lebens entschied. Jetzt wandten sich Walderadas Blicke wieder dem Lande ihrer Jugend zu. Längst schon war Chlotar zu seinen Vätern versammelt und sein verwaister Thron war das Erbtheil seines Enkels geworden. Aber Childebert hatte mit ihm der Väter Tugend nicht ererbt, und man fürchtete allgemein den wilden Sinn des Knaben. Doch was auch das Gerücht von der boshaften Gemüthsart desselben erzählen mochte, Walderada achtete dessen nicht, sie sah in ihm nur den Enkel des so hoch Verehrten, und zweifelte nicht: Zeit und Vernunft werde den brausenden Most sicher in den klaren Labetrank verwandeln, welcher lieblich zu kosten ist, und die Schwachen kräftigt. Und so sah sie es denn als das letzte Liebesopfer an, welches sie Chlotars Schatten zu bringen im Stande sei, wenn sie ihre Kinder mit einander in Liebe ver-

bände, so wie sie auch zuversichtlich hoffte, Childebert werde der Tochter eben die Gefühle weihen, durch welche Chlotar die Mutter beseligt haben würde, wenn des Himmels Wille sie mit dem Manne ihrer Liebe verbunden hätte. Auch für Garibald war der Herrscher Austrasiens ein willkommener Eidam, und so wehrte er der Gattin nicht, ins Geheim Unterhandlungen mit Childeberts Mutter, der Königin Brunhildis anzuknüpfen, und eben hatten die beiden Kinder erst das vierzehnte Jahr erreicht, als sie Verlobte hießen.

Theodolinde ließ alles ruhig über sich beschließen, noch völlig ahnungslos, daß es sich um das Wohl und Weh ihres ganzen Lebens handele; die Ankündigung, daß sie Braut sei, ließ sie gleichgültiger als der neueste Anzug ihrer Puppe, und wenn sie sich ja einmal mit dem Gedanken an ihren Brautstand beschäftigte, so war es nur um der goldenen Spangen, und des Schmuckes zu gedenken, so wie der Gastmähler und Feierlichkeiten, welche ihr die Amme als unzertrennlich von ihrer dereinstigen Vermählungsfeier geschildert hatte. Die Mutter erfreute es herzlich, wenn Theodolinde mit leuchtenden Augen jene Erzählungen wiederholte, und glaubte in dieser kindlichen Unbefan-

genheit eine innige Neigung zu dem fernen Verlobten zu erkennen, dessen Bild ihr Walderada mit den lieblichsten Farben zu schildern pflegte, welche sie aber mehr einer süßen Erinnerung als der Wahrheit entlehnt hatte. Während Walderada auf solche Weise schöne Träume für die Zukunft bauete, beeiferte sich Garibald, die königliche Jungfrau, welche durch Liebreiz wie durch die Gaben des Glückes gleich überschwenglich vom Himmel begabt war, auch mit den Vorzügen zu schmücken, welche uns nur der eigene Fleiß erringen muß und er ließ die gelehrtesten Männer zu sich entbieten, um Theodolindens Geist mit all den Wissenschaften zu bereichern, welche einer künftigen Königin zu besitzen Noth thun, damit sie nicht nur die zärtliche Gefährtin des Gatten, und die treue Mutter seiner Kinder, sondern auch die verständige Rathgeberin des Fürsten werde und ihm beistehe, das Regiment zu führen mit weisem und gerechtem Sinne, dem Volke aber ein Muster ächt christlicher Frömmigkeit. Denn wenn auch der Bojoar in seiner blinden Einfalt in aller der Zeit, wo er vor dem Kreuze betete, unter Wodans Bäumen auch die Feste der Väter mit feierte, so war doch mit Walderada die geläuterte Erkenntniß des Christenthums in das königliche Haus eingezogen und es war

des Königs regstes Bemühen, das Licht der Wahrheit unter den Seinen immer mehr und mehr zu entflammen.

Und es begab sich, daß unter die Greise und Priester welche kamen, um das Lehramt zu übernehmen, ein Mann sich mischte, von hoher kräftiger Gestalt — und besonders adeligem Wesen, welchen man nicht wohl erblicken konnte, ohne sich ihm zugethan zu fühlen. Und der König forschte nach: von wannen der Fremdling komme? und erfuhr, er sei der älteste Sohn eines edlen Geschlechtes. Ein jüngerer Bruder, welchen die zweite Gattin dem Vater geboren, habe ihm die Liebe desselben gestohlen. Der Stiefmutter aber sei er stets ein Dorn im Auge gewesen, und sie habe immer darauf gesonnen, wie sie ihn verderben möge. Indem aber sein Vater, obwohl voll großer Vorliebe für seinen jüngsten Sohn, doch voll redlichen und reinen Gemüthes gewesen, so habe sie sich lange Zeit gescheut, Gewalt gegen den gehaßten Agitulf, dies war des Fremdlings Name, zu gebrauchen, und habe sich bald genügt, darnach zu streben, allen Sinn für männlich tapfere Beschäftigung in des Knaben Seele zu ersticken, und dahingegen in seinem frommen Herzen das heiße Sehnen zu befeuern recht viel von den Geschichten der

Heiligen, besonders aber des Heiligsten, der je auf Erden wandelte, zu erforschen, um dadurch zu bezwecken, daß er sich dereinst dem Priesterstande weihe, oder doch mindestens das Volk nicht geneigt sein möge, ihn nach des Vaters Tode zum Herrscher zu wählen, und sich lieber ihrem eigenen Sohne zuwende, welchen sie in allem dem Krieger Nöthigem wohl unterrichten ließ.

Doch wie schon Joseph zu den beschämten Brüdern sprach: ihr gedachtet es bös mit mir zu machen, Gott aber gedachte es gut mit mir zu machen, also konnte auch Agitulf zu der bösen Mutter sprechen; denn ihr Bestreben hatte seinen Geist mit vielerlei Wissen bereichert, und sein Gemüth mit frommen, Gott wohlgefälligen Gesinnungen erfüllt, ohne doch den angeborenen männlichen Muth in seiner Brust vernichten zu können. Und es begab sich einstens, daß auf einer Jagd der jüngere Prinz vor einer wilden Bärin die Flucht ergriff, der man ihr Junges raubte, und sein Weg führte ihn an einem klaren Brunnen vorbei, an dessen Rande Agitulf im Schatten hingelagert lag, um die Schriften der Apostel zu deuten. Da nun Agitulf von dem Fliehenden erfuhr, was ihn ängstigte, ergriff er gelassen den weggeworfenen Jagdspieß desselben, und sprach: rette Dich mein Bruder!

ich bin der Aeltere, und mir gebührt Dich zu schützen oder für Dich zu sterben! Und siehe da, der Herr segnete die Kraft seines ungeübten Armes, und ihm allein war es gelungen, das wüthende Unthier zu besiegen. Und ein andermal als räuberische Horden das Land verwüsteten, und der König selber schier verzagte, die Uebermüthigen zu züchtigen, hatte Agitulf in aller Stille ihr Versteck auskundschaftet, und erbat sich von seinem Vater eine geringe Anzahl Krieger, um mit ihnen die bösen Gesellen zu fahen, oder zu vertreiben. Die Mutter aber, welche in diesem Unternehmen den Untergang des Verhaßten voraussah, unterstützte selber seine Bitte, und so zog er denn aus, und brachte nach wenig Tagen die wilde Horde, die so lange des Landes Schrecken gewesen war, in Ketten geschlagen vor seines Vaters fürstlichen Richterstuhl. Da frohlockte das Volk und bat Agitulfen, daß er künftig Theil nehmen möge an seinen Waffenspielen und seinen Kriegszügen, und von Stund an gesellte er sich gern und oft zu ihnen, obwohl die Einsamkeit und die Wissenschaft ihm immer eine liebe Gefährtin blieb. Da ergrimmte die böse Mutter in ihrem Herzen, und trachtete ernstlich darnach, ihn zu verderben durch Mörder die ihn in stiller Dämmerung auf den einsamen Waldespfaden

überfallen sollten. Agitulfs starke Faust züchtigte zwar die Buben, und noch sterbend gestanden sie ihm, daß sie das Geld der Herzogin gedungen habe; aber der stille Friede war seit diesem Augenblick aus seiner Brust geschieden. Sollte er die Mutter verklagen, und so die Zwietracht in das friedliche Haus seines Vaters bringen? — nimmermehr! — aber sollte er schweigen, und die Brust mit jedem neuen Tage dem Stahl des Meuchelmörders bieten? Da erschien ihm am besten, hinweg zu wandern aus der Heimath und sich im fremden Lande ein gastliches Dach zu suchen. Und so war er denn fortgepilgert, ohne eigentlichen Lebenszweck, als die Aufforderung des Königs Garibald ihn bestimmte, sich jenem als den Lehrer seiner Tochter anzubieten; und Garibald nahm ihn freudig in sein Haus, denn der Fremdling gefiel ihm sehr, und seiner Leitung ward der Unterricht der schönen Theodolinde überlassen.

Gleich wie nach langem Winterschlafe des Frühlings warmer Sonnenschein des Eises Decke bricht, und die entfesselten Flüsse und Bäche sich fröhlich rieselnd durch das Thal ergießen, also fühlte auch Theodolinde nach Agitulfs ersten Lehrstunden von einem neuen wunderbaren Leben sich durchströmt. Bisher hatte dem Mägdlein oft gebangt vor der dumpfen Schulstube, in

welcher der falsch verstandene Eifer der Heidenbekehrer der Jungfrau Brust mit abergläubischen Schrecken füllte, und mit dem Bilde ewiger Qualen ängstigte, welche jeden, auch den leisesten Zweifel rächen würden. Agitulf aber führte die aufhorchende kindliche Jungfrau hinaus ins Freie: hier, mitten unter den Wundern seiner Schöpfung, erzählte er ihr von des ewigen Vaters Größe und Herrlichkeit, von des Sohnes namenloser Liebe und Milde, seiner Sanftmuth und Demuth, und von des Geistes Kraft, welcher die Herzen der Frommen läuternd durchströmt und zum Guten kräftigt. Hier zeigte er ihr, durch die Erzählung von den Großthaten edler Männer und dem stillen Dulden heiliger Frauen, wie leicht es sei, die Gebote des Weltheilandes zu erfüllen und erschloß der aufmerksamen Schülerin alle Quellen des eignen reichen Wissens.

Aber während Agitulf auf diese Weise die liebliche Königstochter von Wundern zu Wundern führte, hatte sich ihm selber unbewußt das Wunderland der Liebe vor ihm aufgethan. Mit immer innigerm Entzücken hingen Auge und Herz an der Schülerin, welche mit kindlicher Traulichkeit dem Lehrer sich anschmiegte, und er gewahrte die Gefahr, die seiner Ruhe drohte erst da, als er diese schon für immer verloren hatte, und

eine stille Schwermuth den heitern Sinn des edlen Mannes umnachtete.

Die Freunde und Vertrauten, deren er sich an Garibalds Hofe bald mehrere erworben, verspotteten ihn oftmalen wegen seiner Trauer und Schüchternheit: sie baten Agitulf, doch nicht muthwillig seine Augen gegen das Glück zu verschließen, so ihm von Ferne winke. Sie baten ihn, er möge doch nur bemerken, wie dem allgemach zur Jungfrau erblühenden Kinde nirgend so wohl sei, als in der Nähe des verehrten Lehrers, — sie meinten von Freundschaft und Achtung in des Weibes Brust sei es nur ein kleiner Schritt bis zur Liebe, und trieben ihn an, sich die Blume zu brechen, die sich ihm so fröhlich entgegenneige. Agitulf aber zürnte solcher Reden, und verbot ernstlich durch solche rohe Anspielungen die Würde der Jungfrau zu schmähen, welche, mit eines Engels Unschuld in der Brust, noch keine Ahnung der Gefühle habe, die sie Andern einflöße. Aber wäre es auch, fügte er seufzend hinzu, wäre es auch eine Möglichkeit, einst eine gleiche Flamme in Theodolindens Busen zu entzünden, wie mich durchglüht, wie dürfte ich solches nur wünschen? wie dürfte ich das Eigenthum eines Andern begehren? — Was hätte ich, der landesflüch-

tige Fremdling der Königstochter anzubieten? — Aber wäre auch das nicht! und hätte ich Krone und Scepter der Geliebten zu Füßen zu legen, wie könnte ich ihr durch solche den Frieden ihrer reinen Seele vergüten, wenn ich sie abtrünnig machte von dem Wege der Pflicht? — Nein das sei ferne von mir! und das sei mein Ruhm und mein Stolz, daß ich mich selber besiege und daß Garibalds Tochter so ruhig an meiner Seite wandeln mag, wie der Säugling im Mutterarme ruht.

So sprach der edle Agitulf und fuhr männlich fort, sich selber zu bekämpfen. Aber wie nun täglich neue Gerüchte von dem Unwerth und der rauhen Gemüthsart des Bräutigams in das Reich drangen, und selbst die königliche Mutter zu beunruhigen begannen, da ward der Schmerz in seiner Brust oft fast all zu nagend, und seine Sorge für der Geliebten Glück drohete oftmals, der Verräther seines Gefühls zu werden. Und als nun auch zu Agitulfs Ohren die Kunde drang, daß im Lande des Herzogs von Turin ein Aufstand ausgebrochen, und der greise Herzog hart bedrängt sei, durch die Macht des unruhigen Volkes, da verbarg sich jener nicht länger, sondern gestand dem Könige Garibald, wie er der Erstgeborne des bedrängten

Herzogs sei, und bat um seine Entlassung, damit er hinziehen könne in das theure Vaterland, seines Vaters Leben zu schützen, und wo möglich durch seine Gegenwart die empörte Menge zur Ruhe zu verweisen.

König Garibald gefiel das Begehren des guten Sohnes wohl, er gab ihm viel streitbare Männer zum Gefolge, und entließ ihn voll Traurens.

Auch Theodolinde weinte ihm herzliche Thränen nach, aber ihr Stündlein hatte noch nicht geschlagen, und sie lebte noch in dem glücklichen Alter, wo wir zwar der geschiedenen Freunde nicht ganz vergessen, aber den Schmerz um ihren Verlust bald besiegen; und, noch unter Thränen, lächelte sie schon wieder neuen Freuden entgegen, durch welche Walderadas Mutterserge ihren Kummer zu zerstreuen suchte.

Anders war es mit Agitulf. Ihm war, als er der Königsburg den Rücken kehrte, als sei die Seele seines Lebens von ihm geschieden, und selbst im Gewühle der Schlacht vergaß er Theodolinden und der schönen Stunden, die er mit ihr verlebt, niemalen! —

Als nun aber die Herzogin von Turin erfuhr, Agitulf nahe dem Reiche an der Spitze fremder Krieger, da zagte sie sehr, und sie meinte, die Zeit sei gekommen, wo sie den Lohn ihrer heimlichen Missethat

ernten solle. Als aber Agitulf, statt, wie sie gefürchtet, sich den Empörern zuzugesellen, ihnen kühn entgegen trat, sie ermahnte, ihrem Eide und ihrem Herzoge treu zu sein, und mit der Schaar, welche seine Worte sich gewonnen hatten, die übrigen Aufwiegler angriff, sie in mancher Schlacht besiegte, und endlich als Vermittler zwischen die Besiegten und den erzürnten Herzog trat, da fühlte die Herzogin sich sehr beschämt in ihrem Herzen, und sie berichtete ihrem Herren und Gemahl die bösen Anschläge, so sie früher gegen seinen Sohn genährt, und der Herzog weinte vor Freuden über Agitulfs Edelmuth, gewährte freudig dessen Bitten, und eine herzliche Versöhnung ward gestiftet, so zwischen Eltern und Sohn, Bruder und Bruder, wie zwischen Volk und Fürsten. Dann ward ausgemacht, daß Agitulf nach des Vaters Tode dereinst sein Nachfolger werden solle, und Mutter und Bruder verpflichteten sich freiwillig, ihm nimmer solches Recht streitig zu machen.

So war denn Agitulf auf einmal wieder im Besitze eines längst verloren geglaubten Gutes, aber der Schmerz hoffnungsloser Liebe trübte fort und fort sein Glück, wie seine heitere Stirn.

Während dieser Zeit hatte sich auch auf Garibalds Königsburg manches verändert.

Childebert hatte kaum das Jünglingsalter erreicht, als ihn der Zwang verdroß, welchen man seiner Brautwahl auferlegt, und er beschloß dem Eigenwillen, der so unumschränkt über seine Hand verfügt, sich kräftig zu entziehn, und ohne sie je gesehen zu haben, sandte er Theodolinden den goldenen Fingerreif wieder, durch welchen sie ihm Treue und Gehorsam zugesichert, und begehrte dagegen den seinigen zurück. Mutter Brunhildis mochte ihn wohl selbst heimlicherweise zu solchem Thun gereizt haben, denn sie war eine listige Frau, wußte die Schwächen und Leidenschaften Anderer geschickt, aber verstohlen zur Erreichung ihrer Zwecke zu benutzen, und auf solche Weise die Trotzigen selbst zu beherrschen. Das Bündniß mit Garibalds Tochter ward niemalen ernstlich von ihr gewünscht, und sie ging es nur ein, um sich den Nachbarfürsten freundlich gesinnt zu erhalten, so lange Childebert noch Kind war, und ihm die Kraft mangelte, selbst der Schutz seiner Landesgrenzen zu sein.

König Garibald ergrimmte in seinem Herzen, als ihm durch Childeberts Diener so schmachvolle Botschaft wurde, und nur Walderadas Vorliebe für das theure Jugendland und Theodolindens sanfte Bitte: um ihretwillen kein Blut zu vergießen, konnten

ihn hindern, daß er dem Uebermüthigen nicht mit den Waffen in der Hand die Antwort brachte, so sein schnöder Wortbruch verdient hatte. Es dauerte lange, ehe der König die ihm angethane Schmach und Walderada die vereitelte Hoffnung verschmerzen konnte! nur Theodolinde war ruhig geblieben, ja, sie freute sich sogar der Aussicht: nun noch längere Zeit in der Heimath weilen zu dürfen, wo es ihr durch Vaterliebe und Mutterſorge so wohl war.

Die Kunde aber von Childeberts Uebermuth, mit welchem er den Bund mit Theodolinden, der Schönen, aufgehoben, erscholl weit umher, verbreitete sich, auch in Agitulfs Vaterlande, und erfüllte die Brust des edlen Mannes mit seligem Hoffen und kühnen Wünschen. Und mit ungeduldiger Hast unternahm er jetzt im Auftrage seines Vaters eine Reise durch das Herzogthum, um durch seine Gegenwart auch in dessen fernsten Gauen das Volk zu beruhigen, und Fried' und Einigkeit zu befestigen, und gedachte alsdann, nach beendetem Geschäft selbst als Brautwerber der Geliebten zuzuziehn.

Während dessen hatte auch Authar, König der Longobarden, vernommen, welche Beleidigung Garibalds Tochter vom Childebert widerfahren war,

und da er fast ähnliche Schmach zu rächen hatte, so schien ihm ein Bündniß mit dem König der Bojoaren sehr erwünscht. Denn als Authar einstens, nach langen Kriegen mit Austrasiens Herrscher, den Friedensschluß durch einen Ehebund zu befestigen trachtete, und dieserhalb um Childeberts Schwester geworben hatte, war sie ihm von jenem aus Haß geweigert worden. Das gleiche Schicksal beherzigend, sandte er Boten an Garibald, um die Hand der Verschmäheten für sich zu begehren, und also sich mit jenem gegen ihren gemeinschaftlichen Beleidiger um so fester zu verbinden. Garibald verweigerte ihm die Tochter nicht, und als nun die Boten heimkehrten, und nicht müde werden konnten, Theodolindens wundervolle Schönheit, wie ihre Anmuth und Holdseligkeit zu preisen, da erwachte in Authars Herzen eine wunderbare, früher noch nie gekannte, Sehnsucht — ließ ihn nirgend rasten, und veranlaßte ihn endlich auszuziehn, um die Erwählte selbst von Angesicht zu Angesicht zu erschaun. Er rüstete eine zweite Gesandtschaft aus, um der holden Braut kostbare Geschenke zu übersenden, und mischte sich unerkannt unter seine Vertrauten. Und als sie nun vor dem Könige erschienen waren, und der Aelteste geredet hatte, trat Authar dem Stuhl desselben näher, und

sprach: Der König, mein Herr, hat mir geboten, Eure Tochter zu schaun, daß ich ihm ihre Schönheit preise. Und der König winkte gewährend, und seine Diener eilten hinaus, um die königliche Jungfrau herbei zu holen, damit sie den Boten ihres Verlobten den Ehrentrunk reiche. Theodolinde erschien — und Authar erkannte mit Entzücken, wie weit der Ruf noch hinter der Wirklichkeit zurückbleibe, und daß Theodolindens Schönheit nichts gleichzustellen sei, als einzig nur Anspruchlosigkeit und Demuth, welche das ganze Wesen der Hochbegabten beseelte.

Alle begrüßten die Geliebte als Königin der Longobarden, auch Authar sprach zu ihr, und seine Rede verrieth das Feuer so ihn durchströmte.

Als nun Theodolinde dem Aeltesten den Becher gereicht, und jetzt mit solchem sich Authar'n nahete und zum erstenmale die züchtig gesenkten Augen erhob, um den Mann zu erschaun, der sie vor allen so ehrfurchtsvoll begrüßt, als ihr Auge seinem Flammenblick begegnete, und mit innigem Wohlgefallen auf den edlen Zügen, dem goldgelockten Haupthaar und der kräftigen Gestalt des fremden Kriegers verweilte, da verrieth die dunkle Röthe, welche das Gesicht der Holdseligen übergoß, die Theilnahme, die ihr der Fremdling

eingeflößt, und der beseligte Authar wagte es, die Hand zu drücken, welche ihm den Ehrentrank darbot, und, unbemerkt von Andern, leise die erröthenden Wangen der Jungfrau zu berühren.

Theodolinden aber war es, als ob ein tödtlicher Schmerz bei dieser sanften Berührung ihre Brust durchzucke, und mit weinenden Augen kehrte sie in ihr Gemach zurück, wo die treue Amme über den unverkennbaren Schmerz in den Zügen ihrer Lieblingin von Herzen erschrack. Theodolinde klagte ihr, was ihr widerfahren, und wähnte, daß sie die Kühnheit des fremden Kriegers verklage, und daß der Zorn darüber ihr Auge genäßt und ihr deshalb zu Muthe sei, als könne sie nimmer wieder seinen Anblick ertragen; die erfahrene Amme aber durchschaute die Tiefe des Herzens besser, was sie selbst noch nicht verstand, tröstete die trauernde Jungfrau, und sprach zu ihr: „Glaubt mir! also thuts keines Königs Brautwerber, ist er nicht der Bräutigam selbst. Und wahrlich dieser ist wohl seiner Krone und Eurer Liebe werth? —

Und als nun die Bojoarischen Herren wiederkehrten, welche Authars Gesandschaft das Geleit gegeben, und erzählten: wie an des Landes Grenze der männlich schöne Unbekannte sich plötzlich auf dem Rosse erhoben

und dann, die Streitaxt schwingend, einen Baum, welcher am Wege stand, gefällt habe, rufend: Solche Streiche führt Authar! und als nun Theodolinde solches erfuhr, da gewahrte sie an der seligen Freude, welche bei dieser Kunde ihre Brust erfüllte, daß sie dem herrlichen Fremdling seit dem ersten Blick mit heißer Liebe ergeben gewesen, und pries ihr Geschick, welches den Geliebten ihr zum Gemahl bestimme.

Childebert, solche Kunde vernehmend, gerieth in Sorge, zwei seiner Feinde so enge verbunden zu sehen, und er brütete über schwarzen Plänen. Als ihm aber bald darauf ein Zufall die verschmähete Braut entgegen führte, und er ob ihres Liebreizes staunend dastand, erwachte vollends Reue und Grimm in seinem tückischen Gemüthe. Denn es begab sich einstens, als er auf der Reise begriffen, bei einem Edlen eingekehrt war, welcher an Bojoariens Grenze wohnte, und in Wäldern desselben jagte, daß er in der Verfolgung eines Edelhirsches der Grenze nicht achtete und so durch das fliehende Thier einen See vorüber geführt wurde, wo Garibalds Tochter im Gefolge ihrer Herren und Frauen sich mit Angeln vergnügte. Und als er sie erschaute, da wähnte er, noch nimmer ein so wunderholdes Frauenbild erblickt zu haben, und er würde sie gern

für eine Bewohnerin des Himmels gehalten haben, hätte er sie nicht hier im irdischen Verkehr gesehen, und von den Seinen, welche ihm nachgeeilt waren, jetzt vernommen, daß es Theodolinde, die Tochter des Bojoarischen Königs sei. Da ward ihm seltsam weh zu Muthe, und ihm däuchte, als ob er fortan nirgend Ruhe finden werde, bis er sich durch die Schärfe des Schwerdtes die Hand errungen habe, welche er einst aus Trotz verschmäht, und könne er dies nicht, also that er einen heiligen Schwur, so solle dennoch auch kein Anderer sich ihres Besitzes erfreun, und er wolle nicht rasten, bis er den Kühnen verdorben, der ein Gut verlange, so ihm selbst einst angehört. Alsbald führte er gewaltige Heeresmacht über den Rhein und gegen die Alpen, und überzog Garibalds friedliche Lande mit seinen Kriegsgeschwadern, und Mord und Brand zog vor dem Schrecklichen her, und erfüllte Garibalds Herz mit Bangen, — denn er kannte seines Feindes Macht, wie seine Tücke.

Unbewußt der neuesten Ereignisse in des Bojoarischen Königs Haus und Lande, zog während dessen Agitulf mit frohem Hoffen zur Heimath seiner Vielgeliebten hin. Schon war er ihr nahe, als die Kunde, wie Theodolinde aus freier Herzenswahl die Braut

des Lombardischen Königs geworden, und daß Austrasiens Herrscher ausgezogen sei, sie zu fahen, und das Land zu verwüsten, gleich einem Donnerschlage sein Haupt traf. Lange kämpfte er, uneins mit sich selber; denn, wenn die Ueberzeugung daß, seit Theodolinde ihre Liebe einem Andern zugewandt, alle seine Lebensfreuden verkümmert seien, wenn diese Ueberzeugung ihn antrieb, ihren Anblick zu meiden, um seinen Schmerz nicht zu mehren, so forderte auf der andern Seite wieder, die Gefahr, die ihr drohte, ihn zum Beistand auf. — Der wahrhaft Edle aber lernt sich selbst vergessen — und so folgte denn auch Agitulf bald der innern Stimme, die ihn zum Schutze der Bedrängten aufrief.

König Garibald empfing den Gastfreund mit Freuden, und entdeckte ihm, daß er gesonnen sei, die Tochter unter den Schutz des Bräutigams zu flüchten, und daß er nur darum bisher diesen Plan nicht ausgeführt, weil er nicht gewußt, wessen Hand er die Leitung des Zuges vertrauen solle, um die geliebte Tochter sicher durch Childeberts überall umherschweifende Schaaren geführt zu wissen. Deshalb erscheine ihm der Freund gerade zur rechten Stunde, wie vom Himmel gesandt, und er bat ihn die Tochter zu geleiten. Als nun Agitulf erfuhr, was Garibald von ihm be-

gehrte, und daß er selbst die Geliebte dem Manne entgegen führen sollte, der sie ihm geraubt, fühlte er den Schmerz im Busen mit verdoppelter Schärfe, aber kein frevelnder Wunsch und kein Gedanke, wie es leicht sei, in solcher Verwirrung die Braut für sich selbst zu gewinnen, befleckte seine reine Seele — und ohne Säumen schickte er sich an, Theodolinden den Dienst zu leisten, den man von ihm begehrt — und wenn er ja etwas zu wünschen wagte, so war es nur, daß es ihm vergönnt sein möge, in diesem Dienste sein Leben zu enden. Theodolinde aber hatte jetzt durch das eigene Gefühl, die Gefühle Anderer erkennen und verstehen lernen, und konnte es sich nicht verhehlen, was die Quelle von ihres Freundes Trübsinn sei. Deshalb sann sie mit zarter Schonung darauf, wie sie es ihm erspare, der Zeuge von dem Glück ihrer Liebe zu sein, welches sein Herz noch mehr verwunden müsse. Und als ihr nun nahe bei Verona auf dem Sardisfelde der Geliebte mit königlichem Gepränge entgegen zog, mehr aber noch als durch alle Feierlichkeiten, welche die Königstochter empfangen sollten, durch Auge und Rede ihr sein Entzücken kündete, und ihres Herzens Glück erhöhete, da bat Theodolinde, sich an Agitulfen wendend, daß er heimkehren möge, um in eigener Per-

son ihren besorgten Eltern die Kunde ihrer Sicherheit zu bringen, und steckte einen funkelnden Diamantring an seinen Finger, zum Zeichen ihres Dankes, und daß er auch ferner dabei ihrer freundlich gedenken möge.

Agitulf nahm das kostbare Pfand mit wehmüthiger Freude, und schied voll stillen Traurens.

Die Vermählungsfeierlichkeiten wurden sodann mit großer Pracht vollzogen, aber dem Schein der Hochzeitsfackeln und dem Schalle der frohen Gesänge folgte nur allzubald die rothe Glut brennender Dörfer und das Weheklagen ihrer armen hülflosen Bewohner, und Theodolinde erfuhr im Genusse der höchsten Wonne die ernste Wahrheit, daß keine Erdenfreuden ganz ungetrübt seien, und daß nicht Hoheit noch Krone den Sterblichen gegen die Macht des Schmerzes schützen könne.

Childebert zog verheerend einher an der Spitze seiner Schaaren. Die alte Tapferkeit schützte diesmal die Longobarden gegen die Wuth ihrer Feinde nicht, und bald sah der sonst so kühne Authar sich gezwungen, sich und sein theuerstes Gut, seine Theodolinde hinter Pavias schützende Mauern zu flüchten, und bot hier umsonst für den Frieden die schwersten Opfer an.

Childebert wüthete fort, und ob er auch weiter

nichts erreichen konnte, und Pavias Mauern in der That dem lombardischen Könige Schutz gegen des Feindes Schwert gewährten, so vermochten sie Authars dennoch gegen die Tücke desselben, und gegen des Verräthers Falschheit nicht zu schützen. Denn als einstens Authar, nach einem glücklich zurückgeschlagenen Sturme, am Busen der treuen Gattin auszuruhen kam, und von ihrem Arm umfangen und von ihrem zärtlichen Gekose erheitert, den Abendtrunk begehrte, brachte ihm der durch Childeberts Gold bestochene Diener in dem Becher den Tod, und wenige Minuten, nachdem der König getrunken, verblich er plötzlich in der Geliebten Armen. Der Tod des Königs und Theodolindens namenloser Jammer erfüllte das ganze Land mit Trauern, weckte aber auch zugleich den Geist der Rache. Um Authars Schatten zu versöhnen, griff alles zu den Waffen, und Childebert erntete den Lohn seines frevelhaften Beginnens nimmer, und sah sich bald gezwungen seine Schaaren heimzuführen.

Die Longobarden aber rathschlagten unter einander, wie sie der trauernden Königin, welche allbeliebt war durch ihre Weisheit und Milde, Tröstung zu bringen vermöchten, und sie erwählten sie Alle einstimmig zur Herrscherin der Longobarden, und verhießen ihr, den

Gatten, welchen sie einst nach abgelegtem Wittwenschleier sich erwählen würde, von ihrer Hand zum Könige anzunehmen.

Theodolinde erfreute sich ob dieses Zeichens von Vertrauen und Liebe, aber sie trauerte auch um so tiefer; denn in ihrem großen Herzeleid schien es ihr tröstlich und wünschenswerth, ihrem Schmerze um den Geliebten immer und einzig angehören zu dürfen. Da aber gedachte sie im Kampfe mit ihrem Herzen der Lehren, welche sie so oft aus dem Munde des edlen Agitulfs vernommen, und wie derselbe vielmalen geäußert habe: Treue und reine Liebe giebt der Erde höchstes Glück, giebt uns schon hienieden den Vorschmack des Himmels! — und sie beschloß, daß sie fortan in diesem Sinne handeln wolle. Und sie sandte Boten gen Turin und ließ Agitulf zu sich entbieten, indem sie in ihrer Verlassenheit mit dem edlen Freunde manches zu berathen habe.

Agitulf folgte dem Rufe mit Freuden, obwohl von Herzen betrübt über das harte Schicksal, welches der Geliebten in der Fülle der Jugend schon alle Freudenblüthen entblättert habe.

Und als er nun auf der Burg Caomellum, wohin die Königin ihm entgegen gereiset war, der rührenden

Gestalt gegenüber stand, die in der sanften Trauer ihres Wesens und in dem dunklen Wittwenschleier ihm reizender erschien wie jemalen in früherer Zeit — da drängte herzinniges Mitgefühl eine Thräne in die klaren Augen, die nie um eigenen Schmerz geweint, und er neigte sich hastig auf die ihm dargebotene Hand, damit Theodolinde die Schwäche nicht gewahre, deren der Mann sich schämte; sie aber sprach mit wehmüthigem Lächeln: „nicht die Hand, sondern die Lippe, denn ihr seid künftig mein Herr und Gemahl!"

Den Ueberraschten gemahnte es fast, als ob ein süßer Traum ihn umfangen halte, und als Theodolinde ihm nun erklärte, wie sie gesonnen sei, den Thron der Longobarden mit ihm zu theilen, um, durch ihn berathen und belehrt, die Mutter ihres Volks zu werden, da pries Agitulf den Herrn, der ihn so wunderbar und ohne sein Zuthun an seiner Wünsche höchstes Ziel geführt und seiner Selbstüberwindung einen Lohn bereitet habe, wie er solchen nimmer mehr gehofft.

Theodolinde aber herrschte an Agitulfs Seite noch viele Jahre lang über das glückselige Italien, gleich geliebt um ihrer Weisheit und Milde willen, als hochverehrt wegen ihrer Frömmigkeit, also daß auch der

Bischof von Rom, Gregor, von Vielen der Große geheißen, ihr Haupt mit der eisernen Krone schmückte, welche er aus dem Nagel von dem Kreuze Christi schneiden lassen, und die auch bis zu unsern Zeiten der Hauptschmuck aller späteren italischen Könige geblieben ist.

Gleich beglückt als Fürstin, wie als Gattin mußte die Königin am Abend ihres Lebens oft bekennen, daß wenn die Liebe der Rose gleiche, welche, von keiner andern Blume je erreicht an Duft und Schönheit, auf kurze Zeit unsers Lebens Frühling verschöne, das Band, so hohe Achtung und wahre Freundschaft gegründet habe, dagegen dem Epheu zu vergleichen sei, welcher ungebleicht von der Sonne Strahlen, mit ewig frischem Grün, selbst unter Winterstürmen die Giebel unsers Hauses noch freundlich umranket.

9.

Corsica's Banditen.

Zur Zeit als ich in Corsica am Gerichtshof angestellt war, so erzählte ein französischer Justizbeamte, bestand unsere Gensdarmerie unter dem Commando des Obrist Bigarn aus achthundert Mann für den Dienst auf der ganzen Insel; der flüchtig gewordenen Verbrecher und Banditen, welche die Wälder Corsica's bevölkerten, zählte man damals auch an achthundert, — und so kam ein Gensdarm auf einen Banditen.

Vorneweg muß ich aber erklären, daß der Name Bandit in der corsischen Sprache durchaus nicht den Nebenbegriff der Ehrlosigkeit oder Schande in sich hat. Ein Bandit ist ganz einfach ein Flüchtling, der sich der Gerechtigkeit nicht überliefern will. Ein Unschuldiger, der sich aus dem Staube macht, ein Mann von Ehre, einer Blutrache, vendetta, schuldig, welche das Vorurtheil

nicht nur billigt sondern gebietet, — sie sind Banditen und halten sich für ganz ehrliche Leute. Nicht allein, daß sie sich dafür halten, sondern sie besitzen größtentheils auch wirklich so viel Moralität als die achtbarsten Bewohner der Insel.

Ich habe Banditen gekannt, die in ihrem jahrelangen Exil in Wald und Schlucht lediglich von den Unterstützungen lebten, die man ihnen in den Ortschaften oder einsamen Pachtgütern freiwillig oder aus Mitleid zukommen ließ, ohne jemals auch nur durch eine Drohung einen Bissen Brod für sich zu erzwingen. Zu andern gingen Weiber und Töchter täglich stundenweit hinaus ins Gehölz, um sie mit Nahrungsmitteln zu versehen, die ihnen für ein gutes Wort auch der nächste Bauer oder Hirt verabreicht hätte. Der Corse ist vielleicht unter allen Menschen der Erde am schnellsten zu einem Mord aus Rache bereit, aber auch am wenigsten fähig, eines Diebstahls oder einer Handlung, die mit dem Stolze seines Charakters unverträglich, schuldig zu werden.

Eines Morgens erschien der Brigadier der Gensdarmerie bei mir und brachte mir ein Schreiben des Unterpräfecten, worin mir dieser ein Verbrechen und die Urheber desselben anzeigte und über sie die Strafe des 92. Artikels im Code penal aussprach. Es besagt

aber dieser Artikel, daß Jeder, der, ohne Autorisation von der rechtmäßigen Regierung, Truppen anwirbt oder anwerben läßt, anlockt oder aushebt, und sie mit Munition und Waffen versieht, oder sie darauf anweist, mit dem Tode bestraft werden soll. —

Nach einigen Fragen erfuhr ich, daß in einem Gasthofe der Stadt sich zwei junge französische Reisende befänden, welche derlei Anwerbungen betrieben. Ich ließ sie ins Parquet rufen, sie erschienen und wiesen sich mit ihren Papieren dahin aus, daß sie Reisende für ein geachtetes Haus in Rouen seien; ihr ruhiges und anständiges Benehmen zeigte, daß sie sich rein von aller Schuld wußten.

Was thun Sie in Corsica? fragte ich sie. —

Wir sind in der Absicht hier, um Freiwillige anzuwerben, die wir bewaffnen und nach Spanien expediren wollen. —

Sind Sie dazu beauftragt? —

Nein, es ist dies unsere Privatspeculation. —

Sie Unglückliche! wissen Sie denn wohin Sie diese Speculation bringt? —

Nun? —

Auf das Schaffot. —

Unmöglich, wir sind ganz ehrliche Leute. —

Ja doch, Sie sind ehrliche Leute, aber die Unkenntniß des Gesetzes führte Sie an einen Abgrund, an dem mir für Ihr Loos bange wird. Ich muß Sie arretiren und gegen Sie verfahren. —

Und wie lautet das Gesetz? —

Ich las ihnen den 92. Artikel vor; sie erblaßten. —

Wir sehen unsere Unvorsichtigkeit ein, aber wer zwingt Sie, uns zu verfolgen? —

Der Brief des Unterpräfecten, in Folge dessen ich selbst wegen Unterlassung des Rechtsverfahrens bei einem wirklich vorliegenden Verbrechen gestraft werden könnte. —

Eine Jury kann uns ja nimmermehr verdammen! —

Wir haben aber keine Jury in Corsica, sondern einen beständigen Criminalgerichtshof, welcher größtentheils aus Corsen besteht, die täglich ihre eigenen Landsleute verurtheilen sehen und die sich kaum dazu verstehen werden, Franzosen, die auf der That des Verbrechens ergriffen worden, Gnade angedeihen zu lassen. —

Wie, wegen einer solchen Unbesonnenheit wäre unser Leben verwirkt? Es ist unmöglich! —

Ich fürchte, antwortete ich nicht ohne Bestürzung. Hoffen Sie jedoch, daß der königliche Prokurator, der onst immer der strengste Ankläger ist, diesmal

aus Ueberzeugung Ihr beredtester Vertheidiger sein wird. —

Sie drückten mir die Hand und begaben sich ins Gefängniß.

Glücklicherweise stimmten die Untersuchungsrichter diesmal meinem Vortrage bei, beschlossen dem Vorfall keine weitere Folge zu geben und ich eilte, daß die jungen Leute sogleich eingeschifft wurden. Gut, daß es geschah, denn ich hatte hintennach noch einen harten Strauß mit einem unerbittlichen corsischen Richter und mit dem von ihm aufgehetzten Präsidenten zu bestehen. Nach allen den Strafen, welche über die Corsen selbst ausgesprochen werden, konnte ich über den Erfolg nichts weniger als sicher sein, den dieser Fall, einmal vor den Criminalgerichtshof von Bastia gebracht, hätte nehmen können. Das Verbrechen bestand nun einmal und die Nebenumstände und Intentionen wären kaum hinreichend gewesen, die jungen Leute vor diesen Richtern zu entschuldigen, welche nicht erst blindlings nach dem Buchstaben, noch aus Haß gegen nicht Nichtinsulaner zu verurtheilen brauchten, sondern nur von dem dort eingefleischten Grundsatze ausgehen durften: daß bei dem Corsen vor dem Gesetze Alle und unter allen Umständen gleich sind. Nicht als ob die Richter die beiden jungen

Franzosen als wirkliche Verbrecher betrachtet hätten; aber in einem Lande, wo Mord so häufig und große Verbrecher doch sehr selten sind, muß dem Gesetze die strengste, ja meist eine buchstäbliche Folge gegeben werden. Der Corse, der aus Blutrache (vendetta) mordet, hat dies seinem Opfer lange vorher zu Wissen gethan und weiht sich selbst durch diese Erklärung des Privatkrieges dem Untergang, wenn sein Gegner stärker, gewandter oder glücklicher ist als er. Man hat gut die Corsen für solche Blutrache mit dem Tode strafen, aber verringert wird dadurch in diesem Lande des ewigen Duells die Zahl der Morde nicht, zu welchen ein übertriebenes Ehrgefühl Menschen treibt, die vor wie nach dem Morde sich nicht zu dem kleinsten Diebstahl, noch zu der geringsten Beleidigung eines Andern als ihres Feindes hergeben würden. Daher die Kaltblütigkeit, der ruhige unerschütterliche Muth, den diese zum Tode Verurtheilten auf ihrem letzten Gange und bis zum letzten Augenblicke beweisen. Der Eine declamirt mit Begeisterung eine horazische Ode, deren zweite Strophe durch das verhängnißvolle Messer verloren geht; ein Anderer bittet um die Gunst, nur an einer Hand gebunden zu werden, um gemächlich seine Pfeife fortrauchen zu können. Ein Dritter schreibt an den General-

Prokurator: „In einer Stunde werde ich guillotinirt. Ich bitte um etwas schwarzen Crepe, um meine Trauer anlegen zu können; um eine Flasche Bordeaux und um ein weißes Hemde.“ Man schickt ihm was er verlangt; er schlägt den Crepe um seinen Arm; trinkt behaglich den Wein und wird in einem weißen Hemde gerichtet.

Dies Alles klingt nur originell; es gibt aber auch schauderhafte Vorfälle. Die beiden Brüder Colonna wurden eines Mordes angeklagt; der eine freigesprochen, der andere verurtheilt. Am Tage der Hinrichtung erblickt der Verurtheilte in den ersten Reihen am Schaffote seinen Bruder, der mit mehreren Freunden gekommen war, den letzten Willen des Sterbenden zu vernehmen.

„Bruder,“ sprach dieser, „ich sterbe schuldig, ich gesteh' es; aber nichts desto weniger haben meine Ankläger doch ein falsches Zeugniß abgelegt. Sie konnten den Mord, den ich begangen, nicht gesehen haben, ihre Angaben sind ein Lügengewebe, und doch wurde ich auf diese hin verurtheilt. Rache ist hier ein Recht, denn schuldig oder nicht, ihre Aussage hätte mich jedenfalls auf das Schaffot gebracht. Räche mich, mein Bruder, ich will bei Gott für Dich beten.“

Mit diesen Worten legte er sich auf das Todesbret.

Das Messer fiel und der Kopf rollte aufs Gerüst, welches in Bastia keinen Vorhang hat. Der Bruder, der bis jetzt am Gerüste gelehnt, faßt das blutige Haupt an den Haaren auf, besudelt sich über und über mit dem Blute und schreit das fürchterliche Wort vendetta! welches seine mitgekommenen Freunde insgesammt wiederholen. Die unruhige Bewegung auf dem Platze erregt die Besorgniß der Obrigkeit. Also gleich werden nach dem Dorfe Olmetta, wo die bedrohten fünf Zeugen wohnen, einige Gensdarmen detachirt: aber sie kommen zu spät; fünf Morde sind bereits am hellen Tage vollbracht worden und Colonna hat sich mit seinen Gefährten bereits in die Wälder geflüchtet.

Bei solchen Menschen ist das Schaffot ein ungenügender Zaum. Einer meiner Freunde, der Advocat Casabianca, hatte einen sehr treuen Diener, der aber sehr rachsüchtig war und offenbar auf einen Mord sann. Sein Herr beschloß, um ein solches Unglück abzuwenden, sein Gemüth durch den Anblick einer Hinrichtung zum Guten zurückzuführen. Er schickte ihn darum auf den Richtplatz. Pietro drängte sich ganz nahe an die Blutbühne, sah Alles sehr aufmerksam mit an und kam nach Hause. Als ihn nun sein Gebieter fragte: „Pietro, hast Du Dir jetzt die Execution an-

gesehen?" antwortete er ganz ruhig: „Ja wohl, ich hatte einen sehr guten Platz. Das ist also Ihre Guillotine? Das also soll ein so fürchterliches Ding sein? Nun freilich! Ich sag' es Ihnen offen, das Zeug würde mich nicht abhalten, meinen Gelüsten zu folgen."

Das Schaffot ist auch wirklich nicht schreckend für sie, denn es handelt sich hier nur um das Leben. Der Pranger, die öffentliche Ausstellung, Strafen, welche die Ehre beflecken, empören den Geist des Corsen bei weitem mehr. Weil also die Guillotine ohnmächtig erkannt wurde, um dem Morden zu steuern, versuchte es der Criminalgerichtshof von Bastia (denn eine Jury bestand damals nicht) weit öfter zu den Galeeren als zum Tode zu verurtheilen. Man ging noch weiter, man befahl, daß der Verurtheilte in derselben Gemeinde, wo er das Verbrechen begangen, auf dem Pranger ausgestellt werde.

Ich sah in Bastia die Menge das Gerüst dicht umgeben, auf welches ein blutiges Haupt hinrollen sollte; Verwandte und Freunde wohnten der Hinrichtung bei, um dem Sterbenden die letzte Ehre zu erweisen, als ob ein ruhmvoller Märtyrer vom Felde der Ehre aus der Welt ginge; — hinwieder sah ich auch, wie die Ausstellung auf dem Pranger in einem Dorfe die ganze

Umgegend in tiefe Betrübniß versetzte. Auf dem Platze, wo der Verbrecher ausgestellt, waren alle Fenster geschlossen. Kein Mensch war hier zu sehen als der Verurtheilte, die Gensdarmerie und der Henkersknecht. Zufällig schritt ein einziger Mann aus einem Hause und über den Markt hin. Bei dem Anblick dieses schnell Forteilenden, dessen Erscheinen dem Ausgestellten eine Beschimpfung seines Unglücks zu sein schien, rief dieser im heftigsten Zorne: „So komm doch näher, Giacomo, und befriedige deine Neugierde. Du wirst hier eine saubere Sache zu sehen bekommen."

Diese Art von Ehrgefühl, welche die Blutthaten der vendetta begleitet und sich leicht über die Guillotine hinwegsetzt, über die Schandbühne aber sich nicht hinwegzusetzen vermag, deutet sie nicht hinreichend an, daß unsere Gesetze in dieser Hinsicht für Corsica eine eigene Modification hätten erhalten sollen? Corsica, da es ein französisches Departement geworden, hätte jene Ausnahmen wohl ansprechen dürfen, die in seinem Charakter und seinen Sitten begründet sind. Vielleicht wäre der einzige Ausweg der gewesen, wenn alle das Duell betreffenden und verbietenden Artikel aus dem corsischen Codex weggelassen worden wären und man sonach ein vor Zeugen und in Ordnung stattfindendes Duell still-

schweigend gestattet hätte, welchen Charakter nach und nach wahrscheinlich alle Vendetten angenommen und sich, bei den Erschwernissen und Ausgleichungen durch intervenirende Oeffentlichkeit, mit der Zeit wohl auch verringert haben würden. Doch wer hätte einen solchen Vorschlag zum Besten eines ihnen fast unbekannten Landes in den französischen Kammern durchbringen wollen!

Man hat oft von der corsischen Gastfreundschaft gesprochen und fürwahr, diese zeigt sich in einer so eigenthümlichen und großmüthigen Weise, daß man sich auswärts schwerlich einen richtigen Begriff von ihr machen kann. Nicht nur daß, sobald seine Schwelle betreten ist, der Eigenthümer jede Feindseligkeit gegen den Schutzsuchenden augenblicklich einstellt, sondern er selbst begleitet, wenn ihn sein Feind des nächsten Tages verläßt, diesen mit sicherem Geleite bis in eine gewisse Entfernung; denn wenn sein Gast am selben Tage, oder in der Nähe seiner Wohnung ermordet gefunden würde, so könnte man an eine Verletzung des Gastrechts denken, die in Corsica niemals, weder an Freund noch an Feind, begangen wurde.

Der Geist des Volkes ist von Natur abergläubisch. Man weiß, wie verbreitet zum Beispiel in Italien der Wahn ist, der Stich der Tarantel sei tödlich.

Kein Corse zweifelte daran, und so muthvoll sie sonst waren, legten sie sich doch sogleich ins Bett und trafen ihre letzten Anordnungen, wenn ein ähnlicher Unfall sie mit der Ueberzeugung des bevorstehenden Todes erfüllte.

. Doctor Antonini, ein geschickter Arzt, der auf dem Continent tüchtige Studien gemacht hatte und kürzlich nach Corsica zurückgekehrt war, beschloß dieses böse Vorurtheil zu zerstören. Er berief eine große Anzahl Corsen zusammen und ließ sich vor ihren Augen zweimal von einer Tarantel stechen; darauf, statt sich ins Bett zu begeben, zeigte er sich allenthalben öffentlich, machte seine gewöhnlichen Besuche, und wandte blos eine einfache Behandlung an sich an, die er Jedermann genau erklärte. Diesmal hatte die Lection einen guten Erfolg und von dieser Zeit an starb kein Corse mehr am Tarantelstich.

Andere Arten und Folgen des Aberglaubens kamen sogar bei den Gerichtshöfen vor und darunter sehr traurige. Eines Tages setzte mich der Friedensrichter von Calenzana in Kenntniß, daß in seiner Gemeinde zwei Frauenzimmer ohne vorhergegangene Krankheit plötzlich und blos aus Furcht gestorben seien, weil sie auf ihren Kleidungsstücken Wachsflecke entdeckt hatten,

was laut des allgemeinen Wahnes, nur an Personen vorkomme, welche der Tod als seine Opfer bezeichnet hat. Indem ich mich über den Ursprung dieser Wachsflecke unterrichtete, kam mir die Sache verdächtig vor und ich nahm meine Maßregeln so gut, daß meine Gensdarmen eines Tages hinter der nahen Mühle ein altes Weib hervorzogen, welches mit einem Wachslicht in der Hand diese zauberhaften Bespritzungen an den Vorübergehenden ausübte. Die Polizei überwies und strafte die Alte: aber das Vorurtheil, in Wachsflecken Todesanzeichen zu erblicken, konnte doch nicht zerstört werden.

Niemand mag darüber erstaunen, wenn er bei den Corsen solchen kindischen Aberglauben mit dem ungezügeltesten Muthe, ja mit Wildheit verbunden findet. Gereizt, sind diese Menschen Tiger, ruhig, Kinder, denen die mildeste Ermahnung Thränen entlockt.

Der Gerichtsbeamte, der durch diese langen Wälder und Thalschluchten unter Bedeckung von Gensdarmen reisen wollte, würde nur zeigen, daß er das Land nicht kennt; es giebt kein Gehölz und keinen Pfad, wo er nicht dem sicher treffenden Büchsenschusse eines Rachgierigen trotz allen Muthes und aller Begleiter ausgesetzt wäre. Ist ihm aber niemals von einem Corsen Feind-

schaft oder Rache geschworen und laut erklärt worden, so kann er überall allein hingehen. Denn unter diesen Banditen befindet sich kein Einziger, der nicht lange vorher und öffentlich seine blutigen Pläne ausspräche und sein Opfer bezeichnete. So wurde einmal ein Rath des königlichen Gerichtshofes meuchlings getödtet. Aber sein Mörder hatte ihm in früherer Zeit, noch ehe er ins Tribunal kam, Blutrache geschworen, also nicht um seines Amtes willen. Er fiel als Corse, nicht als Richter, und die Kugel, die von einer Felsenspitze kam und ihm die Hirnschale zerschmetterte, suchte ihn mitten aus einer zahlreichen Gesellschaft heraus, denn zu seinen beiden Seiten gingen der königliche Prokurator und der Greffier, und weder sie noch die nachfolgenden Gensdarmen konnten etwas sehen, noch verhindern.

„Sie nennen dies einen Act der Gerechtigkeit, ich nenne es Krieg; aber es muß sein und ich lobe Ihre Thätigkeit und Strenge" so sprach einst der k. Siegelbewahrer Serre nach einer Untersuchung zu mir. Und diese Eigenschaften sind bei einem Justizbeamten in Corsica unerläßlich. Aber ich wiederhole zugleich, daß kein Richter, kein Mitglied des öffentlichen Ministeriums jemals wegen seiner Amtshandlungen bedroht oder verfolgt worden ist, weil in diesem Lande die Achtung vor

dem Richterspruche eben so fest in den Gemüthern wurzelt als jenes übertriebene Ehrgefühl, welches sie dem Tode Trotz bieten läßt.

„Ich mußte mich rächen," spricht der Corse, „aber ich kenne das Gesetz. Richter, thun Sie Ihre Pflicht, ich habe die meine gethan." Und dabei überkommt ihn nie ein Gefühl des Hasses gegen das Gericht, selbst beim Anblick des durch den Richterspruch erbauten Schaffotes nicht.

So oft ich in meiner Anstellung als königlicher Prokurator die Insel bereiste, begegneten mir Banditen, die mir nicht selten sogar lästig wurden. „Rathen Sie mir wohl, daß ich mich dem Gerichte stellen soll?" haben sie mich hundertmal gefragt, worauf ich jedoch nie eine Antwort gab.

Eines Tages stieg ich den Pfad aus der Ebene von Calogna zum Berge Niolo hinan, als ich an einer Grotte am Wege ausruhte. Der Huissier Colombani, der mich mit der Flinte auf dem Rücken allein begleitete, machte mich auf eine Quelle im Hintergrunde der Grotte aufmerksam, aus welcher ich mich laben sollte, weil ihr Wasser für das beste auf der ganzen Insel gilt. Kaum war ich dahin geschritten, als ein junger Mann, der an dem Wasser gesessen, aufstand und mich

unruhig ansah. Er war groß, sein Antlitz schön und so arm an Bart, daß man kaum auf zwanzig Jahre schließen konnte. Sein Gürtel enthielt vorn ein langes Stilet, hinten eine Patronenreihe und an seiner Seite hing ein großes Pistol. So unverhofft überrascht, schien er nur in seiner Lectüre gestört worden zu sein, denn er hielt ein Buch in der Hand. Dieser junge Mensch war ein bereits berühmter Bandit. Der Huissier nannte mir seinen Namen. Ich näherte mich ihm.

Kennen Sie mich? fragte ich ihn. —

Ja, antwortete er, ich habe Sie mehrmals aus der Ferne gesehen. Sind Sie von Gensdarmen begleitet? —

Nein. —

Auf dieses Wort hin entschloß er sich zu bleiben und wir sprachen ruhig weiter. —

Was für ein Buch lesen Sie da? —

Eine französische Sprachlehre. —

Und warum gerade die? —

Ich will französisch lernen, um irgend unter einem andern Namen, wenn es mir gelingt von Corsica fortzukommen, auf dem Continent Militairdienste suchen zu können. —

Ich lobte diesen Entschluß und schied mit dem aufrichtigen Wunsche, daß seine Pläne gelingen möchten.

Einen Tag später trat ich auf dem Gipfel des Niolo an ein klares fließendes Wasser, um mein ziemlich hart gewordenes Brod darin aufzuweichen. Colombani ging in einiger Entfernung auf und ab und hielt endlich bei einem plötzlich hervorgetretenen Fremden, der, wie es schien, mehrere Fragen an ihn richtete; endlich kamen beide auf mich zu. Indessen hatte ich aus meiner Reisetasche ein Stück Ziegenkäse hervorgeholt und suchte nach einem Messer um ihn anzuschneiden. —

Habt Ihr kein Messer Colombani? fragte ich. —

Nein, mein Herr, antwortete er, wandte sich an den Fremden und fragte diesen: Perodi, habt Ihr vielleicht ein Messer? —

Und Perodi zog aus seinem Gürtel ein prachtvolles Stilet, nahm ehrerbietig die Mütze ab und überreichte mir die funkelnde Waffe am Griff. Ich nahm das Stilet, schnitt meinen Käse, gab es dann an Perodi zurück, der es in seinen Gürtel steckte, mich achtungsvoll grüßte und im Gehölz verschwand. Perodi war ein Bandit aus der Gemeinde von Calenzana und lebenslänglich zur Galeere verurtheilt.

Antonini, der furchtbare Bandit von Avapessa ward eines Tages von unsern Gensdarmen verfolgt, welchen

er nur durch einen wunderbaren Sprung von einer unglaublich hohen Mauer entging. Des andern Tages fand ich folgendes Billet auf meinem Platze im Rathssaale:

„Herr Prokurator! Ich ersuche Sie höflichst, zu „meiner Schwester im Dorf Avapessa den Sack hinsenden zu wollen, welchen Ihre Gensdarmen, als „sie mich verfolgten, aufgerafft haben, und welcher „meine Barbiermesser, ein Fernglas und ein Liederbüchlein enthielt.

„Sie werden dadurch sehr verbinden Ihren gehorsamen Diener

„Antonini, Bandit von Avapessa."

Man kann wohl denken, daß ich mich nicht sehr beeilte, diesem Verlangen zu entsprechen. Wenige Tage später wurde Antonini gefangen und ich schritt zu seinem Verhör. Er nahm mich sehr ungehalten auf, nicht weil ich ihn wegen verübten Mordes verfolgte, nicht weil ihn der Gerichtshof bereits in Contumaz zum Tode verurtheilt hatte — das lag alles in meinem Amte und ein Corse verlangt es nicht anders — sondern blos weil ich ihm, wie er meinte, seine Barbiermesser, seine Lieder und sein Fernglas hätte zurücksenden können und er mit Hülfe des Letztern sich vor den Gensdarmen auf

dem Gebirge hätte in Acht nehmen können. Er verzieh es mir, daß ich ihm den Kopf abschlagen ließe, aber niemals, daß ich seinen Brief unbeantwortet gelassen. Das Merkwürdigste an diesem Briefe ist gewiß die Signatur Bandit, welcher Antonini selbst seinen Namen beigefügt hatte, und zwar in keiner andern Absicht, als um sich dadurch ganz genau zu bezeichnen.

Ich schließe diese Bemerkungen über die corsischen Banditen mit dem Wunsche, daß Sitten und Gesetzgebung dereinst in bessere Harmonie gebracht werden mögen. Aber auf welche Art sollte das geschehen? Schon die traditionellen Feindseligkeiten der Familien in Corsica können den ruhigsten und redlichsten Bewohner der Insel eines Tages zu einer vendetta treiben; er kann mit Bestimmtheit sagen: ich werde niemals ein Dieb werden; — aber der Rechtschaffenste vermag nicht von sich zu sagen: es ist unmöglich, daß ich jemals ein Mörder werde. —

Man wird mir vorwerfen, daß ich eine allzu gute Meinung von diesem Volke hege. Hier ein Beweis vom Gegentheil.

Zu meiner Zeit wurden alle administrativen und judiziellen Autoritäten darüber befragt, ob man das Institut der Jury in Corsica ohne Gefahr einführen

könne? Wir antworteten einstimmig alle, auch ich — denn man soll sich eines Irrthums nicht schämen — es sei zu besorgen, daß Rachegefühl oder Furcht auf die Aussprüche der Geschwornen Einfluß bekämen.

Demungeachtet wurde die Jury eingeführt und übt nun ihr Amt seit zehn Jahren auf die untadelhafteste Weise. So reizbar das Gemüth des Corsen auch sonst ist, seine Ehrfurcht vor dem Gesetze geht bei ihm über alle Leidenschaften hinaus und nach keinem Urtheil wurden noch die Sprecher einer Parteilichkeit oder Härte geziehen.

Das Land ist es wohl werth, daß man sich mit ihm beschäftigt, die Regierung kann daran nicht genug denken. Alles was sie bisher von ihm verlangte, war daß es denselben Weg mit den übrigen Theilen des Landes gehe, und Corsica, geschmeichelt durch den Titel eines französischen Departements, hat sich mit einer Selbstverläugnung darein ergeben, die ihm nur Ehre macht.

Will man aber das wahre Unglück Corsica's in der Zeit worin wir leben, wissen? Es kostet jährlich eine Million und bringt nicht ganz vierhundert tausend Franken ein.

An diese Bemerkungen reihen sich die nachfolgenden eines Reisenden, der sich in jüngster Zeit in Corsica aufhielt.

Das Verbrechen des Raubes und Raubmordes — so erzählt er — ist in Corsica ziemlich selten. Wer in diesem Lande die Bezeichnungen Bandit und Räuber nicht wohl unterscheidet, würde die Corsen beleidigen. Der Bandit ist ein Mann des Bannes, flüchtig vor dem Gesetz, weil er eine Blutrache begangen, oder flüchtig, weil er eine ihm geschworene fürchtet und sich ihr entziehen will. Nur das äußerste Elend, aber nicht die Begierde, können ihn so weit bringen, Reisende anzugreifen oder Besitzer gewaltsam zu brandschatzen. In solchem Falle wird er zum Räuber, es geschieht aber selten. Arme Bauern und Hirten greifen wohl je zuweilen zum Räuberhandwerk, aber ohne früher Banditen gewesen zu sein. Als Entschuldigung führen sie später gewöhnlich an, daß sie von den Reisenden selbst auf eine so lockende Weise dazu verleitet worden wären, daß sie nicht hätten widerstehen können. Doch sind auch dies nur einzelne Fälle. Im Ganzen zeigt der Corse weit weniger Eigennutz als der Lombarde und der Calabrier. Ein bescheidener einsamer Wanderer ist überall sicher; ich habe an den entlegensten und einsamsten Or-

ten ruhig meine Siesta gehalten; wer durch Opulenz reizt und die Augen auf sich zieht, trägt wohl selbst einen Theil der Schuld, wenn ihm Unangenehmes widerfährt.

Im Jahre 1836, so erzählte man mir, hielten sich zwei junge, reiche Schottländer mehrere Monate hindurch in Bonifacio auf. Sie hatten eine elegante kleine Jacht, worauf sie längs der Küste Ausflüge machten um sich am Fischfang zu vergnügen, oder sie landeten, um sich mit der Jagd zu unterhalten. Eines Tages waren sie ans Land gegangen, um an einer Quelle zu frühstücken, als sie von drei maskirten bewaffneten Männern angepackt wurden. Sie hatten nur wenig Geld bei sich und gaben dieses so wie ihre Uhren und Flinten her. Da sprach einer der Räuber:

„Wir verlangen mehr. Einer von Euch verfüge sich zu Schiff und bringe uns von Hause hundert Pfund Pulver und zehntausend Franken. Der andere bleibt als Bürge bei uns.

Die beiden Schottländer versicherten, sie besäßen nicht mehr als einige Pfund Pulver, und ihr ganzes Vermögen bestände jetzt in fünfhundert Franken. Sie wurden gezwungen dies mit einem Eide zu bekräftigen, und nun stimmten die Räuber ihre Forderungen auf das

Vorhandene herab. Sie sagten aber dem jungen Manne, welcher fortging das Verlangte zu holen:

„Kehrst Du nicht zurück, so tödten wir Deinen Kameraden; bringst Du Diener oder Schiffsleute mit, so tödten wir ihn gleichfalls. Einer von uns besteigt die Felsspitze, um zu sehen, ob Du allein wiederkehrst."

Der junge Gefangene blieb nun allein mit den Räubern, tröstete sich über das verlorene Geld, befürchtete nichts für sein Leben und verzehrte ruhig sein Frühstück, was den beiden zurückgebliebenen Corsen nicht übel zu gefallen schien, doch wiesen sie jeden seiner Versuche, sie zu einem Gespräche zu vermögen, zurück. Ein großer Hund, der sie begleitete, zeigte sich minder streng und spröde. Vom Frühstück fielen gute Bissen ab, er wurde gegen den Spender freundlich, ließ sich von ihm liebkosen und bei solcher Gelegenheit schnitt ihm dieser, ohne daß es Jemand bemerkte, ein Büschel Haare von der Brust ab und versteckte es sorgfältig in die Tasche. Der Gefährte kam bald zurück, brachte das Versprochene und die Räuber, welche nun ihren Zweck erreicht, gaben beiden die Freiheit.

Die jungen Leute bestiegen die Jacht und wenige Stunden später war der Vorfall dem königlichen Prokurator angezeigt, und zugleich der Haarbüschel vom

Hunde an ihn übergeben. Es dauerte nicht lange, so war man des Hundes habhaft und der erkannte Hund führte zur Entdeckung von zweien jener Räuber, welche jedoch den dritten anzugeben hartnäckig verweigerten. Man fand bei ihnen zwei Drittheile der geraubten Gegenstände, nach ihrer selbst gemachten Theilung: eine Flinte, eine Uhr, zwei Drittel des Pulvers und drei Viertheile der erpreßten Geldsumme. Sie wurden zu fünf Jahren auf die Galeere verurtheilt. Man brachte sie nach Toulon, wo ich sie später besuchte, um ihnen Nachrichten von ihren Angehörigen mitzutheilen. Sie schienen reuig und sagten zu mir: „Wir waren Schurken, aber warum haben uns auch die verdammten Engländer mit ihrem Reichthum so gereizt?

Den beiden Schotten aber rieth man; so schnell als möglich Bonifacio zu verlassen, um der Rache von Seiten der Familien der Verurtheilten zu entgehen.

Der Capitän Hell, der eine schöne Karte von Corsica geliefert hat, wurde einst auf eine ähnliche Weise von Räubern gepreßt. Er sollte Geld und Pulver von seinem Schiffe, das unweit der Küste lag, holen lassen. Man verlangte hundert Louisdor und verglich sich endlich auf zwei hundert fünfzig Franken. In Beziehung auf das Pulver wandte der Capitän eine besondere List

an, er befahl in einem englisch geschriebenen Billet schnell Packete mit der Devise „Königliches Pulver“ und „Berner Pulver“ anzufertigen, deren Inhalt aber aus verdorbenem Material, vielem Kohlenstaub und nur aus wenigen Körnern wirklichen Pulvers bestehen sollte; er hoffte auf diese Weise manch ein Leben zu retten, und die Morde der Blutrache zu vereiteln.

Hirten und Bauern verlangen zuweilen von dem Reisenden, daß er ihnen Pulver verkaufe, und für ein kleines Päckchen Pulver erbieten sie sich ihm zu Diensten, die sie für Gold nicht erweisen würden, zum Beispiel, ihn auf den Schultern durch einen Bach zu tragen.

10.

Pugatscheff.

An einem frühen Apriltage des Jahres 1774 saßen drei Personen auf einem jener massiven Felsblöcke, wie sie zahlreich am Fuße des Ural und auf jenen Steppen an beiden Ufern des Irghis umhergesäet sind: ein junges Weib, ein Kosak und ein Mann, der eine Mönchskutte trug. Das Weib war nicht regelmäßig schön, aber die Züge athmeten Güte und Sanftmuth. Der Kosak war eine große kräftige Gestalt; langes roth-gelbes Haar reichte bis auf die Schultern und schloß sich an den Wangen an den langen dichten Bart; des Stämmigen Name war Twogoroff. Der Mann im erborgten Mönchsgewande war klein, schmächtig und fast bartlos; aber aus seinen grauen Augen zuckte ein so wild blitzendes Feuer, daß sein Aussehen nicht minder furchtbar als das seines riesigen Gefährten war; und

dieſer Mann hieß Jemeljan Pugatſcheff. Der Sohn eines Koſaken aus dem Dorfe Simoweisk am Don, beſchäftigte er ſich ſchon jung mit Krieg und Raub als Anführer einer eigenen Bande, diente dann im ſiebenjährigen Kriege und im Jahre 1770 bei den Oeſtreichern gegen die Türken, deſertirte bei Bender und flüchtete nach Polen, wo ihn ein Paar Eremiten von griechiſchem Ritus aufnahmen. Hier ging ein neues Leben in ihm auf, und als er in die heimiſchen Wüſten am Ural zurückgekehrt war, fühlte er den unwiderſtehlichen Drang nach Erhebung in ſich gähren. Der Zufall ſollte ihn begünſtigen; Peter III. war erdroſſelt worden. Kühn vertrauend auf ſeine unläugbare Aehnlichkeit mit dieſem Fürſten, beſchloß Pugatſcheff, ſich für ihn auszugeben. In Moskau hätte er es nicht gewagt, dort war der Tod Peters notoriſch: die Leiche war Tage lang auf dem Paradebett ausgeſetzt geweſen; aber in den Wüſten am Irghis, unter Bauern und Halbwilden, denen jede Veranlaſſung zum Blutvergießen willkommen war, durfte Pugatſcheff mit ſeiner Lüge auf Leichtgläubige, mit ſeinem Verbrechen auf Spießgeſellen rechnen. Seine Anhänger verbreiteten das Gerücht, man habe ſtatt Peters einen ihm ähnlichen Soldaten auf dem Todtenbette ausgeſtellt, Peter aber ſei

verkleidet entkommen und erscheine nun nach langem Herumirren unter seinen treuen Kosaken, von deren Unterstützung er die Wiedererlangung seiner Krone erwarte. Aber unter diesen Kosaken war einer, dem Pugatscheff seine eigentliche Herkunft nicht verläugnen konnte. Mit ihm in demselben Dorfe geboren, unter demselben Zelte erwachsen, war es gefährlich, den Haß dieses Mannes zu erregen, der ihn jeden Augenblick des Betruges überführen konnte. Es war Twogoroff; Pugatscheff hatte seine Tochter geehelicht, und wiewohl er mit dem Plane umging, sie eines Tages zu verstoßen, so heuchelte er doch beiden die innigste Anhänglichkeit und Freundschaft. —

„Twogoroff," sprach er, diesem fröhlich die Hand reichend, „bisher war uns das Glück noch immer günstig. Vor sechs Monaten waren wir nicht Herren über eine Kopeke, jetzt besitzen wir eine Million Rubel; wir hatten nicht Einen Anhänger, und jetzt stehen wir an der Spitze einer Armee."

„Ja," erwiederte der Kosak, du bist auf dem besten Wege, Kaiser zu werden, aber wirst du dich auch immer der Bedingungen erinnern, unter welchen ich dein Helfer geworden? Sieh hier meine Sophie, mein Kind, das ich dir zum Weibe gegeben um dich als Vater zu

lieben, wie ich es sonst als Bruder gethan. Vergiß es nicht, daß sie dereinst deinen Glanz theilen soll, wie sie deine Dunkelheit getheilt." —

„Ich werde daran denken," meinte Pugatscheff. —

„Jemeljan," seufzte Sophie betrübt, „wir waren hier so glücklich, warum unsere Hütten verlassen? Was soll mir Glanz und Macht? ich lebe nur in der Liebe zu dir."

Das Gespräch war kaum zu Ende, so vernahm man in der Nähe das Hurrahgeschrei der Insurgenten, welche bald zu den Dreien herankamen. Kosaken in asiatischer Kleidung, halbnackte Kalmucken, Buratten, Kirgisen in ihrer alten Nationaltracht, Bauern, mit Sensen bewaffnet, und Bergleute bildeten den Kern der Aufrührer. Mit einem schnellen Blicke durchlief Pugatscheff die langen Reihen dieser plötzlich erstandenen Soldaten, kniete demüthig vor dem Popen an der Spitze des Heeres nieder, um sich segnen zu lassen, und sprach dann mit einem zufriedenen, vielsagenden Blicke zu Twogoroff: „Das Reich ist unser!"

Indessen saß Catharina II. ruhig und scherzend im Boudoir der Eremitage und bekämpfte die Erfolge des „Kosaken ohne Bart" nur mit dem Schweigen tiefer Verachtung. Ein ungewöhnlicher Charakter diese

Catharina! Man hätte in ihr zwei Willen, ich möchte sagen, zwei Weiber unterscheiden können, die sich ewig widersprachen: das eine von tiefem politischem Blicke, kühn in Entwürfen, energisch und unwiderstehlich in der Ausführung; das andere kleinmüthig, seinen Leidenschaften sclavisch unterthan, und heimlich jener leichtfertigen französischen Philosophie des Eremiten von Ferney ergeben, welche in den Salons verboten war. So kam es, daß, während der falsche Peter sich ganzer Provinzen bemächtigte und bereits Geld mit seinem Brustbilde schlagen ließ, die Kaiserin unbesorgt ihre Correspondenz mit Voltaire fortsetzte und ihre witzigen Bemerkungen über den abenteuerlichen Barbaren, begleitet von kostbaren Geschenken, durch Couriere nach Ferney schickte. Aber die Nachrichten lauteten täglich schlimmer. Die kaiserlichen Truppen wurden fortwährend geschlagen. Der Obrist Buloff war sammt seiner Garnison niedergemacht worden; Städte und Dörfer lagen verwüstet; die Festungen waren erobert, und Grausamkeiten unerhörter Art geschahen durch Pugatscheff. Sein Anhang wuchs durch die Roskolniken, durch Ueberläufer und durch den Zulauf von Baschkiren, Wotjäken und Tataren bis auf 16,000 Mann; der Obrist Michelson ward geschlagen und abgeschnitten, und Pugatscheff

bedrohte Moskau. Und noch immer hohnlachte Catharina der Barbarenhorden, der Wilden, die es nicht wagen würden, die Sclavenketten von ihren Ohren zu schütteln; sie schmälte über die Ungeschicklichkeit des Generals Bibikoff und meinte, am Ende sei die ganze Geschichte mit ein Paar tausend Rubeln, unter die Habsüchtigen ausgeworfen, abgethan.

Die Nachrichten, welche man der Kaiserin gebracht, waren nichts weniger als übertrieben. Pugatscheff stand vor Moskau. Aber trotz seiner Siege war der Rebell jetzt weniger gefährlich als je; denn mit seinen einfachen Sitten hatte er auch die moralische Gewalt über seine Anhänger verloren; und wenn Twogoroff und Sophie treu bei ihm aushielten, so geschah dies wohl nicht mehr aus Anhänglichkeit, wenigstens nicht bei dem Kosaken, dessen Tochter der Uebermüthige bereits verstoßen hatte, um sich mit einer Person zu verbinden, auf welcher die öffentliche Schande lastete. Pugatscheff selbst, gleichsam verwirrt durch seine Erfolge, zog es vor, statt die Früchte seines Betruges vollends mit dem glücklichen Schwerte einzuärnten, jetzt sein Heil durch Verrath zu suchen. In Folge eines heimlichen, durch Bestechung unterhaltenen Einverständnisses mit einem Gardeoffizier der Kaiserin, hoffte er zu Catha-

rinen zu gelangen und sie zu ermorden; eine Fackel auf dem Giebel der Eremitage sollte seinen Genossen die gelungene That verkündigen.

Am Abende, wo dieser Plan ausgeführt werden ollte, ging Twogoroff unter den Zelten am Ufer der Moskwa mit finsteren Blicken auf und ab. Mühsam nur verbarg er die Wuth, die sein Inneres erfüllte, und mit Angst blickte Sophie auf seine zornleuchtenden Züge. Endlich wie von der furchtbaren Gewißheit eines Gedankens erfaßt, näherte sie sich ihm und rief: „Gnade, Vater! du willst Jemeljan tödten!" —

„Ihn tödten?" erwiderte mit einem wilden Lachen der Kosak, „bin ich nicht sein Freund, sein Bruder, sein Mitschuldiger? Sei ruhig: ich tödte ihn nicht, weil ich nicht Lust habe, selbst zu sterben." —

In diesem Augenblick trat Pugatscheff mit trunkerhitztem Gesichte und von seinem neuen Weibe begleitet aus einem Zelte.

„Jemeljan," sprach der Kosak, mit gesenktem Blick auf ihn zutretend, „die Stunde ruft; hier deine Uniform als Gardeoffizier, unsere Genossen stecken in rogoskaia'schen Uniformen; wage, sei glücklich, und das Reich ist dein!" —

„Gieb!“ herrschte Pugatscheff. Dabei warf er einen zagenden Blick auf die hohen Gebäude Moskau's, die aus der Ferne und im Dunkel wie riesige Gespenster herüberschauten, und entfernte sich, nachdem er seine schamlose Gefährtin umarmt hatte. —

„Fluch dir!“ murmelte der Kosak. —

„Barmherziger Himmel nicht einen Blick für mich!“ seufzte Sophie.

In einem entlegenen Saale der Eremitage stand ein Offizier der kaiserlichen Garde in später Stunde allein auf dem Wachposten. Todtenblaß und regungslos, schien er abzuwarten, bis Alles im Pallaste ruhig geworden; dann noch einige Augenblicke zögernd, öffnete er rasch die Thür, an welcher er geharrt, zog sie eben so rasch wieder hinter sich zu und stand vor Catharina II. Die Kaiserin erbebte: ein fremdes Gefühl von Angst und Ueberraschung bemächtigte sich ihrer unwillkührlich bei dem Anblicke dieser Aehnlichkeit, die wirklich etwas Wunderbares hatte. Aber zugleich wußte sie, daß nur Verrath ihr diesen Besuch zugeführt haben konnte, und ihre erste Bewegung strebte dahin, sich dem Kamine zu nähern, um dort ein geladenes Pistol zu ergreifen; doch Pugatscheff vertrat ihr den Weg. —

„Erkennst du mich, Catharina?“ fragte er mit dumpfer Stimme. —

„Wirf deine Maske ab, Gaukler!“ rief zornig die Kaiserin, „ich erkenne dich für einen Betrüger!“ —

„Wie? du wolltest dich deines Opfers nicht mehr entsinnen, meuchelmörderisches Weib!“

Die Augen des Fragenden funkelten wild; Catharina zitterte. Sie dünkte sich noch fern vom Ende ihrer Laufbahn und liebte das Leben; sie war Herrscherin und freute sich der Macht; sie war schön und lebte nur dem Vergnügen. Darum änderte die Kluge rasch den Ton; erst gebieterisch, wurde sie jetzt geschmeidig, und Bitten traten an die Stelle der Drohungen. —

„O, suche nicht länger mich zu täuschen,“ sprach sie mild, und entsage diesem leeren Namen. Bedarf dein Verstand erst einer Lüge? Nein, du bist nicht Peter III., aber wahrlich, du bist mehr als er: denn dein Geist und dein Muth stellen dich höher, als er jemals stehen konnte. Glücklich der Zufall, der uns heut einander gegenüber führt. Ich bin der Lebensweise überdrüssig, der ich bisher gefolgt, wie du gewiß der traurigen Rolle satt bist, die du gespielt. Laß uns unsere Geschicke vereinigen. Theile mein Herz und meinen Thron, und sei über-

zeugt, daß Catharina es verstehen wird, dich glücklich zu machen."

Während dieser Rede hatte sich die Kaiserin dem Kamine immer mehr genähert. Bei dem Anblick der schönen, vielbewunderten Frau, der mächtigen Herrscherin, die über fünfzig Millionen Menschen gebot und die ihn so huldreich ansah, bei dem Tone dieser süßen, bezaubernden Worte verwirrten sich die Sinne Pugatscheff's, der in Ausschweifungen aller Art die frühere Kraft und Strenge seines Charakters längst verloren hatte. —

„O, wie verstehst du zu blenden und zu bezaubern, Catharina!" begann er mit feuriger Stimme. Ja, du hast Recht: ich bin nicht Peter III.; ich bin nur ein armseliger Tatar aus den Steppen von Simoweisk. Aber du bietest mir deine Liebe an, du glaubst, daß mein Geist mich zu deiner Höhe erheben soll, und ich greife beglückt nach diesem Anerbieten. Ich entsage meinen ehrgeizigen Plänen, und verlange nach der Krone nur, um sie mit dir zu theilen; wie ein Sclave will ich dir dienen und dich wie eine Göttin anbeten!" —

Während Pugatscheff so sprach, verzogen Catharina's Mienen auf eigenthümliche Weise;

hatte sie den Kamin erreicht, faßte rasch nach dem Pistol, schlug es auf den Getäuschten an und rief stolz und drohend: „Nieder auf deine Kniee, rebellischer Sclave, auf die Kniee, elender Bauer, vor deiner Kaiserin und Richterin!“ —

Ueber das Antlitz des Kosaken zuckte ein Blitz der Wuth. „Abscheuliche!“ schrie er und wollte nach dem Säbel greifen, aber die Mündung des Pistols, auf seine Brust gerichtet, verbot jede Bewegung. „Du bist eine unvergleichliche Heuchlerin,“ stotterte er endlich mit verbissenem Ingrimm: „aber schieße nicht, ich rathe es dir, denn du könntest mich verfehlen oder nur verwunden, und dann wäre es aus mit deinem Lasterleben, denn meine Waffen verfehlen dich nicht!“ — Mit diesen Worten zog er sich an die Thür zurück, öffnete sie und rief: Jemeljan Pugatscheff verläßt dich, Catharina, aber hüte dich vor ihm, er kehrt als Peter III. wieder!“ —

Und die Kaiserin blieb in starrer Bewegungslosigkeit stehen.

Am nächsten Morgen erschien Catharina selbst dem Waffenplatze, versammelte die Generale und l ihnen, eine letzte entscheidende Schlacht gegen die hrer zu liefern. Sie wurde geschlagen, die Rebellen

wurden gänzlich besiegt, und Pugatscheff nach den Steppen von Jaik gejagt, wo die Empörung begonnen hatte. Verwundet und verfolgt, gelang es ihm mit einer Schaar Kosaken, worunter Twogoroff und Sophie, nach einer unnahbaren Felsenschlucht zu entkommen. Hier auf einer Steinplatte ausgestreckt, blutend und zerrissen, hatte er Muße, über seine Irrthümer und über die Wandelbarkeit des Glückes nachzusinnen. Aber noch hatte die Hoffnung ihn nicht verlassen.

„Twogoroff," sprach er zu seinem Gefährten, das Schicksal hat uns verrathen, aber noch bin ich für die Bergvölker des Ural Peter III., und dieser Name wirbt uns bald wieder ein Heer." —

„Leere Hoffnung!" entgegnete dieser mit eisigem Lächeln, „Alles ist vorüber, Widerstand unmöglich, und es bleibt nichts übrig, als sich zu ergeben." —

„Ergeben!" schrie wüthend Pugatscheff, „und weißt du nicht, was dich erwartet, wenn du dich ergiebst? Man wird dich auf die Tortur spannen und deinen Körper stückweise zerreißen." —

„Dafür ist gesorgt, Pugatscheff," entgegnete mit fürchterlicher Ruhe der Kosak, „ich habe nichts zu fürchten: ich bezahle mein Leben mit dem deinen; in

einer Stunde überliefere ich dich an Armen und Beinen gebunden dem General Suwaroff." —

Bei diesen Worten schleuderte er den Dolch Pugatscheff's weit fort und sprach, ein Knie auf die Brust seines Opfers setzend: „Gedenkst du des Vergangenen, Jemeljan? Hast du je einen treuern und unerschrockeneren Genossen gehabt, als Twogoroff es war? Wer hat dich in den Wüsten des Ural als Kaiser ausgerufen? Ich war es, ich, der Mitschuldige deines Betruges und deiner Frevel. Aber ich that es für den Freund meiner Jugend, für den Sohn meines Hauses. Dir aber wollten diese Namen nicht genügen, du höhntest meine Ergebenheit, du hast mich als Vater beschimpft und beleidigt! O, wie lange schon reift diese Rache in mir! Sieger oder besiegt, du wärest ihr nie entgangen, und hättest du dir die Krone gestohlen, so wäre ich der Erste gewesen, der deinen Purpur in Blut getaucht hätte!" —

Pugatscheff war leichenblaß geworden, auf seiner Stirn stand Todesschweiß. „Unmenschlicher!" röchelte er, „bin ich nicht unglücklich genug? Gönne mir wenigstens Zeit zur Reue!" —

„Fleh Catharinen darum an." —

„Gnade, Twogoroff, und strafe meine Fehler nicht durch ein Verbrechen!“ —

„Du hast mein Kind verstoßen.“ —

Jedes dieser Worte erhöhte Pugatscheffs Todesangst. Er fühlte, daß ihm der unversöhnlichste Haß gegenüber stehe, und wandte sich mitleidflehend an Sophien, welche mit dem Schweigen des starren Schreckens dieser Scene beiwohnte. —

„Engel, den ich gekränkt,“ bat er, „willst du mich retten?“ —

„Sie flucht dir, Schändlicher!“ rief der Kosak und schnürte die bittenden Hände zusammen. —

„Sie hat dir vergeben, Jemeljan!“ flüsterte das zitternde Weib unter Thränen.

Vierzehn Tage später stand auf dem Platze von Kasan inmitten des ungeheuren Volkszudranges ein eiserner Käfig, worin ein Mensch eingesperrt war. Mit wilder Freude betrachtete die Menge das lebende Gespenst, das sich hinter diesen Eisenstäben bewegte. Auch Catharina II. kam herbei. —

„Die Posse ist ausgespielt,“ sagte sie kalt scherzend, „morgen falle der Vorhang!“

Und am andern Tage, am 10ten Juni 1775 wurde Pugatscheff geviertheilt. — Twogoroff und seine Tochter kehrten reich beschenkt in ihre heimathlichen Steppen zurück, — aber mit welchen Gefühlen?!

11.

Der Kaiser als Musikfreund.

Napoleon besaß in hohem Grade Geschmack und Gefühl für die Schönheiten der Musik. Nachdem er Kaiser geworden war, ließ er sich in den Tuilerien dort, wo früher der Conventions-Saal gestanden hatte, eine Capelle und einen Schauspiel-Saal durch die berühmten Architekten Percier und Fontaine erbauen. Die Capelle wurde am 2ten Februar 1806 mit einer solennen Missa eröffnet. Acht Sänger und sieben und zwanzig Instrumentalkünstler bildeten unter Paesiello's Leitung das zur Capelle gehörige Corps.

Bald sah der Kaiser ein, daß diese geringe Anzahl weder dem Raume noch der Aufführung großer Compositionen genügte, und vergrößerte durch eine neue Organisirung Gesang und Instrumente. Hierauf wurde

Lesueur zum Capellmeister ernannt, weil Paesiello seinen Abschied verlangte, um nach Italien zurückzukehren, indem das pariser Klima auf die Gesundheit seiner Frau nachtheilig einwirkte. Damals zählte die kaiserliche Capelle unter den Sängern Roland, Nourrit, Lays, Martin; die Damen: Branchu, Armand, Lelong; unter den Instrumentalisten: Kreutzer, Baillot, Pradher, Grasset, Boulanger, Vogt, Ch. Duvernoy, — mit einem Worte: die Auswahl der schönsten Talente jener Epoche; denn Napoleon zeigte in der Wahl seiner Kammerkünstler eben soviel Tact und Scharfsinn, als in der Wahl seiner Generale.

In Dresden im Jahre 1806 faßte Napoleon den Gedanken, seine Capelle noch auf besondere Art zu bereichern, und alsogleich, nachdem er die Künstler des Königs von Sachsen gehört, ging er an die Ausführung dieses Planes. —

Madame Paer, Sie singen zum Entzücken. Welchen Gehalt beziehen Sie? —

15,000 Franken, Sire. —

Sie sollen 30,000 haben; Briuzé, Sie folgen mir unter gleichen Bedingungen. —

Aber, Sire, wir sind engagirt. —

Zwischen uns ist die Sache richtig; Talleyrand mag sich um das Diplomatische kümmern, das geht ihn an. —

Napoleon wohnte in Dresden einer Vorstellung der neuen Oper „Achilles" von Paer bei. Handlung, Musik und Sänger machten einen tiefen Eindruck auf ihn. Von diesem Augenblick an wurde Paer sein Lieblings-Componist, und er ging mit dem Gedanken um, ihn für Paris zu gewinnen. Doch hatte das seine Schwierigkeiten; denn Paer war lebenslänglich in Dresden angestellt und überdies durch persönliches Dankgefühl an den König gebunden, dessen Oper und Capelle er seit vier Jahren leitete.

Eines Tages speiste der Kaiser mit dem Grafen Alexander Larochefoucault, als ihm Paer vorgestellt wurde. Der Kaiser sagte ihm viel Schönes über seinen „Achilles" und erneuerte die glänzenden Anerbietungen, die dem Meister bereits im Namen des Kaisers gemacht worden. Paer schützte seinen Contract vor. Da meinte der General Clarke, der ebenfalls zugegen war, er wüßte ein Mittel, wie sich die Angelegenheit ordnen ließe und Paer keine Vorwürfe von dem Könige zu besorgen hätte. Dieses militärische Mittel bestände darin, Paer,

von Gens'darmen begleitet, von Brigade zu Brigade escortiren und zur Suite bringen zu lassen.

Doch war es nicht nothwendig, erst hierzu Zuflucht zu nehmen, denn einige Tage später ließ der König von Sachsen seinem Hofcapellmeister bedeuten, er möge Napoleon folgen oder Dresden augenblicklich verlassen, denn es gehe nicht an, daß ein Künstler, welchen der französische Kaiser in seine Dienste zu nehmen wünsche, an dem sächsischen Hofe verbleibe. Es war dies eine jener Demüthigungen, wozu dem Kaiser gegenüber sich damals viele Fürsten bereitwillig hergaben. Paer wurde gleichsam im geheimen Tractat abgetreten. Napoleon ernannte ihn zum Direktor der Hofconcerte und der Hofoper mit einem Jahrgehalte von 28,000 Franken, welchem die kaiserliche Munificenz noch eine jährliche Gratification von 12,000 Franken beifügte.

Nach diesem Zuge, welcher für Napoleons Kenntniß und Geschmack zeugt, mag hier noch ein anderer angeführt werden, der auf gleiche Weise darthut, wie eifrig und großmüthig er bedeutende Künstler und wahre musikalische Talente aufsuchte und behandelte.

Im Jahre 1807 war der berühmte italienische Sänger Crescentini in Wien engagirt. Damals, in den Jahren des ewigen Krieges, bezahlte Oestreich

Soldaten wie Sänger mit einem Papiergelde, das täglich im Werthe sank, und Crescentini hatte eine besondere Sympathie für klingende Münze. Als ihm daher Herr von Remusat im Namen Napoleons einen Antrag machte, war er so verführt von der Aussicht, schöne blanke Napoleons statt der häßlichen Bankzettel einzustreichen, daß er höchst bescheiden nicht mehr als 6000 Franken Jahrgehalt forderte. Herr von Remusat und der Herzog von Bassano machten ihn auf das Unbedeutende dieser Forderung aufmerksam.

„Ich bewillige Ihnen die 6000 Franken," sagte der Herzog „und bitte Sie im Namen Napoleon's, noch überdies 24,000 anzunehmen, zu Ehren Ihres Talentes, so wie des Kaisers, der es zu schätzen weiß."

Es bedarf wohl keiner Erwähnung, daß sich Crescentini dem Willen seines neuen Gebieters gern fügte.

Alle ausgezeichneten musikalischen Künstler, die nach Paris kamen, wurden sofort eingeladen, sich in den kaiserlichen Concerten hören zu lassen, jedoch mit der ausdrücklichen Bedingung, daß sie dafür eine ihren Verdiensten entsprechende Belohnung in Geld annehmen sollten. Viele Virtuosen und besonders die Damen hatten nämlich oft die Honorare abgelehnt, in der Hoff-

nung, daß diese durch ein anderes Geschenk ersetzt würden, welches, wenn es auch geringer als die Geldsumme ausfallen mochte, doch immer ein Geschenk Napoleon's war, wonach sich alle sehnten. Doch selbst der Mad. Catalani wurde dieses Glück nicht zu Theil; aber sie wurde hinreichend entschädigt; sie erhielt 5000 Franken baar, 1200 Franken Pension, und den Saal der großen Oper kostenfrei für zwei Concerte eingeräumt, deren Einnahme sich an 50,000 Franken belief; mit diesem Preise belohnte der Kaiser die große Sängerin für ihr zweimaliges Singen zu St. Cloud am 4ten und 11ten Mai 1806. — Man sieht, daß Napoleon die Musikkünstler kaiserlich bedachte.

Als er zum ersten Male in seiner Capelle das Oratorium „Deborah" von Lesueur hörte, sprach er zu diesem: „Ich habe schon viele Ihrer Compositionen mit Vergnügen gehört, aber dieser neuesten gebe ich den Vorzug vor allen. Wie viel Messen und Oratorien haben Sie schon componirt?" —

„Zwanzig, Sire."

„Da müssen Sie ja eine Masse Papier verschrieben haben; das ist auch eine Ausgabe, und ich will sie bestreiten. Lesueur, ich bewillige Ihnen 2400 Franken jährlich, um damit das Papier zu bezahlen, welches Sie

so schön anzuwenden wissen. Nur für das Papier, verstehen Sie mich wohl! denn bei einem Künstler Ihres Verdienstes darf man das Wort Gratification nicht brauchen."

Zuweilen waren es sogar eigenthümliche Kriegslisten, mit welchen der Kaiser ausgezeichnete Künstler nach Frankreich versetzte, die wegen ihrer politischen Ansichten wohl fern geblieben wären.

Im Jahre 1811 wurde in allen Kirchen des Kaiserreichs ein großes Te Deum wegen der Geburt des kaiserlichen Sohnes gehalten. Dieser Befehl aus den Tuilerien erging auch nach Rom, damals der Hauptstadt eines französischen Departements, und berief die Gläubigen der heiligen Stadt. Die Peterskirche wurde eigens ausgeschmückt, und die Römer strömten herbei, das Te Deum zu hören; als es anfangen sollte, bemerkte man, daß Sänger und Musiker fehlten. Sie waren nicht erschienen, und ebenso wenig Zingarelli, der Domcapellmeister. Zingarelli erkannte den Sohn Napoleon's nicht für seinen Souverain und wollte von dem neuen König von Rom nichts wissen.

In Beziehung auf dieses Te Deum verstand Napoleon keinen Spaß; die Sache wurde ihm angezeigt, und alsogleich erging an den Präfecten von Rom der

gemessene Befehl, Zingarelli arretiren und von Brigade zu Brigade nach Paris escortiren zu lassen. Aber der Präfect milderte die Strenge des kaiserlichen Befehls, nahm dem Künstler sein Ehrenwort ab und ließ ihn mit Post reisen, unter der Bedingung, sich von der vorgezeichneten Route nicht zu entfernen.

In Paris angekommen, geht Zingarelli nach dem italienischen Boulevard und läßt dem Kaiser melden, daß er seine Befehle erwarte. Acht Tage vergehen ohne Antwort. Endlich läutet es an seiner Thür, und ein Beauftragter des Cardinals Fesch erscheint bei ihm, der ihn überaus höflich und mit Lobsprüchen behandelt und damit schließt, daß er ihm im Namen Napoleon's tausend Frankenthaler überreicht und ihn diese als eine Kostenentschädigung der auf seinen Befehl unternommenen Reise anzunehmen bittet. Nun vergingen wieder zwei Monate, ohne daß ein Besuch kam, und Zingarelli glaubte sich schon vergessen, als ihm eines Tages der Auftrag wurde, eine solenne Missa mit Chor und Orchester zu componiren.

Eine Messe, sprach er, meinetwegen! Nur verlange er kein Te Deum für seinen angeblichen König von Rom: die Saite würde übel klingen!

Die Messe war in acht Tagen componirt, wurde des Meisters würdig befunden und aufgeführt, und Zingarelli erhielt 5000 Franken.

Bald darauf wurde ihm aufgetragen einige ausgewählte Strophen des Stabatmater in Musik zu setzen.

Ich habe es verschworen, ein Te Deum zu componiren, meinte Zingarelli für sich, aber nichts hindert mich, ein Stabat zu schreiben. Es soll fertig werden, mein Gewissen erlaubt es.

Das Stabat wurde im eliseischen Pallaste von Crescentini, Lays, Nourrit, dem Vater, und den Damen Branchu und Armand gesungen, machte einen außerordentlichen Effect, und Napoleon war davon entzückt. Nach dieser glänzenden Schöpfung wurde das Talent des Meisters kaiserlich belohnt, aber nicht weiter in Anspruch genommen.

Dieses Schweigen dauerte über einen Monat, als endlich Zingarelli dem Cardinal Fesch vorstellen ließ, daß seine Verpflichtungen als Domcapellmeister von St. Peter seine Gegenwart in Rom erheischten und wann es ihm denn erlaubt wäre, zurückzureisen.

Morgen, heute noch, antwortete man ihm: Herr Zingarelli ist ganz frei; seine Anwesenheit in Paris ist zwar ein Glück für uns, aber des Kaisers Majestät

wünscht durchaus nicht, daß er deshalb seine Geschäfte versäumen solle.

Zingarelli kehrte nach Rom zurück, und nicht ohne Selbstgefälligkeit äußerte er noch oft: „Ich habe das Te Deum für den angeblichen König von Rom doch nicht singen lassen!“ —

Unter allen Componisten seiner Zeit war Paesiello derjenige, welchen Napoleon besonders schätzte. Doch war seine Bewunderung nicht blind, und er machte oft Bemerkungen, die ein tiefes musikalisches Verstehen zeigten. Eines Tages hörte er eine Arie aus Paesiello's Oper „Nina,“ welche in syncopirten Accorden begleitet wurde, so daß nur nach gewissen Tacttheilen eine musikalische Bewegung eintrat.

Der Kaiser wandte sich an Kreutzer: „Paesiello,“ sagte er, „wollte die Unruhe eines Vaters schildern, welcher erfährt, seine Tochter sei wahnsinnig geworden. Sein Bild ist vollkommen, aber das Orchester ist zu ruhig; mir schiene es besser, wenn die Bewegung auch da fort ginge, wo jetzt die Intervalle der Bindung angewendet sind.

Das Accompagnement wurde nach des Kaisers Ansicht geändert, und diese Verbesserung fand den Beifall der competentesten Beurtheiler.

Für das Talent Mehul's hegte Napoleon eine besondere Hochachtung. Nachdem er ihm eine Pension von 2000 Franken ausgesetzt, nahm sich der Kaiser vor, ihm noch ein besonderes Zeichen der Gnade zu schenken und ihn nach Paesiello's Abgang zum Dirigenten der kaiserlichen Kapelle zu ernennen.

Aber dieses Vorhaben sollte unausgeführt bleiben; denn als Napoleon es kund gab, erklärte Mehul, daß er die Auszeichnung nur dann annehme, wenn er Würde und Einkommen mit Cherubini theilen dürfe. Gegen Cherubini aber war der Kaiser so sehr eingenommen, daß er das große Verdienst dieses Meisters durchaus nicht würdigen wollte. An dieser Bedingung scheiterte daher sein Plan, was Mehul nicht sowohl um seiner selbst als um Cherubinis Willen sehr kränkte. Dieser wahrheitgemäße Zug macht dem Edelmuth und der Uneigennützigkeit Mehuls große Ehre und wurde dessenungeachtet von den Biographen des letzteren oftmals auf das böswilligste entstellt. Für die Kunst war es nichts weniger als zu bedauern, daß Mehul zu jener Stelle nicht gelangte; die Capelle büßte zwar dadurch manche treffliche Messe, manch schönes Requiem ein, aber die lyrische Bühne hat dabei an Compositionen gewonnen, die den Stolz der französischen Schule bilden.

Vorzugsweise begünstigte Künstler folgten dem Kaiser sogar auf seinen militairischen Zügen. Der Tenorist Brinzi und Madame Paer begleiteten ihn nach Warschau. Diese beiden Gesangskünstler führten allabendlich die gewähltesten Duette aus verschiedenen Opern vor ihm aus. Des Morgens schlug man sich in der Nähe und des Abends kehrte der Kaiser in's Hauptquartier zurück, wo ein Souper und das kleine Concert seiner warteten; diese melodischen Klänge waren ihm die angenehmste Zerstreuung.

Paer folgte dem Kaiser nach Holland und componirte dort in drei Tagen eine Messe, die in der königlichen Capelle zu Amsterdam aufgeführt wurde. Dann begleitete er die Kaiserin Marie Louise nach Prag und Würzburg. In den Tuilerien und in St. Cloud mußte sein musikalisch-improvisatorisches Talent die härtesten Proben bestehen. Die Kaiserin hatte nämlich ein Spiel Karten, davon jede einzelne irgend ein melodisches Motiv enthielt. Gleich einem Loose wurde nun eine Karte gezogen, deren musikalisches Motto alsdann Paer phantasirend ausarbeiten mußte. Bei diesen Improvisationen accompagnirte ihn meist der Harfenvirtuose Bochsa.

Barilli, der ausgezeichnete Buffo, ein Sänger von besonderer komischer Kraft war Napoleon's Liebling. Er hatte Urlaub erhalten, um seine Heimath, Italien zu besuchen und befand sich eben auf dem Rückwege. Es war kalt und Barilli zog eine rothe wollene Mütze, die er zufällig bei sich hatte, bis über die Ohren herab. So kam er in Lyon an, logirte sich im Hotel Europe ein, um von den Anstrengungen der Reise auszuruhen und fragte nach der Stunde, um welche gespeist werde.

Euer Gnaden, erwiederte die Hausfrau mit tiefer Verbeugung, wir kennen nur die Stunde, die Sie anordnen werden, befehlen Sie und man wird Sie auf Ihrem Zimmer bedienen.—

O ich bitte, ich bin nicht in der Lage so große Depensen zu machen, und begnüge mich vollkommen mit der Table d' hote. —

„Wir wissen auch, entgegnete die Frau sehr artig, daß Jemand, der sein Vaterland zu verlassen gezwungen wird, leicht in Verlegenheit sein kann. Auch denken wir daran nicht und schätzen uns schon durch Euer Gnaden Besuch glücklich. Der Himmel sendet Sie uns. Machen Sie sich keine Sorge wegen der Auslagen. Man führe Seiner Gnaden auf die Gesandtenzimmer."—

Barilli fügte sich; man servirte ihm ein köstliches Souper, wobei die vaterländischen Macaroni und Raviolen nicht vergessen worden waren und die feinsten Weine prangten. Längst mit den Verwickelungen aller komischen Stücke bekannt, mußte Barilli hier an einen ähnlichen Irrthum in der Person, an ein ähnliches Imbroglio glauben; aber er war viel zu ehrlich, um Etwas anzunehmen, was vielleicht einem Andern bestimmt war. Er glaubte sich also genau erklären zu müssen. —

„Ich bin das nicht wofür Sie mich nehmen," sprach er zu den Wirthsleuten, „sondern ein armer, ehrlicher Sänger und der erste Buffo der kaiserlichen Oper."

„Wir wissen Alles, antwortete man ihm; „wer landesverwiesen und proscribirt ist, muß zu solchen kleinen Listen seine Zuflucht nehmen. Seien Euer Gnaden jedoch von unserer Discretion überzeugt."

Er mußte sich darein ergeben und blieb noch einige Tage, an welchen immer vortrefflich getafelt wurde. Jetzt aber ging es an die Abreise und Barilli mußte von seinen gastfreundlichen Wirthen Abschied nehmen. Seine Effecten waren bereits auf den Wagen gebracht; der Buffo stieg, die Börse in der Hand, die Treppe hinab und trat in die Stube der Wirthsleute, welche er

zu seinem größten Erstaunen mit allen ihren Verwandten, Freunden und Bekannten auf den Knieen, und ihn um seinen heiligen Segen bittend, findet. Diese drastische Scene hatte er nicht erwartet. —

„Sie weisen mein Geld zurück," sprach er, „und verlangen meinen Segen; es wäre Undank von mir, Ihnen denselben vorzuenthalten. Also In nomine Patris et Filii et Spiritus sancti!"

— „Amen!" antwortete im Chore die ganze fromme Gesellschaft und Barilli eilte in den Wagen zu kommen.

Der Papst war damals zu Savonne; viele Cardinäle, nach dem mittäglichen Frankreich verwiesen, waren durch Lyon gekommen. Die rothe Mütze, der italienische Accent und seine imponirende Figur hatten den Buffo zu einer Eminenz gemacht. — Der Kaiser lachte über Barillis Abentheuer viel und ließ es sich oft und mit allen Details von ihm erzählen.

Napoleon ließ die Musik gern bei allen religiösen und Civilfeierlichkeiten erscheinen. Am 4ten November 1810 war der Kaiser zu Fontainebleau Pathe von vier und zwanzig Knaben, die bereits acht bis zehn Jahre zählten und den ersten Familien des Hofes angehörten. In der Messe wurde Lesueurs Psalm Laudate puer

Dominum aufgeführt. Des Abends wollte der Kaiser seine jungen Pathen mit einer theatralischen Vorstellung überraschen und ließ ihnen eine Loge zur ersten Aufführung des Ballets „die Sabinerinnen" im Schloßtheater frei halten.

Tänzer und Tänzerinnen der großen Oper waren bereits in der Nacht nach Fontainebleau gefahren und hatten hinten an den Wagen ihre Costümes und Requisiten in Koffern und Kisten aufgebunden. Aber gewandte Diebe machten sich das Dunkel der Nacht zu Nutzen, zerschnitten die Stricke und bemächtigten sich der Togen, Tuniken und Schleier, welche Römer und Sabinerinnen schmücken sollten. Im Schlosse war dadurch die Verwirrung grenzenlos, aber der Kaiser wußte bald Rath. Fontainebleaus Militair-Magazin für Tuch, Sarsche und Wollstoff mußte die Stoffe liefern, welche der Theater-Costumier auf der Stelle zuschnitt und an die Nätherinnen gab, die man eilig und zahlreich requirirt hatte, und Römer und Sabinerinnen erhielten ihre Anzüge noch vor der gewöhnlichen Anfangsstunde.

Die Arie „Charmante Gabrielle" liebte Napoleon ungemein. Bei dem Concerte, welches in Fontainebleau zum Empfange des Papstes Pius VII. stattfand, wurde

diese für drei Männerstimmen eingerichtet und ohne Orchesterbegleitung aufgeführt und erfreute sich eines so außerordentlichen Beifalls, daß selbst seine Heiligkeit sie nochmals zu hören wünschte.

Wenige Tage darauf wohnte der Papst mit seinen Cardinälen einem Concerte in den Tuilerien bei. Die letzte Nummer des Programms war kaum zu Ende, als das Orchester in ein feuriges Allegro überging und plötzlich der muntere, üppige Reigen der Tänzerinnen von der großen Oper mit Entrechats und Pirouetten den Saal überschwemmte. Dem heiligen Vater hatte Napoleon eine Passage zu beliebigem Rückzug offen gehalten; die Cardinäle aber waren so placirt, daß sie zu ihrem Oberhaupt nicht anders gelangen konnten als indem sie erst einen ganzen Park von schönen Frauenbeinen durchwandelten. Was war da zu thun? sie mußten auf ihren Plätzen verbleiben und an dem unvermutheten Schauspiele Theil nehmen. Der Cardinal Caprara versäumte auch, so lange er Gesandter in Frankreich war, niemals den Vorstellungen bei Hofe beizuwohnen; während die französischen Cardinäle nie dabei erschienen.

Im Frühling ging Napoleon mit seinem Hofe nach Compiegne, im Herbste nach Fontainebleau. An

jedem Sonnabend mußten sich die Musiker der Hofcapelle dahin verfügen. Am Sonntag führten sie eine Messe auf, des Abends war Concert. Fand des Morgens großer Empfang statt, so wurde letzteres durch eine dramatische Vorstellung ersetzt. Französisches Schauspiel, italienische und komische Oper wechselten dort alle Wochen ab. Die eine Hälfte der Instrumentalkünstler der Capelle blieb im Dienste, die andere reiste des Montags ab. Jeder derselben empfing zwölf Franken Reisekosten und eine Gratification von zwei bis dreihundert Franken nach jeder Reise.

12.

Der fahrende Musikant.

Unsere Zeit, die so viele bedeutende und interessante Persönlichkeiten entschleiert und in ihrer wahren Geltung darstellt, hat unter dem Namen des „fahrenden Musikanten" einen Charakter kennen gelernt, in welchem sich glühende Begeisterung für die Tonkunst mit Erlebnissen und Abentheuern so bunter Art und so mannigfaltig verbindet, daß wohl mancher Leser leicht für einen Roman und für eine glückliche Fiction hinnahm, was in Wahrheit nichts als ein treu wiedergegebenes Künstlerleben und die ehrliche Aufzählung wirklich durchlebter Ereignisse ist.

Man wird sich erinnern, daß der bekannte Dichter und Novellist Ludwig Bechstein vor mehreren Jahren mit einem dreibändigen Buche (Schleusingen, 1837, bei Glaser) auftrat, als dessen Herausgeber er sich nannte,

und das den Titel „Fahrten eines Musikanten" führte, und in der Lesewelt großen Beifall fand. Allein dieses Produkt hat seinen Ursprung nichts weniger als der gewandten Feder Bechsteins zu verdanken, welcher lediglich die Mühe der Stylcorrecturen in demselben übernommen, und rührt von dem in musikalischen Kreisen, in vielen Districten Deutschlands und in der Schweiz wohl bekannten Doctor und Professor Elster her, welcher darin die Memoiren seines reichbewegten Lebens und Kunststrebens niedergelegt hat. In Thüringen, welchem Verfasser und Herausgeber durch Geburt und vieljährigen Aufenthalt angehören, ist dieses eine allgemein bekannte Thatsache, und zu der außerordentlichen Theilnahme, die das schöne Buch vorzugsweise in jenem Umkreise erregte, hat das Interesse an dem genialen und liebenswürdigen Menschen nicht wenig beigetragen.

Ist es doch auch selten vorgekommen, daß sich ein Künstlerleben, welches eigentlich nie dahin zielte, aus der Kunst Profession zu machen, in so historisch anziehenden und eigenthümlich wechselnden Polaritäten der Existenz bewegte, und daß Guitarre und Violine so zu sagen an die Ereignisse der Tagesgeschichte geknüpft waren, wie dies allerdings in den denkwürdigen Fahr-

ten Elsters vorgekommen, die er mit Wahrheit und einem überall durchblickenden Humor schildert. Erst das Leben auf drei deutschen Universitäten, Leipzig, Jena und Würzburg; man denke sich um mehr als zwanzig Jahre zurück und in eine Zeit, wo es noch ein Universitätsleben gab, und mitunter ein solches, dessen männlicher Sinn die übelsten Deutungen erfahren mußte. Dann die zwecklos traurigen Reisen in Holland, der Aufenthalt in Paris und der durch trübe Veranlassungen erzwungene Eintritt in französische Kriegsdienste, welche Elster in einem depravirten Regimente, und bald mit diesem nach Corsica exilirt, mitmachte; dort der erste Sonnenblick der Hoffnung durch die tönende Kunst und endliche Erlösung. Bald darauf seine Begeisterung für die Griechensache, sein Erscheinen als Philhellene, seine Wanderungen und traurigen Erfahrungen als Arzt bei der heiligen Schaar durch die klassischen, aber damals blutgedrängten und verwüsteten Stätten Morea's; alle die Drangsale, denen dort der redliche Wille der Fremden, alle die Kümmernisse, denen man durch gierige Sucht der Abentheuer ausgesetzt war. Endlich auch die Rettung von dort und sein glücklicherer, durch die Musik so freundlich begünstigter Aufenthalt in der Levante, von wo er nach Marseille

zurückkehrt, Frankreich als ausübender Künstler durchreist, und in die Schweiz kommt, um dort an der Seite Nägeli's und Th. Fröhlich's einem tüchtig begründeten Institute für deutschen Männergesang ehrenvoll vorzustehen, welches er später nur darum verläßt, weil ihm das Glück der Heimath winkt, und weil diejenige, die er einst als Mädchen geliebt und auf allen seinen Fahrten treu im Herzen behalten, ihn jetzt als Wittwe in ihre Arme und an den Altar ruft. Durch all' dies bunte Gewirre des Lebens leitet ihn der goldene Ariadnefaden seiner Kunst, die ihm Muth und Hoffen, Lust und Kraft einathmet, und die ganze Erscheinung mit den Strahlen der Poesie beleuchtet.

Das Buch hat seine Phase gemacht, was man eben in Deutschland so zu nennen pflegt; das heißt: es wurden vielleicht sechshundert Exemplare verkauft, die Recensionen lauteten günstig, und in den Leihbibliotheken geschah viel Nachfrage. Es war eben ein unterhaltendes Buch und befriedigte als solches: daß man ein wirkliches Menschen- und Künstlerleben darin kennen und lieben lernen konnte, daran dachten wohl die Wenigsten der Leser. Und doch möcht' ich es als ein würdiges und werthvolles Produkt in das flüchtige Gedächtniß der Gegenwart, und vorzugsweise in das

Andenken jener zurückrufen, welche, als ausübende Priester oder nur als redliche Verehrer der Tonkunst, durch das begeisterte Ringen und Streben eines ihnen befreundeten Gemüthes tiefinnerst angeregt und erbaut werden müßten. Veranlassung zu dieser Erinnerung bieten zunächst die in jüngster Zeit erschienenen Seitenstücke und Fortsetzungen dieses Buches. Die Buchhändler-Speculation mit dem Hauptwerke war für Deutschland zu glücklich, um nicht noch weiter ausgebeutet zu werden. Bechstein, der Rastlose, gab sich selbst dazu her, und lieferte ohne eine Idee von musikalischer Textur zu haben, unter dem Titel „Clarinette" einen dreibändigen musikalischen Roman, dessen Inhalt, ganz aus der Luft gegriffen, sich als „Seitenstück" zu jenen erlebten „Fahrten" ankündigte. Auf welches unbekannte Feld hier die Vielschreiberei einen sonst geachteten Literaten verlockt hat, möge man aus der kleinen Probe ersehen, daß er gleich Anfangs seinen Helden auf der Flöte Accorde spielen läßt. Das Buch ist ein Seufzer in der deutschen Literatur.

Aber unverhofft tritt nun der wirkliche fahrende Musikant, ich meine Dr. Elster, in einer wenig bekannten sächsischen Verlagshandlung mit der wahren Fortsetzung seiner musikalischen Memoiren selbst hervor. Sie

führt den Titel „Neue Fahrten eines alten Musikanten" 2 Bde. Chemnitz, **1841**, bei R. Binder; der Verfasser hat sich zwar wieder literarisch bevormunden, das heißt, von einem Dr. Elsner herausgeben lassen; aber es ist in Wahrheit der alte kräftige, kunstbegeisterte und humorreiche fahrende Musikant, wie er vor vier Jahren bekannt geworden. Der Tod hat ihm die geliebte Gattin entrissen: die Kunst ist jetzt sein Trost, sein einziges Labsal. In unabhängiger, gesicherter Lage, voll glühenden Eifers, etwas Tüchtiges, und zwar im Gebiete dramatischer Musik zu leisten, entschließt sich Dr. Elster, diese Kunst auch von ihrer praktischen Seite gründlich kennen zu lernen, und nimmt die Stelle als Capellmeister des bamberger Theaters an. Seine Erfahrungen in diesem Gebiete, seine Existenz in demselben Kreise, in demselben Hause und an demselben Directionspulte, wo etwa dreißig Jahre vor ihm Hoffmann-Kreisler gewirkt und gelitten und der künstlerischen Handwerksmisere erlegen, wird in diesen zwei neuen Bändchen mit frischem Humor erzählt; — man kann dabei einen tiefen Blick in jenen Bettelsack der aufgeblasenen Dummheit werfen, welche heut zu Tage unter der Benennung „Kunstinstitut" erscheint. Welchen Erfolg für einen warm und redlich strebenden Künstler die Berührung

mit solcher Erbärmlichkeit hatte, möge man aus den Worten errathen, welche der fahrende Musikant von E. T. A. Hoffmann's Schatten an sich gerichtet zu vernehmen glaubt: „Unglücklicher Musikus! Du beklagst Dich darüber, daß man Dich nicht verstehen will, während doch in Deinem Innern die göttliche Musik wie eine Oriflamme Dein ganzes geistiges Ich beleuchtet? Du beklagst Dich, daß Mittelmäßigkeit, Unverstand, Prosaismus dennoch den Sieg über Deine Hoffnungen davon getragen? Du kamst mit glühendem, gläubigen Herzen, und glaubtest nur so triumphirend in Dein Heiligthum einziehen zu können? — Armer Thor! Verunglückter Musikdirector! — Fünf Jahre lag auch ich hier auf der Marterbank, hoffend und sehnend, daß meine mich zur Gottheit erhebende Phantasie als Wahrheit sich gestalten möchte — ich flog wie der junge Aar zur Sonne, und das niedere Erdengewürm langte nach mir und zog mich in seine löcherigen, schmuzigen Grüfte. Ich fand mich empfindlich getäuscht, ohne jedoch den Glauben an das Hohe und göttliche Schöne zu verlieren. Drum sei auch Du Mann und mache es wie ich."

Es kann mir nicht darum zu thun sein, ein Paar Bücher zu empfehlen, wie sehr es diese auch verdienen,

sondern ich wollte auf einen Charakter aufmerksam machen, auf einen ehrenhaften musikalischen, dessen energisches Fortstreben und ungebeugte Liebe für die Kunst den Antheil deutscher Gemüther verdient. Seine Schicksale sind rührend, erhebend und humoristisch zugleich, seine Gesinnung eine edle männliche, ohne blos der vergangenen Zeit anzugehören. Derselbe geniale Elster, Doctor der Medizin, Professor der Gesanglehre, gesichert durch den Besitz einer anständigen Rente und im Thüringerlande ansäßig, zählt jetzt etwa 43 Jahre, und war noch jüngst aus Kunstliebhaberei Musikdirektor des neuen Actientheaters in Zürich; und eine nächstkünftige Fortsetzung seiner „Fahrten" zeigt uns vielleicht in humoristischen Bildern die dortigen musikalischen Zustände und die Schweizer-Wirren unter dem Einwirken der Komödien von Madame Birch-Pfeiffer, welche bekanntlich Directrice des züricher Theaters ist.

Indem diese Blätter zur Presse wandern sollen, habe ich Elstern am Rhein begrüßt und willkommen geheißen, wo er jetzt in dem kunstreichen und kunstsinnigen Düsseldorf eine entsprechende Stellung gefunden, die bald erfreuliche künstlerische Ergebnisse bieten soll.

Literarische Fabeln.

Literarische Freundschaft.

Im Tümpel, da begegnete
Ein Enterich dem andern;
Die wollten, weil es regnete,
Mitsammen freundlich wandern.
Das ging ein Weilchen, doch als dann
Die Sonne sich zeigte durch Wolkenritze,
Da fingen sie zu raufen an,
Und tauchten einander in die Pfütze.

Falsche Deutung.

Zu einem Bauer, dem er verbunden,
Weil er dort jährlich sein Nest gefunden,
Kam der Storch und bracht' ihm dar
Als Geschenk ein Nachtigallenpaar.
Der Bauer sann nach, dann fiel ihm ein,
Gebraten müßten sie am besten sein;
Er that es, speiste die Vögel sodann
Und staunte, wie man so was loben kann.

Er feyert.

Rothkehlchen flog herum nach Fliegen,
Im Winkel lag der Hund und schlief.
„Wirst du denn ewig schlafend liegen,
Indeß ich längst mein Werk begangen
Und emsig bin — „Im Mücken fangen,"
So knurrte der mit Groll und lief
Zum Herrn, der ihn zur Jagd berief.
Wie war er da im Felde frisch!
Er stöberte aus dem Gebüsch
Das Wild dem Jäger, so er wittert,
Wofür ihn der liebkos't und füttert. —
Talente feyern oft in Ruh,
Doch treten sie zur Musenhalle,
So überstrahlen sie im Nu
Des Tages Mückenfänger alle.

Lesetölpel.

Auf ihrem Busch die Rose stand
An eines Waldes grünem Rand.
Da kam ein Bär, mit roher Tatze
Faßt er die Blume, die zerfiel,
Ein Blatt um's andre, nur der Stiel
Blieb dornenfest in seiner Pratze.
Viel schimpft der Bär und geht vom Platze. —
O könnte Rosen man bewahren,
Daß sie vor Bären sicher wären,
Die ihren Duft doch nie erfahren
Und schimpfen, wo nicht gar zerstören.

Der Verlagsort.

Zwei Lachſe gleicher Art, derſelbe
An Fleiſch und Größe der wie der,
Sie kamen, Einer in die Elbe,
Zum Rhein der Andre aus dem Meer.
Man fing ſie beide, und der Gaſt
Des Rheines ſtand in hohem Werthe,
Indeß man an der Elbe faſt
Die Hälfte nur dafür begehrte.
Nicht iſt es, glaube mir, o Freund,
Gleichgültig wo dein Werk erſcheint.

Literarischer Respekt.

Der Biber hatte seinen Bau vollendet
Und Vorrath aufgesammelt was er kann:
Da kam der Fuchs voll Hinterlist und wendet —
Ich will nicht sagen, welche? Mittel an,
Den Armen zu vertreiben. Wie's gelungen,
Wird nun sein Wintervorrath auch verschlungen:
Und Niemand nahm ein Aergerniß daran.
Der Fuchs ist sonst ein ganz ämabler Mann,
Sagt man, trägt einen Pelz von Sammt und Seide,
Und weiß zu nehmen sich in seinem Kleide.
Dann, wie bekannt, ist scharf und spitz sein Zahn;
Wer sollte sich mit scharfen Zähnen messen?
Mag er in Ruh des Bibers Vorrath fressen.

Honorar lockt.

Ein Pferd, das scheute vor dem Stalle,
Worin ein Esel war zu seh'n:
Freilich es war im übeln Falle,
Bei einem Esel sollt' es stehn,
Doch Heu und Hafer lagen drinnen,
Und so gelang's dem Hunger doch,
Das edle Saumthier zu gewinnen,
Daß es zu jenem Wichte kroch.
Doch bald schwatzt es mit dem gar munter,
Weil Sättigung den Stolz zerbricht:
Da rief der Esel: Welche Wunder
Thut eine volle Krippe nicht?

Eigensinn der Welt.

Der Widehopf, jetzt in gar üblem Geruche,
Hatt' auch ihn König Salomo gern,
Der Esel, geächtet von menschlichem Spruche,
Trug er auch einst den himmlischen Herrn,
Sie klagten die irdischen Fügungen an.
„Schweiget!" so ließ ein Ruf sich vernehmen,
Ihn sprach ein gelehrter, ein fleißiger Mann,
„Möget ihr mich zum Beispiel euch nehmen:
Was nützen mir Ringe, was Tabatieren,
Die mir erhab'ne Hände geschickt;
Kein Mensch will an meine Werke sich kehren,
Obenein nennen sie mich noch verrückt!"

Rezensentenbrauch.

Auf ihrem Wege traf einst die Hyäne
Ein Paar Schakale an, sie wurden Freunde,
Und stießen bald auf eine Schafgemeinde,
Da raubten Die mit gierer Lust und Jene.
Vom jähen Fraße voll und müde dehnte
Sich die Hyäne in den Sand und schlief,
Indessen scheinbar sich das Paar verlief.
Doch wie die Feindin es entschlafen wähnte,
Da kehrten sie zurück im vollen Lauf
Und fraßen nun auch die Hyäne auf.

Eigenes und Nachdruck.

Auf dem Baume, wo sein Nest,
Hielt sich stets ein Zeisig fest,
Suchte Raupen da und Fliegen,
Seinen Jungen zu genügen.
Nah' daran die Sperlingsmutter
Holte für die Brut das Futter,
Wo's der Gutsherr aufbewahrt.
Jedes so nach seiner Art:
Einer holt's vom eig'nen Acker
Und der And're stiehlt recht wacker.

Dumme Mitarbeiter.

Zum Löwen kam ein Esel her
Und bracht' einen Korb an Fleische schwer:
„Herr, ich bringe Dir fette Kost!"
Das glaubt der Löwe ganz getrost
Und hat den Fraß den Jungen gegeben;
Die kamen dadurch fast ums Leben.
Des Löwen Ingrimm war sehr groß,
Doch war auch Artigkeit von Nöthen,
Drum hat er sich mit Nachdruck blos
Die Besuche der Esel verbeten.

Heißhungrige Leser.

Es sprang auf einen Baum hinauf
Ein Luchs, den Durst und Hunger brennt,
Und was vorüber geht und rennt,
Drauf stürzt er sich und zehrt es auf.
Nun kam auch ein Rhinozeros,
Das war ihm aber doch zu groß.
So, sieht man, tritt der Fall auch ein,
Wo's gut ist, ein Rhinozeros sein.

Imitatorum pecus.

Durch Schwänke unterhalten und durch Witzeln
Wollt' einst der Affe eine Assemblee,
Doch mochte die sich auch zum Lachen kitzeln,
Bedauern konnte man, als lachen eh'.
Da trat ein alter Hund an seine Seite:
„Nicht übel Freund, sind deine Witzelei'n
Doch daß die volle Wirkung sie begleite,
Muß, der sie uns erzählt, kein Affe sein."

Doppelredaktion.

Zwei Raupen auf einem Blatte
Thaten erst ganz geschmeidig,
Dann wurden einander sie neidig,
Weil keine genug für sich hatte.
Nun gab es der Kämpfe viel:
Das Blatt verdorrte indessen,
Von ihnen angefressen,
Bis es vom Stiele fiel;
Da sind sie beide im — Koth gesessen.

Mehr Abonnenten.

Guter Boden, wohl begossen,
Reiche Sonne, milder Wind,
Und dem Baume jährlich entsprossen
Aeste mehr und Triebe sind.
Lustig grünt es in den Zweigen,
Denn des Stammes reiches Mark
Bot der Kinder buntem Reigen
Eine Nahrung gut und stark.
Unten kam ein Mann daher,
Der dies jährliche Vermehren
Schien mit Sehnsucht zu begehren —
Er war Zeitungsredakteur.

Geladene Mitarbeiter.

Der Biber gab Souper mit Balle,
Und lud Geſellſchaft gut und fein:
Zu kommen faſt verſprachen Alle,
Doch hielten Wenige nur ein.
Nur Ungebet'ne nah'n dem Hauſe:
Was war zu thun? es iſt ſervirt,
Und das Geſindel ſchwelgt' im Schmauſe
Und tanzte bis es Morgen wird.
Des Bibers andern Tags man lachte,
Doch das bedachte Keiner gar:
Was er ſich nicht für Koſten machte,
Und wie ſein Wille redlich war.

Gemischte Kost.

Auf dem Raine von zwei Feldern,
Zwischen Kohl und hohem Korn,
Wuchs in kleinen Distelwäldern
Rother Bart und grüner Dorn.
„Pfui des Unkrauts!“ rief Getreide
Und Gemüse stimmte ein:
Wie viel nützen nicht wir beide,
Und was soll dein Zweck denn sein?
Drauf die Distel: „Nur gemach!
Bald sind eure Felder brach:
Menschen werdet ihr Gewinn;
Dann kommt erst der Esel nach,
Dem ich wieder lieber bin.“

Leseregoismus.

Stieglitz und Ammer, weil sie sich zankten,
Flogen zum Gimpel und sie verlangten,
Daß er nach Rechten möge entscheiden,
Welcher denn schöner wäre von beiden?
„Hat rothe Federn Einer von Beiden?“
Fragte der Richter von seinem Strauch.
„„Ich!“ rief der Stieglitz hüpfend vor Freuden
„Nun so bist Du es“ war das Entscheiden,
Denn rothe Federn habe ich auch.“

Die Unbeachteten.

Spatz und Dohle auf dem Dach
Klagten sich ihr Ungemach:
„Mich," sprach er, „jagt man vom Felde,
Man zerstört mir Brut und Nest,
Schießt nach mir, wenn ich mich melde,
Ich der niemals sie verläßt!"
Drauf die Dohle: „zu ertragen
Ist noch leicht was Dir geschah,
Wollten sie mich nur verjagen:
Doch daß nichts sie von mir sagen,
Thun, als wär' ich gar nicht da;
Mich nicht hassen, mich nicht missen
Und von mir sogar nichts wissen,
Bringt mich noch dem Grabe nah!"

Poeten-Greise.

Der Fink war alt; nach altem Brauche
Sang er noch jetzt, doch klang es schlecht;
Die Jungen, rings versteckt im Strauche,
Sie lachten seiner, und mit Recht.
Da gab ein Hänfling weise Lehren:
„Das Alter ehrt!“ Ein Finklein spricht:
„Wir wollen gern das Alter ehren,
Doch just zu singen braucht es nicht!“

Selbstgefälligkeit.

Die Henne schreit ob ihrem Ei,
Da kommt die Hausmagd rasch herbei,
Und rührt es bald in eine Speise;
Die Henne doch in ihrer Weise
Schreit immer fort; da nimmt die Magd den Besen,
Und jagt die Schreierin vom Flur.
Was machst du um dein Buch für langes Wesen,
Indeß es längst Makulatur!

Frauenschriftstellerei.

Die Elster fand ein Publicum,
Und blieb, versteht sich, da nicht stumm,
Ich glaub' sie schrieb ein Buch sogar.
Da zog ein Geier her von Weiten,
Und die Zuhörer, sie zerstreuten
Sich schnell, als seiner sie gewahr.
Er ließ herab sich, ihr zu sagen:
„Nichts wollt' ich ihnen thun, verjagen
Wollt ich sie blos durch die Gefahr,
Damit sie Besseres beginnen,
Als Deiner Thorheit nachzusinnen."

Antikritik.

„Ich brüllte einmal, weil mir's grad gelegen,"
So sprach der Löwe, „in den Wald hinein:
Da tönte mir ein Eselsschrei entgegen,
Als sollt' er Antwort meinem Rufe sein;
Mich faßte Zorn: was glaubt ihr, daß ich that?"
„Du brülltest stärker noch, um zu erschrecken
Den Schreier, der Dich so geärgert hat."
„Ihr irrt; ein solches Echo aufzuwecken,
Schien eine Sünde mir an Allen Euch.
Ich schwieg; denn Schweigen rieth mir das Gewissen,
Damit Ihr mit dem Löwen nicht zugleich
Den Esel nochmals hättet hören müssen."

Uebersetzer und Original.

Ein junger Hirsch, der übersetzte
Ein Bächlein jüngst im Wald, ein klares,
Was Niemand in Erstaunen setzte:
Verdienst der langen Beine war es.
Der Hund schwamm durch, und sieh, von Golde
Ein Ringlein sah er auf dem Grund,
Das er mit kluger Schnautze holte;
Dem Jäger bracht' er seinen Fund.
Der Jäger hat den Hirsch geschossen,
Der Hund ein Bratenstück genossen.

Sic vos non vobis!

Vom Hühnerſtall der Marder kam,
Er trug ein Küchlein fort von dorten,
Das liſtig ab der Fuchs ihm nahm
Mit ſchlechtem Geld und guten Worten.
Die Henne klagte, daß ein Wicht
Des Nachts ein Kindlein ihr entriſſen;
Man zog den Marder vor Gericht
Und ließ ihn ſeinen Frevel büßen.
Der Fuchs, der ſtrich ſich ſeinen Bauch
Und ſprach, recht nach Verlegerbrauch:
„Was kümmert mich des Marders Sünde,
Wenn ich nur meine Rechnung finde.“

Ohne Aufschrift.

Einen Edelfalken fingen
Zwei Burſche in ihren Schlingen,
Die ſtutzten ihm Schnabel und Fang.
Als er wieder empor ſich ſchwang,
Lachten die Vögel, und ein Specht
Meinte: „Geſchieht ihm ſchon Recht,
Warum hat er ſich hin verirrt,
Wo man Meſſer und Scheeren führt!“

Die Anonymen.

Es zog der Tiger auf die Jagd,
Wobei ihn das Geſchrei des Straußen plagt;
Anſichtig wurd' er ſeiner bald,
Stürzt auf ihn los und jagt ihn in den Wald.
In einem Buſch den Kopf verſteckt,
Glaubt hier der Strauß ſich unentdeckt,
Indeß ſein Feind von rücklings ihn zerriſſen:
So hat der Anonyme ſterben müſſen.

Verschiedene Ansicht.

Auf warf der Maulwurf seinen Hügel,
Da sprach der Wurm: „O hätt' ich Flügel,
Daß über diesen Berg ich flöge!"
Auch die Ameise seufzte schwer,
Als sie dies Bollwerk fand am Wege.
Dem Maulwurf schmeichelte das sehr,
Im Wahn, daß Großes er vermöge.
Da kam der Gärtner rasch daher
Und trat, die jener aufgegraben,
Die Erde eines Trittes ein:
Den Kleinen schien sein Werk erhaben,
Dem Großen ach, wie klein!

Die Gunst des Publikums.

Der Eber wühlte im Getreide,
Und hielt da seine fette Weide.
Er dachte so bei sich: „Mein Trost,
Wenn sie mich jagen und mich hetzen,
Und ihre scharfen Messer wetzen,
Bleibt immer doch die fette Kost!“ —
Er ging, und kam mit schnellen Schritten
In nächster Nacht und war entsetzt:
All das Getreide war geschnitten
Und er auf magre Kost gesetzt.
Er tobte über alle Maßen,
Da sang die Fledermaus ihn an:
„Ein Thor, der sich auf das verlassen,
Was über Nacht verschwinden kann!“

Weiberprotektion.

Zur Seite eines Silberschwan's
Schwamm auch sein Liebchen Jungfer Gans.
Da sang im Busch ein kleiner Sänger
Sein Lied so schön, daß eng' und enger
Um's Herz dem stillen Schwane ward.
Das Gänschen doch nach seiner Art,
Es schmälte über den Gesang,
Und schnatterte gar viel und lang;
Da sprach denn endlich auch der Schwan:
„Was Rechtes ist doch nicht daran!" —
Wollt ihr dem strengen Herrn gefallen,
Gefallt der lieben Gans vor allen!

Das Loos des Schönen.

Voll Farbenglanz ein Diamant,
Er lag im Hof' in Staub und Sand.
Nicht fand der Sperling d'ran Behagen,
Die Maus zu hart ihn zum Benagen;
Zu trocken schien er zum Genuße
Der Gans; der Hund mit leichtem Fuße
Lief gar darüber weg. Die Henne
Allein that, als ob sie ihn kenne,
Besah ihn und verschlang ihn dann;
Er förderte ihr die Verdauung. —
Es diene dir dies zur Erbauung,
Wie's einem Buch' ergehen kann.

Post nubila Phoebus.

Die Sonnenfinſterniß trat Mittags ein,
Und dunkel ward's im Thal, im Feld und Forſte;
Aus flogen da Nachtvögel groß und klein,
Die Lerche blieb im Feld, der Aar im Horſte,
Uhu's und Eulen wurden luſtig ganz:
Doch wieder bald erſchien der Tagesglanz
Und trieb in das Verſteck den dunklen Chor;
Doch Aar und Lerche ſchwangen ſich empor,
In Sonnenſtrahlen froh ſich zu verklären:
Wie lange kann ein ſolcher Irrthum währen?

Feiles Lob.

So oft sich Rabe hören ließ,
So war man dessen ganz gewiß
Von Spechten, Kräh'n und Widehöpfen,
Daß sie ihn preisend sich erschöpfen.
Doch war's hinwieder auch probat,
Daß er sie dann zu Gaste bat,
Und Jedem gab, was dem behagte,
Und gut befand, was Jeder sagte.
Deß lachten freilich alle Leute, —
Glaubt ihr, das war des Bundes Grab?
Der lobt den Raben noch bis heute,
Und holt sich dann sein Futter ab.

Literarische Soirée.

Acht Vögel saßen im Salon der Eiche.
Der Erste sprach: „Wer ist's, der je mir gleiche?"
Der Zweite: „Herrlich tönet mein Gesang;"
Der Dritte: „Spitz mein Schnabel ist und lang;"
Der Vierte: „Seht dies herrliche Gefieder;"
Der Fünfte: „Sing' ich nicht die schönsten Lieder?"
Der Sechste: „Ist mein Urtheil nicht gerecht?"
Der Nächste: „Wir nur taugen was, ihr Brüder!"
Der Letzte: „Alle außer uns sind schlecht."
So lobten sich die Acht nach ihrer Weise,
Da flog ein Papagei noch zu dem Kreise,
Nachplappernd emsig, was die Andern schrei'n:
Wer möchte da nicht gern Neuntödter sein!

Scheererei.

Es ward ein Pudelhund geschoren,
Der wandte fragend sich an seinen Scheerer:
„Zu wissen," meint er, „nur begehr' er,
Warum die Woll' er nun verloren?"
„Zuerst," sprach dieser weise Lehrer
Mit ernster Miene der Censoren,
„Weil eigends ich dafür bestallt
Und dich zu scheeren bin bezahlt;
Und dann weil dies ein Zeichen ist,
Daß du ein freier deutscher Pudel bist."

Krebsschaden.

„Du schwingst Dich immer in die Höhen,"
So rief ein Krebs der Lerche zu,
„Und mußt doch stets zurück dann gehen:
Wie gleich sind wir dann, ich und Du.
Nur solltest Du die Mühe lassen
Und ganz mit Rückschritt dich befassen,
Sieh mich, und werde doch gescheidt!" —
Ich hört' es an mit tiefem Schämen,
Und eine Stimme unsrer Zeit
Meint' ich im Krebse zu vernehmen.

14.

Der Kleinhändler.

Das Waarenlager und die Bücher waren richtig befunden worden; der Kaufcontract sollte beiderseitig unterzeichnet werden. —

„Bedenken Sie Sich noch, Herr Bernard, ich bitte!“ so sprach Herr Leroi, der das Magazin käuflich zu übernehmen im Begriffe stand.

„Sie, ein Pariser von Geburt, ein tüchtiger Kaufmann, Inhaber eines Geschäftes, das im besten Gange und in der lebhaftesten Straße ist; Sie selbst kaum dreißig Jahre alt, und wollen Sich schon zurückziehen, noch ehe Sie Ihr Glück gemacht, das Ihnen nicht ausbleiben kann! Sie bringen mir Ihr Waarenlager sammt Ausständen um einen Spottpreis auf, wobei nur ich gewinnen kann: bloß damit der Handel noch heut geschlossen, und Ihre Abreise für morgen ungehindert

sei. Warten Sie noch ein paar Wochen, und Sie müssen einen besseren Verkauf schließen!“ —

„Ich kann nicht,“ erwiderte Bernard, „ich will Paris augenblicklich verlassen, und meine Frau will es auch.“ —

„Ihre Frau, ei, ei! und dabei blieben alle ökonomischen Nachtheile unberücksichtigt? Dahinter steckt etwas. Seien Sie offen, Bernard; ich zähle zwanzig Jahre mehr als Sie, ich war der Freund ihres Vaters, und auch Sie können keinen redlicheren und wohlmeinenderen finden.“

Es giebt Augenblicke, wo das Herz nicht mehr an sich halten kann und die tiefsten Geheimnisse auf die Lippen drängt, weil sie die Brust zu sprengen drohen. So war es jetzt mit Bernard. Die Sympathie des Freundes, der ihm so herzlich entgegen kam, wirkte; er faßte Leroi's Hand, drückte sie heftig und begann:

„Ja, Sie sind mein Freund, Sie sollen Alles wissen. Meine Frau ist schön, und ich liebe sie unendlich. Bevor ich sie heirathete machte ich ihr lange den Hof, studirte sorgfältig ihren Charakter und ihre Eigenschaften und dachte nicht eher an mein Glück, als bis ich überzeugt war, daß es auch das ihre sein werde. Meine Frau liebte mich ebenfalls. Zwei Jahre hindurch war

ich glücklich, und wäre es wohl immer geblieben, hätte sich nicht ein böser Umstand eingeschlichen. Meine Frau besuchte häufig eine Familie, wo sich auch ein Herr von Delcour einfand, einer jener müßigen jungen Herren, die ihr dreißigstes Jahr abwarten, um eine Frau und endlich eine Stellung in der Welt zu suchen und die sich indessen die Zeit mit Liebeshändeln vertreiben und nur die verbotenen für interessant und mühelohnend halten. Dieser Mensch ist schön, geistreich und anziehend. Er verfolgte meine Frau mit Aufmerksamkeiten, Schmeichelworten und liebeglühenden Versicherungen. Ich wußte um Alles und wie er sich's zur höchsten Aufgabe gemacht, dieses Weib zu besitzen; nach allem, was er that, mußte meine Frau denken, dieser Mensch liebe sie mehr als ich.

Mit der peinlichsten Wehmuth bemerkte ich die Veränderung, die in ihrem Herzen zu meinem Nachtheil vorging; meine Liebe war zu groß, und ich sah ein Meer des Jammers in der Zukunft; ich konnte nicht länger schweigen, frei und redlich trat ich vor meine Frau und sprach zu ihr:

„Amelie, Du liebst mich nicht mehr; Alles wechselt, alles nützt sich ab in der Welt, warum nicht auch die Gefühle? Du hast mich bisher geliebt; aber jetzt denkst

Du an einen Andern, ich weiß es. Als Du mich noch liebtest, war ich in Deinen Augen ein ehrsamer Handelsmann: jetzt bin ich Dir nichts mehr, als der trockene Patron, der einen Kramladen von Leinenzeug, von Leibchen und Strümpfen hält. Wohl, ich will es begreifen, daß Dir das nicht mehr genügt, weil Du vielleicht von einer glänzendern Stellung träumst. Gut denn! ich will Alles verlieren: mein Glück, mein Weib, das ich unaussprechlich liebe und für das ich unermüdet arbeitete, aber ich will nicht hintergangen sein. Du selbst, wie ich Dich kenne, wirst das nicht wollen; Du wirst unser Haus nicht zur Hölle verwandeln wollen. Wir müssen uns trennen!"

Und nun hätten Sie meine Frau sehen müssen, Leroi, wie sie mir an den Hals flog und unter Thränen und Schwüren versicherte, daß sie mich liebe, daß sie nie aufgehört habe, mich zu lieben, und daß sie sich nicht den kleinsten Vorwurf zu machen wisse; wie sie über Verleumdung klagte, die ein Weiberspiel der Eitelkeit so ernstlich deutete, und daß ihr nie ein Gedanke in den Sinn gekommen, der mich nur entfernt hätte kränken können.

„Nein, Amelie," sprach ich weiter zu ihr, „ich kann Dir nicht glauben; ich liebe dich zu sehr, um nicht

auch hellsehend zu sein; nicht die Verleumdung ist es, die Dich anklagt: ich, ich bin es selbst, weil ich seit einiger Zeit mein Weib nicht wieder erkenne, weil ich es oft traurig und in tiefen Gedanken versunken sehe, die gewiß mit Deiner und mit meiner Ehre nicht verträglich sind."

Ich sagte vielleicht mehr, als ich sollte und wußte; Amelie war in Thränen aufgelöst, aus denen doch eine kleine Schuld schimmerte; aber das entnahm ich als bestimmt aus ihren Worten, daß es noch zu keiner günstigen Erklärung gegen ihren Anbeter gekommen war. Jetzt war der Augenblick, wo ich die Reuige erfassen, und selbst wenn sie schon einen Rückschritt zu mir machen mußte, sie zu diesem bringen und sie jedes verbotene Gefühl vergessen machen konnte. Aber das genügte mir nicht. Amelie wußte, wie grenzenlos ich sie liebte, und welchen Schmerz mich eine Trennung von ihr kosten würde: jetzt mußte sie aber auch einsehen lernen, daß Jener sie weniger liebe, als ich. Ich dachte nicht mehr an einen möglichen Rückfall von ihrer Seite, sondern nur an die Ruhe unserer Zukunft, und knüpfte an die Verzeihung, um die meine Frau bat, eine Bedingung. Sie sollte Delcour in einem freundlichen Billet zu sich bescheiden, und ich schrieb ihr Worte und

Benehmen für seinen Besuch vor. Die Wunde war da, sie mußte bis auf die Narbe verschwinden; ich war ein Mensch, der sich auf alle Gefahr hin von seiner Eifersucht wie von einer unerträglichen Last befreien wollte.

Ich verbarg mich so, daß ich alles sehen und hören konnte, was vorging, denn was ich von meiner Frau verlangt, war von der Art, daß, wenn sie sich nicht unter meinen Augen wußte, sie leicht Kraft oder Willen zum Gehorsam verlieren konnte. —

Delcour erschien; er ergriff die Hand meiner Frau und ergriff sie mit leidenschaftlichem Feuer. Er pries sich glücklich über die unverhoffte Gunst, sie zu sehen und zu sprechen, wiewohl seine glühende Liebe diese verdient habe; er schwur ewige Treue und Anbetung und flehte nur um ein Wort von ihr, welches Glück oder Unglück seines Lebens bestimmen solle. Meine Frau unterbrach ihn kurz und wie Jemand, der in einem entscheidenden Augenblick mehr als leere Worte verlangt. —

„Sie lieben mich also?" fragte sie. —

„O, Sie müssen es wohl wissen," betheuerte Delcour lebhaft: „Ihr Anblick hat mich bezaubert, und seit ich das Glück habe, mich Ihnen nähern zu dürfen,

ist meine Leidenschaft durch Ihre himmlischen Reize und durch die Anmuth Ihrer Worte und Blicke zu einem Vesuv geworden." —

„Die Liebe pflegt zwar nicht zu rechnen," erwiderte meine Frau, „auch bin ich weit entfernt, mein Interesse in Erwägung zu ziehen; aber an meine Stellung muß ich, und noch mehr, wenn ich Ihnen Glauben schenke, muß ich auch an die Ihrige denken. Sie lieben mich, wie Sie versichern, mit einer Heftigkeit, die keine Theilung verträgt; und auch ich würde, wenn ich Sie erhörte, nie einwilligen meinen Gemahl zu betrügen und an zwei Herzen zu hangen. Es ist eine ernste Geschichte, mein Herr, einer verheiratheten Frau den Kopf zu verrücken, und es handelt sich dabei um ihr ganzes Lebensloos. Sie soll ihre Familie aufopfern, die öffentliche Meinung, die Sitte mit Füßen treten, allen Freunden den Rücken wenden, ja, ihren Ruf und Namen verlieren. Es ist wohl natürlich, daß solche Opfer auch gegenseitige verlangen machen. Ein Theil allein soll doch nicht alles tragen? — Wenn ich Sie lieben könnte, mein Herr, so würde ich von Ihnen vielleicht begehren, daß Sie mich meinem Manne entführen." —

„Wie, eine Entführung?" —

„Besser eine Entführung, als ein Betrug! Wir würden jenes einsame Leben zu Zweien, dessen Reize Sie mir so oft geschildert, in einer fernen Ecke der Welt, in den Alpen, unter einem Strohdache der Schweiz beginnen; oder besser noch, wir ändern unsere Namen und suchen uns eine neue Heimath in Amerika. Wenn Sie mich liebten, mein Herr, so würden Sie Ihre Besitzung in Loiret sogleich verkaufen und Ihr Haus in der Straße d' Antin eben so schnell zu Geld machen." —

„O, ich begreife diese wechselseitige Aufopferung," begann jetzt Delcour mit merklicher Verlegenheit, „sie ist ganz natürlich, wenn sie nur auch möglich ist!" —

„Alles ist der Liebe möglich," erwiederte Amelie; „Leidenschaft besiegt alle Hindernisse und ist vergnügt, Opfer bringen zu können." —

„Aber um allem Ehrgeiz, allen Hoffnungen Lebewohl zu sagen," meinte Delcour, „müßte man doch erst wissen, ob man auch wirklich geliebt wird." —

Und nun ließ meine Frau den Blick mit unbeschreiblichem Wohlwollen auf ihm ruhen und sprach: „Wenn ich bereit wäre! wenn ich Sie liebte! Wenn ich nur dieses einzige Wort von Ihnen hören wollte, wie Sie eines von mir verlangten! Wenn ich zu Ihnen spräche: Seit zwei Jahren bewerben Sie sich um eine

Stelle im Bureau des Ministeriums; gestern ist Ihr Wunsch endlich erfüllt worden, die Ernennung ist in Ihren Händen; wohlan, mein Herr, hier ist Dinte, Feder und Papier; schreiben Sie Ihre Entlassung, ich will sie absenden; schreiben Sie, schreiben Sie!" —

„O, wie mir da mein Herz schlug," fuhr Bernard gegen Leroi fort, „als ich das Gefährliche der Probe fühlte, welcher ich mich unterzogen. Denn meine Frau ist so schön und liebenswürdig, daß ein junger Mann um ihre Liebe gewiß Alles thun konnte; mit ihr in einem entfernten Winkel der Erde leben zu können, hätte ich die Straße d' Antin, die ganze Picardie, und das Portefeuille aller Ministerien hingegeben! Ich war ganz außer mir und im Begriffe, die Thüre einzurennen, die mich verbarg. Damit wäre aber Alles verloren gewesen; auch war es nicht nothwendig.

Herr von Delcour zögerte, er griff nicht nach der Feder, die ihm gereicht wurde, er verstand es nicht, dieses Weib zu verdienen, das er zu lieben vorgab. Amelie, die nun alles getreulich erfüllt hatte, was ich ihr aufgetragen, erhob sich mit Würde und sprach: „Entfernen Sie sich, mein Herr! sogleich!" —

„Sie glauben nicht, welche Last von meiner Brust fiel," sprach Bernard weiter; „wenn dieser Mensch den

Vorschlag einging, war ich verloren und namenlos elend!" —

„Nun wohl!", nahm Leroi das Wort, „aber jetzt sind Sie glücklich; Sie haben sich unklug der größten Gefahr ausgesetzt; aber Sie haben dabei gewonnen. Ihre Frau gehört Ihnen fester als jemals an, und kennt jetzt den Unterschied zwischen wahrer und falscher Liebe. Was wollen Sie mehr? Warum Ihr Geschäft aufgeben, warum nicht auch Ihr Glück als Kaufmann machen?" —

„Leroi," erwiderte Bernard treuherzig und wehmüthig, „das kann nicht sein; denn er geht noch täglich an unserem Laden vorüber." —

„Nicht möglich!" —

„Ja! und ich kann nun einmal dieses Gesicht nicht sehen, es kränkt, es verwundet mich. Wenn ich diesen Menschen erblicke, der mein Glück in seinen Händen hatte, der, wenn er meine Frau so liebte, wie ich, sie entführen konnte: dann zittere ich und fühle mich unwohl. Auch meiner Frau geht es so. Sie liebt mich jetzt, aber wir Beide leiden an einer Krankheit, die nur durch Entfernung von hier geheilt werden kann. Ich besitze ein kleines Landgut, dort leben gute Leute,

die sich meiner Geburt erinnern, und ein Pfarrer, der mich getauft hat; dahin will ich mit meiner Liebe flüchten, der jetzt vor jedem Sturme bangt."

Bernard hatte seine Mittheilung kaum beendet, als der Ladengehülfe mit ganz verstörter Miene in's Comptoir hereintrat. —

„Herr Bernard, wissen Sie schon .... Herr von Delcour, Sie kennen ihn ja, der schöne junge Mann, der täglich an unserem Laden vorbeiging ...." —

„Nun, was ist mit ihm?" —

„Er ist todt." —

„Warum nicht gar?" —

„Er wurde heute Morgens im Duell erschossen. Er schlug sich um eine Tänzerin der Oper. Eben hat man seine Leiche vorübergefahren."

Leroi langte schnell nach dem Kauf-Contracte und zerriß ihn in kleine Stücke. —

„Sie brauchen nun nicht mehr Paris zu verlassen," sprach er mild zu Bernard, „er wird hier nicht mehr vorbeigehen." —

„Doch, doch!" meinte dieser in tiefer Bewegung, „wir müssen fort!"

„Nun dann," sprach Leroi, „lassen Sie uns statt des Kaufcontracts einen Gesellschafts-Vertrag abschließen; ich besorge das Geschäft und beurlaube Sie für ein Jahr." —

Und Bernard willigte ein.

15.

Die englischen Schiffsgefängnisse.

Daß die Engländer mit den kriegsgefangenen Franzosen der Republik und des Kaiserreiches, welche nach den berüchtigten schwimmenden Gefängnissen gebracht wurden, nicht eben auf die delicateste Weise umgingen, ist bekannt. Die Sache schien mit dem Kriegsungemach vergessen. Aber in jüngstvergangener Zeit, wo die französischen Organe Alles aufboten, den halbverschwundenen Nationalhaß gegen England neu anzuregen, tauchten auch die Geschichten aus jener Zeit wieder auf, deren eine, die Erzählung des Capitäns Maurice R**, welcher zwei Jahre als Kriegsgefangener auf den englischen Detentionsschiffen verlebte, hier Platz finden möge.

Im Jahre **1812**, so erzählt der alte Krieger, war ich Lieutenant im **35.** Infanterie-Regimente, zählte acht-

zehn Jahre und besaß guten Willen, Ehrgeiz und Muth. Zu dieser Zeit erhielt mein Regiment, das sich in Spanien herumschlug, Befehl zu der Nordarmee zu stoßen, und mein Unglück wollte, daß ich, den Leiden und Mühseligkeiten der starken Märsche fast erliegend, auf halbem Wege zurückbleiben mußte; mein Obrist fühlte Mitleid mit meinem Zustande und ließ mich bei dem nächsten französischen Posten zurück, wo ich weinend von meinen Kameraden Abschied nahm. Allein, verlassen, unnütz in so wichtiger Zeit, war ich nahe daran, aus Kummer meinem Leben ein Ende zu machen: als ich mich glücklicherweise meiner lieben Heimath, meiner guten Mutter und aller meiner Freunde erinnerte. In kleinen Tagereisen erreichte ich endlich das irdische Paradies, wo ich geboren ward, und das man in der Alltagssprache die hyerischen Inseln nennt. Was soll ich Sie mit der Geschichte meiner Genesung lange ermüden? In jenem glücklichen Lande, auf jenem zauberhaften Boden, auf jenen Inseln der Glücklichen giebt es einen wunderwirkenden Arzt, der die Sterbenden in's Leben zurückruft — die Sonne. Mit seiner Hülfe und dem freundlichen Hinzuthun meiner Lieben genaß ich gar bald: Kraft, Muth und Hoffen kehrten wieder, und schon dacht' ich daran, bald zum Heere abzureisen und viel-

leicht an einem Siegestage unter dem Rufe: „hoch lebe der Kaiser!“ freudig zu sterben. Da machten eines Morgens einige Fischer an der Küste im Frühnebel die Entdeckung, daß unfern dem Lande eine englische Brigg ruhig See halte. Den armen Teufeln schien, es müsse dies ein Kauffahrer mit reichen Gütern aus Indien sein; provencalische Phantasie malte Alles prachtvoll aus, und es dauerte nicht lange, so machten sich die Muthigsten an die Arbeit. Eine große Fischerschaluppe wurde ausgerüstet; Waffen, Schießgewehre, Enterhaken und Beile hineingeschafft; die Bewohner der ganzen Umgegend versammelten sich auf der Rhede um die Expedition auslaufen zu sehen; die improvisirten Corsaren warfen sich in die Barke, und mich — soll ich es läugnen? — mich entzündete dieses Feuer und dieser naive Enthusiasmus; der Haß gegen die Feinde des Vaterlandes machte mein Herz schneller pochen; die Hoffnung eines glücklichen Erfolges verrückte mir den Kopf, — ich stürzte auf die Ruderbank und schrie aus einem Tone mit meinen Kameraden: Krieg, Krieg den Engländern! —

Mit raschen Rudern und Segeln liefen wir aus; das Meer war ruhig, der Wind günstig, unser Fahrzeug schnell; nur noch kurze Frist und wir erreichten unsere Beute: als der Himmel mit einem Male seinen grauen

Nebelmantel fallen ließ, und wir jetzt nur auf gutes Glück die Richtung nach dem Engländer beizubehalten suchen mußten. Plötzlich gewahrten wir ihn ganz in der Nähe, aber wer beschreibt unsern Schrecken, der vermeinte Kauffahrer war — eine englische Corvette, welche uns ihre Batterie wies und uns mit einem Kanonenschuß begrüßte. Flucht war hier so wenig möglich als Widerstand; wir mußten die Segel streichen und uns ergeben. Die englischen Matrosen hißten unsere Schaluppe an den Bord, und dieser schöne Seeroman, der an den blühenden Küsten der hyerischen Inseln begonnen hatte, sollte bald in den Sümpfen und auf den Pontons von Chatam endigen.

Wahrlich, die schauerlichen Gefängnisse Venedigs, die grabähnlichen Festungen Deutschlands und die blutigen Steppen Sibiriens, sie dünken mich alle ein Rosenlager, wenn ich jetzt, nach langen Jahren mich der Qualen, der ausgesuchten Grausamkeiten und der kalten Rachübungen erinnere, welche damals das Krämervolk gegen unsere armen Brüder handhabte. Die englischen Pontons, — du großer Gott! . . . denken Sie sich einen Abgrund, einen ungeheuern Cloak von Blut und Koth; eine ewige Marter, die das Leben verhaßt und das Sterben unmöglich macht; Dante's ganze Hölle,

aber eine, eine einzige Hoffnung darin: nemlich die, endlich ersäuft, erschossen oder vergiftet zu werden.

Bei unserer Ankunft in Chatam bestanden die Pontons der Rhede aus zehn großen, durch Taue an einander gebundenen Schiffen, inmitten eines pestverbreitenden Schlammes, dessen scheusliche Ausdünstung augenblicklich das Fieber hervorrief, bald darauf hitzige Phantasieen und endlich die röchelnde Lungensucht, dieses unheilbare gräßliche Siechthum, welches damals die großen Herrn in London mit kaltem, unmenschlichem Spotte „den Schnupfen der Franzosen" nannten.

Die unglücklichen Fischer von den hyerischen Inseln wurden zerstreut in die untersten Schiffsräume eingepfercht; ich habe Keinen von ihnen zu Gesicht bekommen. Was mich betrifft, so verschafften mir mein besseres Aeußere und die Offiziersepauletten die schmähliche Ehre einer besonderen Behandlung: ich wurde in eine untere Batterieecke der „Justicia", des entsetzlichsten der englischen Pontons, lebendig begraben. Zum Lager hatte ich eine Hangematte, worauf meine zusammengedrängten Glieder verknöcherten, zum Kissen einen feuchten Verschlag, dicht mit Nägeln besäet, zu Kleidern Lumpen, vor welchen sich der elendeste Bettler der Welt ekeln würde, zur Nahrung, schwarzes, ungesundes Brot, ver-

faulte Hülsenfrüchte und schmuziges Wasser; dazu ringsher, über, unter, neben mir und überall die schwebenden Damoclesschwerter, womit die entmenschten Wächter den Gefangenen drohten oder sie auf das Grausamste neckten. —

Aber die empörendste Schmach und Strafe, welche die unglücklichen Gefangenen der „Justicia" auszustehen hatten, kam ohne Zweifel von Demjenigen, der dieses Schiff befehligte, von einem Lieutenant Namens Robert Malthus. Hart, grausam, übermüthig und spöttisch, Büttel und Stutzer zugleich, beschimpfte uns dieser Mensch täglich und schlug uns sogar. Bei seiner täglichen Revue qualmte der Niederträchtige absichtlich den Schwerhustenden seine Tabakswolken ins Gesicht und peitschte uns ohne allen Grund. Nach seinem Plane sollte sein Ponton eine wahre Hölle der Gefangenen sein, — so marterte er die armen Opfer seiner Willkühr. In diesem Robert Malthus unseligen Andenkens lag etwas von einem Soldaten, einem Matrosen, einen Stockknecht, einem Gentleman und einem Henker. Versetzen Sie den Nichtswürdigen auf den Felsen von St. Helena, auf den oceanischen Ponton des großen Kaisers, und sein Name heißt dann vielleicht ganz einfach: Sir Hudson Lowe.

Und diesem Robert Malthus danke ich mein Leben, meine Freiheit, und was noch mehr, mein Glück. Hören Sie, wie das zuging. Eines Abends war ich eingeschlafen, ein glücklicher Fall, der in den zwei Jahren meiner Gefangenschaft nicht oft vorkam. Malthus trat an meine Hangematte und weckte mich. Ich erwachte und fuhr in die Höhe; sehen konnt' ich ihn nicht, aber ich ahnte seine Nähe. Ruhig, ganz heiter und mit lächelndem Tone würdigte er mich einiger Fragen — ich weiß nicht welcher? — die mir keiner Antwort werth schienen, und ich schwieg. Dieses Schweigen erbitterte ihn, er nahm die Cigarre aus dem Munde und drückte sie glühend auf meine Stirn; ich stieß einen fürchterlichen Schrei aus, er aber rauchte ganz gelassen fort und sprach zu mir: „So, Hund von einem Franzosen, weil Du nicht reden willst, so belle!" — „Hund von einem Engländer," schrie ich ihm in Schmerz und Wuth zu, und stieß mit den Füßen gegen ihn, „zu Raubthieren wie Du, spricht Niemand der Herz und Ehre in sich fühlt." — Die strafende Gerechtigkeit des Lieutenants ließ nicht lange auf sich warten; man schleppte mich hinaus auf das Verdeck, und ich ward verurtheilt die Nacht bei Sturm und Regen, Wind und Blitz hier, auf nasser Bohlung hinzubringen; — das aber rettete mich.

In einem solchen Zustande zu schlafen war unmöglich, ich dachte und träumte wachend. Mitunter war es mir, als wehte der Wind den Ton verworrener Laute und Stimmen vom Lande her, und mit ihnen den fernen Ruf der Freiheit. Diese Träume der Schlaflosigkeit gaben mir einen Plan der Raserei ein, den ich auch sogleich ins Werk setzte. Die Verzweiflung gab mir Kühnheit, das Fieber Kräfte, und ich schwur im Herzen, durch die Flucht meine Freiheit oder den Tod zu finden. —

Es war gegen eilf Uhr und der Himmel ganz dunkel, Regen, Blitz und Donner dauerten fort. In seiner Cajüte trank und sang der Lieutenant zum Ruhme der großen englischen Nation. Mich hatten die Knechte des Henkers auf dem abgetakelten Verdecke wahrscheinlich vergessen und schliefen ruhig in ihren unteren Schildhäusern, die wie Hundehütten aussahen. Zu meinen Füßen lag eine Art von Mantel, den man mir hingeworfen, und in den ich mich sorgfältig einhüllte. Nachdem ich mich in Gottes Schutz befohlen, kroch ich vom Bord des Schiffes herab, und ließ mich endlich mit Hülfe eines günstig angebrachten Seiles leise in die See, oder vielmehr in den Schlamm sinken. Die heranschwellende Fluth kam mir zu Statten, und halb zu Fuße durch den

Morast, und halb schwimmend, zitternd vor Angst und Hoffnung, erreichte ich endlich das Ufer und glaubte mich gerettet. Denken Sie sich meine Freude und mein Glück: nach einer Stunde mühsamer Anstrengung, vielfältigen Hin- und Herirrens und Spähens befand ich mich endlich in einer Stadt, bewohnt von freien Menschen, wo man denken, sprechen und gehen kann, in dem geräuschvollen Gewirre von Chatam. Die große Glocke verkündete eben die zwölfte Stunde, als ich aus der Richtung der militärischen Rhede einen Kanonenschuß herüber dröhnen hörte, der den Soldaten und Bürgern wahrscheinlich das Entweichen eines Gefangenen anzeigen sollte. Der Schreck gab mir alle Kräfte wieder, ich raffte meine Freiheit und meinen Muth zusammen, wickelte mich in den Mantel, und lief auf gut Glück, ohne mir Zeit zum Ausruhen zu gönnen, immerfort durch die Straßen, Quergassen, Promenaden, Wasser und Gassen der Stadt. Die Kanone ließ sich immer wieder von Neuem hören, die militärische Musik in der Stadt antwortete mit ihrem God save the King; schon glaubte ich sprengende Rosse und klirrende Waffen hinter mir her zu vernehmen; noch ein Augenblick vielleicht, und es war um mich, meine Hoffnungen und mein Leben geschehen! — Da gewahrte ich, als ich von einem

großen Platze in eine Seitengasse bog, zu meinem Glücke die Thüre eines freundlichen Hauses sich öffnen; eine alte Dienerin, die eine Laterne trug, schritt langsam auf die Straße hinaus, vermuthlich um die Nachbarn nach den Grund des plötzlichen Lärmens zu befragen; und ich, diese unzeitige Neugierde glücklich benutzend, schlüpfte in das Haus und tappte an den Wänden hin auf ungefähr, nur durch den Klang einer süßen Stimme geführt, die ein sanftes Lied sang; — so gelangte ich, ohne es zu wissen und zu wollen, plötzlich in ein hell erleuchtetes Gemach und stürzte vor einer Frau auf die Kniee mit bittend emporgehobenen Händen, wie ein Unglücklicher, der das Höchste erduldet, der sterben soll, und um Barmherzigkeit fleht.

Dieses junge Weib, oder vielmehr dieser Engel fühlte Mitleid mit mir; freundliche Sorgfalt, zarte Aufmerksamkeit und milde Worte — alle diese Schätze großmüthiger Gastfreundschaft — wandte sie an mich und zwar auf die gefühlvollste, theilnehmendste Weise. Ohne mit einer Silbe nach meiner Herkunft, meinem Stande und dem Grunde meines Elends zu forschen, dachte die holde Beschützerin nur daran, meinen dringendsten Bedürfnissen menschenfreundlich abzuhelfen. Als ich des Morgens erwachte, befand ich mich in einer

kleinen Stube, welche sie selbst schnell eingerichtet und mit Wäsche, Kleidern und mit Allem versehen hatte, was mich wieder in einen anständigen Menschen verwandeln könnte. Es war ein schöner Traum, und ich hing ihm den ganzen Tag über nach und zitterte, seine schönen Gebilde vor den alten Schreckniſſen verschwinden zu sehen. Als es Abend geworden war, führte diese Frau, diese Fremde, die so schön und gut war, deren Namen, Rang und Stand ich aber nicht im entferntesten ahnte, mich hinab in ihr Empfangzimmer; sie nöthigte mich, in einem Lehnstuhl am Feuer des Kamins Platz zu nehmen und reichte mir mit unbeschreiblich mildem Lächeln die Hand; dann sah sie mich mit freundlichem Staunen an, sie schien mit ihrem Werke, mit der Umgestaltung meiner Person zufrieden, und sprach zu mir: —

„Das läßt sich sehen; ich erkenne Sie kaum wieder und wünsche Ihnen Glück dazu. Dem Himmel sei Dank, Sie werden sich nun von Ihrem Schrecken erholt und ausgeruht haben und werden wohl im Stande sein, mir Aufklärungen zu geben, nicht wahr? Reden Sie, ich will Ihnen aufmerksam zuhören."

Ich wollte eben einige Worte stottern, allein wie mein Blick so auf ihr haftete, erröthete ich und wurde verlegen wie ein Schüler, der selbst etwas wissen

möchte, um das er nicht zu fragen wagt. Ohne Zweifel errieth sie meine leisen Gedanken, denn sie verscheuchte meine Verlegenheit durch folgende Rede: —

„Was mich betrifft, so ist mein Name Clarissa: das sei Ihnen genug. Vertrauen Sie mir wie einer Freundin, die Ihnen rathen und helfen will, und gestehen Sie mir die Verhältnisse, die Sie hieher geführt haben.“ —

Unter Thränen küßte ich die Hände dieses anbetungswürdigen Geschöpfes und erzählte ihr nun von mir, meinem Vaterlande, meiner Familie und von den Leiden, die ich erduldet; sie erfuhr die Geschichte meiner schrecklichen Gefangenschaft und meiner wunderbaren Flucht; Zorn und Schmerz der Erinnerung ließen meine Stimme beben, als ich meinen Quäler Robert Malthus verfluchte, — und siehe, dieser Name machte Clarissen erbeben, sie bat mich sein zu schonen und ihn nicht wieder zu nennen. In demselben Augenblicke pochte es heftig an das Hausthor; bald ließ sich eine barsche, zänkische Stimme auf dem Corridor und auf der Treppe vernehmen; bebend erhob sich Clarissa und deutete mir bittend und befehlend nach dem nahen Gemache, das sie mir eingerichtet.

Als ich sie so bestürzt, blaß und unruhig sah, zögerte ich nicht, zu gehorchen; aber es fuhr mir durch den Sinn, daß etwas Ungewöhnliches in diesem geheimnißvollen Hause vorgehe, und ich gelobte mir, über dieses Weib zu wachen, es zu schützen und zu vertheidigen. —

Ein Mann, ein Dandy mit zuversichtlichem Schritt und klirrenden Sporen trat in den Empfangsaal, auf Clarissen zu und umarmte sie. Das Echo dieses Kusses — ich konnte Alles hören — schnitt mir in die Seele, ich wußte selbst nicht warum? Der Besuchende warf sich in den Armstuhl, schlug mit dem Fuße das Parquet, pfiff ein Lied und knallte mit seiner Reitgerte: der Ton dieser Gerte machte mich zittern, ich wußte selbst nicht warum? Endlich sprach der Bengel auch, er zankte und beklagte sich, und der Ton dieser Stimme erfüllte mich mit Staunen und Entsetzen. Was soll ich Ihnen noch sagen, das Sie nicht schon errathen hätten? Dieser flegelhafte Stutzer, dieser übermüthige Besucher, es war der Lieutenant, der Büttel der „Justicia," der mich hundertmal beschimpft und geschlagen hatte, es war Robert Malthus! —

„Robert," fragte Clarissa, „was sind das für Flecken an Deinen Händen und an den Spitzen Deines

Busenstreifes?" — „O nichts," erwiderte der Gräßliche, „oder so viel wie nichts: nur ein wenig Franzosenblut. Ein ausgezeichneter Gefangener ist in jüngster Nacht von unserem Schiffe entkommen, das hab' ich seine Kameraden, die Franzosenhunde, büßen lassen." —

„Großer Gott," betete ich auf meinen Knieen, „vergieb mir den Tod meiner Brüder!" —

„Guten Abend Clarissa," rief jetzt der Lieutenant kalt und aufstehend, „oder vielmehr gute Nacht! Morgen Abends sehe ich Dich wieder; jetzt geh' ich trinken und spielen." —

„Leb denn wohl bis morgen!" flüsterte die junge Frau.

Sie begleitete ihn bis an die Hausthüre, schloß rasch ab, eilte hinauf auf mein Zimmer und sprach mit tiefbewegter Stimme zu mir:

„Ich habe Sie gerettet, jetzt ist es an Ihnen mich zu retten! Haben Sie Barmherzigkeit, mein Mann soll Sie und mich niemals wiedersehen. Mich schaudert vor diesem Mörder, ich habe ihm heute für ewig Lebewohl gesagt. Lassen Sie uns fliehen!"

Einen Monat nach diesem merkwürdigen Aben-

theuer waren wir in Frankreich bei meiner Familie, unter dem reinen Himmel der hyerischen Inseln; und nur wenig später heirathete ich die liebenswürdige Wittwe des Lieutenants Robert Malthus, den eine französische Kugel bei Waterloo erreicht und ihm einen unverdienten ehrenvollen Tod gegeben hatte.

16.

Die Narbe.

Zu Cheshunt, einer kleinen englischen Stadt, am Lea gelegen und drei Meilen von Herford entfernt, wohnten unter der Regierung Karl II. zwei englische Familien, die man in der ganzen Gegend gleich liebte und verehrte, obwohl sie den entgegengesetzten politischen Grundsätzen anhingen.

An der Spitze der einen stand der Obrist Frederick Davidson. Aus Vorliebe und Ueberzeugung ein Anhänger dessen, was man damals „die gute alte Sache" nannte, die er bei Dunbar und Worcester mit seinem Degen vertheidigt hatte, reichte seine Ergebenheit für die Stuarts bis zu blindem und exaltirten Fanatismus. Der Obrist war ein freier, gerader, ritterlicher Charakter, wiewohl von Natur etwas herrschsüchtig. Der Tod hatte ihm eine geliebte Gattin entrissen und nur

eine Tochter gelassen, in welcher sich nun alle seine Liebe und Sorgfalt vereinigte. Mit der größten Aufmerksamkeit erzogen und herangebildet, war Clara jetzt ein würdiger Gegenstand des väterlichen Glückes und Stolzes für den alten Degen. Natur und Schönheit hatten sie mit den reizendsten Eigenschaften geschmückt; Geist und Bildung verliehen diesen vollends etwas Unwiderstehliches. Ihre lebhafte und reiche Phantasie schimmerte anziehend aus jedem ihrer Gespräche, denn das anmuthige Mädchen hatte aus den Schriften Chaucer's, Spencer's und des unsterblichen Shakspeare geistige Nahrung und Anregung gesogen. Ihr ruhig sinniges Wesen hatte ihre Jugend bisher vor den Eindrücken gefährlicher Leidenschaft bewahrt, und Clara durfte wohl meinen, daß ihr Vater und ihre Bücher ihr ganzes Glück ausmachten, als plötzlich die Liebe erschien und diese unschuldige Meinung zerstörte.

M. Clark, dessen Besitzungen an die des Obristen Davidson grenzten, war ein gutmüthiger, gebildeter aber etwas leutscheuer Mann. Seit dem Jahre 1680 hatte er sich in der Grafschaft Herford niedergelassen, aber kein Mensch wußte etwas Bestimmtes von seinen Lebensverhältnissen und von seiner Vergangenheit. Ein Gerücht sprach sich dahin aus, als habe er einst eine

bedeutende Rolle unter den Rundköpfen gespielt. Doch war dies nur ein Gerede, welches überdies durch die höchst einfachen und ruhigen Sitten des Landedelmanns allen Grund verlor. Ganz unbekümmert um das, was am Hofe von Windsor vorging, lebte er still für sich hin in seiner Einsamkeit mit Frau, Töchtern und Sohn, ausschließend mit Jagd, Fischfang und Feldbau beschäftigt. Niemals hatte er bei seinen nachbarlichen Zusammenkünften mit Sir Davidson das feurige Terrain der politischen Gespräche berührt; höchstens horchte er schweigsam und ernst zu, ohne selbst Antheil zu nehmen. Nicht die freundlichsten Bitten, nicht die wirkliche Gefahr des Widerstandes in einer Periode der Reaction, in welcher man sogar das Andenken strafbar fand, vermochten ihn jemals die Gesundheit des regierenden Königs mitzutrinken, oder in die Verwünschungen einzustimmen, welche der Obrist Davidson dem Gedächtniß Oliver Cromwell's angedeihen ließ. Drang man in dieser Hinsicht allzuheftig in ihn, so erklärte er mit trübem Ernste: er hege gegen Niemand in der Welt Haß, brauche deshalb aber noch keine Wünsche für das Heil der Stuarts auszusprechen, und was den Protector angehe, so sei er weit entfernt sich dessen fluchenden Feinden anzuschließen, er bete vielmehr

täglich zu Gott, daß er die Fehler des Geschiedenen um seiner guten Eigenschaften willen nicht allzustrenge bestrafen wolle.

Sein Sohn Richard theilte für Oliver Cromwell die Gefühle des Vaters und nichts vermochte ihm jene räthselhafte Vorliebe zu entreißen, die wirklich etwas Frommes und Begeistertes an sich hatte. Richard zählte erst zweiundzwanzig Jahre, aber die gewöhnliche Hitze dieses Alters sänftigte sich in ihm durch eine edle Reife des Charakters. Lange Zeit hindurch trübte nicht einmal die Liebe für Clara, die sein Leben neu anregte und verschönte, diese schöne Ruhe seines Wesens; doch mußte auch er nur allzubald dem Schmerze jenen Tribut entrichten, womit dieser Menschenherzen selten verschont. Eine merkliche Kälte trat mit einem Male zwischen dem Edelmann und dem Obristen ein, und die beiden Liebenden konnten sich von nun an nur heimlich oder zufällig sehen, oder nur aus der Ferne ein Zeichen des Gedenkens, des Verständnisses und der Liebe wechseln. Dieser Zwang, den sie sich auflegen mußten, wuchs noch durch die Ankunft eines Royalisten, der sich Sir Charles nannte, im Hause des Obristen; der Fremde bereiste die Grafschaft Herford in geheimen Aufträgen des Grafen Shaftesbury.

Kühn, einschmeichelnd und listig, wußte dieser Mann bald das Vertrauen Davidson's zu gewinnen; denn wie alle enthusiastischen Seelen besaß auch der Obrist ein gutes Stück Leichtgläubigkeit, welche Aufrichtigkeit und Verschlagenheit, Wahrheit und Lüge nicht zu unterscheiden versteht. Der neue Ankömmling trank mit ihm so oft und so gefällig auf die Gesundheit Karl II., auf das Glück seiner Regierung und die Fortdauer seiner Dynastie; er schmeichelte den Lieblingsideen und Vorurtheilen des alten Cavaliers so gewandt und unermüdet, daß er sich in dessen Sympathieen einschlich und daß der Obrist eines Abends nach zahlreichen Libationen demselben mit Ehrenwort und Handschlag Clara zum Weibe versprach.

„Das wollen wir doch sehen!" murmelte Jan an mit halblauter Stimme dazu.

Bei diesen kaum vernehmlichen Worten, die er aber verstanden zu haben glaubte, wandte sich der Obrist erstaunt um, sah aber hinter seinem Stuhle Niemand als die ruhig gleichgültige Gestalt seines alten Dieners John, dessen treue und langjährige Dienste zwar so anerkannt wurden, daß er sich Manches erlauben durfte, der aber die halbverstandenen kühnen Worte unmöglich

gewagt haben konnte, — so dachte Davidson und bald darauf ging man zur Ruhe.

Des andern Morgens als der Obrist mit kälterem Blute seines übereilten Versprechens gedachte, fiel ihm dieses schwer auf die Seele. Denn wiewohl er seine Tochter in Gehorsam aufgewachsen wußte, so hatte er doch auch seit längerer Zeit die Neigung bemerkt, welche Richard und Clara aneinander zog. Aber er dachte nicht entfernt daran, daß diese Neigung zur glühenden Leidenschaft geworden; übrigens hatte er sein Wort gegeben, und für einen Mann seines Schlages war dies eine Verpflichtung, deren Erfüllung durch nichts in der Welt verhindert werden sollte.

Er suchte daher Clara auf und fand sie in einem entlegenen Theile des Gartens, der die Grenze beider Besitzungen bildete. Aber wer beschreibt ihren Schrekken und ihre Verzweiflung, als der Obrist ihr seine Plane mittheilte. Clara war einige Momente stumm und vernichtet, dann ergriff sie des Greisen Hände und sprach:

„O laßt mich glauben, daß dies nur eine harte Probe ist, auf welche Ihr meine kindliche Ergebenheit stellen wollt; denn nimmer würdet Ihr wohl das Schicksal Eurer Tochter an einen Menschen knüpfen, der ihre

Liebe nicht besitzt — und Ihr wißt, die besitzt Sir Charles nicht: sie gehört Richard Clark und soll ihm immer angehören. Und endlich, wer und was ist denn dieser Mann, den Ihr zu meinem Gemahl bestimmt zu haben vorgebt? Ihr wißt es kaum selbst. Vor einigen Wochen kam er hieher, ohne Euch zu kennen. Die kurze Zeit reichte hin, daß Ihr ihm Euer Zutrauen, Eure Freundschaft schenktet, ja daß Ihr ihm sogar Euer Kind an den Hals werfen wollt, ohne Besinnen oder Angst, ob Ihr nicht vielleicht ein makelloses Wesen an ein lasterbeflecktes bindet."

„Schweige, schweige Clara! denke daran, daß Du meine Tochter bist, und daß der väterliche Wille Dich jederzeit gehorsam finde."

„Gütiger Himmel, seid Ihr es denn nicht selbst, der vergißt, daß er mein Vater ist. O zwingt mich nicht zu dieser Heirath: ich beschwöre Euch auf meinen Knieen!"

Der Obrist betrachtete die schöne Bittende mit einem Blicke, worin sich nur zu deutlich sein Mitgefühl aussprach; dann schien er sich zu bekämpfen und zwang sich zu den kurzen Worten: „Clara, Du wirst zu gehorchen wissen!"

Da verhüllte das arme Mädchen ihr Haupt mit beiden Händen, denn sie fühlte, daß es jetzt um ihr Lebensglück geschehen sei.

„Großer Gott," rief sie weinend aus, „so habe denn Du Mitleid mit mir, da mein Vater mich verläßt!"

Der Greis wurde blaß und verstummte; es war dies das erste Mal, daß ein hartes und drohendes Wort die schöne Harmonie mit seinem Kinde störte. Achtzehn Jahre waren über diesen frommen, ja fast heiligen Einklang der Herzen hingegangen, der nun vielleicht für immer aufhören sollte. Frederick Davidson fühlte das; er entfernte sich rasch, um der innern milden Stimme zu widerstehen, die ihn vielleicht in Clara's Arme geführt und gesprochen hätte: Gut denn, ich will lieber meineidig, aber Du sollst nicht unglücklich werden!

Der Alte war kaum fortgegangen, als ein junger Mann hinter einem Gebüsche hervortrat, das ihn während dieser Unterredung verborgen hatte.

„Weine nicht Clara," rief er, „nie soll Sir Charles Dich seine Gattin nennen; es bleibt noch ein Mittel; ich will es anwenden."

Clara erhob die thränenfeuchten Augen zu ihrem Geliebten und betrachtete ihn ängstlich.

„Du willst Dich mit ihm schlagen, Richard! ihn

tödten oder selbst sterben. Aber fühlst Du denn nicht, daß selbst, wenn Du als Sieger aus dem blutigen Zweikampf zurückkehrst, sein Tod ein neues unüberwindliches Hinderniß zwischen uns stellt!"

„Was sollen wir also thun?" rief Richard im Tone der Verzweiflung.

„Warten!" entgegnete eine Stimme dicht hinter ihnen.

Die beiden jungen Leute erbebten. Schnell wandten sie sich um und erblickten ganz in ihrer Nähe den alten Diener des Obristen, John, der unbemerkt herangekommen und Zeuge ihres Gespräches gewesen war.

Es giebt Worte, denen die Ueberzeugung schnell und willig folgt. In gleicher Weise wirkte das mit festem und sicherem Tone ausgesprochene „Warten!" auf Richard und Clara. Sie forschten nicht erst, ob und wie es möglich sei, daß ein geringer unbedeutender Diener dem Willen des Obristen entgegentreten und ihr Schicksal wenden könne; genug sie faßten diesen räthselhaften Hoffnungsschimmer mit aller Gluth der Jugend, mit aller Leichtgläubigkeit der Liebe auf.

Der alte Diener aber, der die Fragen, womit er jetzt bestürmt wurde, nicht befriedigen konnte oder wollte, entfernte sich rasch, und als er den Treppenbalcon des

Schlosses erreichte, kam er an Sir Charles vorbei, der auf das Geländer gestützt, nachzudenken schien.

Die harten, finstern Züge dieses Mannes, seine dunkeln tiefliegenden Augen, die braune Gesichtsfarbe, der dichte Bart, das lange Haar, mehr künstlich als schön auf die Schultern fallend, Alles das gab seiner ganzen Erscheinung etwas Widriges und Abstoßendes.

John blieb unwillkührlich stehen und beobachtete den Fremden so forschend und fast zudringlich, daß dieser sich aus der Fassung gebracht fühlte; doch wurde er bald Meister seiner Bewegung, griff kaltblütig in die Tasche, holte ein Paar Guineen hervor und reichte sie dem Alten mit den Worten: „Da nimm, es ist dies nur auf Abschlag dessen, was Dir bestimmt ist, wenn Miß Davidson meine Gemahlin wird."

Bewegungslos wie eine Bildsäule schien John nichts gehört zu haben; seine Blicke ruhten mit unersättlicher Neugierde auf dieser Hand, die ihm Sir Charles entgegenstreckte; er ergriff sie convulsivisch und brachte sie ganz nahe vor seine Augen; dann stieß er sie mit Entsetzen von sich und murmelte: „Behaltet Euer Geld! ich verkaufe weder meine Freundschaft, noch meine Ergebenheit."

An den Ufern des Lea, am Ende der großen Gartenanlagen, die das Besitzthum Sir Clark's bildeten, erhob sich ein malerischer Hügel, der die reizendste Aussicht auf die üppigen Fluren jenseits des Flusses gewährte. Diesen hatte Clark zu seinem Lieblingsaufenthalt erwählt, wohin er an jedem schönen Abend kam, um die Reize der Natur und die Größe des Schöpfers zu bewundern. In der Physionomie des alten Gentleman lag eine ruhige Würde, welche die Ueberzeugung einflößte, daß dieser Mann für das stille zurückgezogene Leben, daß er erwählt, geboren sei, und daß, wenn er früher ein anderes Loos gekannt, dieses in seiner Seele wenigstens keine Reue zurückgelassen habe.

Richard Clark befand sich mit seinem Vater auf jenem Hügel, als der Obrist mit Clara und Sir Charles und gefolgt von John am Fuße desselben erschienen. Wie man sich gegenseitig erblickte, schien der alte Davidson umkehren zu wollen, um einem Begegnen auszuweichen, das für beide Theile nur unangenehm sein konnte. Indessen schien ein kurzes Bedenken, ihm das Unschickliche seines Vorhabens zu beleuchten, er schritt also vorwärts, begrüßte seine Nachbarn und nahm in ihrer Nähe Platz. Gern folgte Clara seinem Beispiele.

John allein blieb stehen. Seine Miene schien erst eine Unentschlossenheit auszudrücken, die er aber bald besiegte. Er heftete einen durchbohrenden Blick auf Sir Charles und wandte sich dann an den alten Obristen:

„Gnädiger Herr," sprach er, „unter den Ereignissen, die ich in meinem langen Leben mit angesehen, ist auch eine Erinnerung, die ich gewissenhaft in mir aufbewahrt habe, in der Hoffnung, daß einst die Stunde der Entdeckung und Vergeltung kommen könne. Sie ist erschienen. Ich beschwöre Sie, mir ein Paar Minuten der Aufmerksamkeit zu schenken: es ist keine Person zu viel hier, die sie nicht mit anhören könnte."

Obwohl der Obrist durch diese Bitte, die Art wie, und den Ort wo sie an ihn gerichtet worden, etwas betreten wurde, so willigte er doch, theils aus Neugierde, theils aus Wohlwollen für seinen alten Diener, ein. Nur Sir Charles schien dadurch verstimmt, und gab sich Mühe mit gleichgültiger Miene ein Modeliedchen zu pfeifen.

Nach einigen Augenblicken des Ueberlegens erzählte John wie folgt:

„Im Jahre **1649**, zur Zeit der Hinrichtung Karl I., gab es in der Straße, die an den Palast von Whitehall stößt, eine kleine Taverne, die von den Rundköpfen

häufig besucht wurde und worin mich das Elend eine Stelle als Diener anzunehmen zwang. An einem Tage furchtbaren Andenkens, am 30. Jänner, schritten zwei Männer durch die dichte Menge, die das Schaffot unter den Fenstern des Palastes umgab, und traten in unsere Taverne. Sie waren Beide maskirt und trugen auf ihren Gewändern noch die feuchten Spuren des geheiligten Blutes, das sie selbst so eben vergossen hatten. Der Eine, ein großer kräftiger Mann, blieb still und nachdenklich; endlich ergriff er den Becher, den ich vor ihn hingestellt hatte, und schleuderte ihn gegen die Wand mit einem Ausdruck des Abscheu's, vielleicht der Reue. Dieser Mann war, wenigstens glaubte ich so, kein Anderer als Oliver Cromwell."

„Das ist eine nichtswürdige Verläumdung!" schrie M. Clark mit empörter Miene und seine Augen funkelten.

„Möglich, daß ich mich irre, Sir, es ist dies auch nur eine Vermuthung: ich habe den Mann nie wieder gesehen und seine Züge blieben mir, wie gesagt, verborgen. Das war aber bei seinem Gefährten nicht der Fall. Minder vorsichtig legte er seine Maske ab, um freier athmen zu können, und ich konnte seine Züge sehen, die ich in meinem ganzen Leben nicht vergesse. Ein

besonderer Umstand zog überdies meine Aufmerksamkeit auf sich. Unerfahren, ohne Zweifel, in dem neu übernommenen Henkersamte, hatte er sich dabei schwer verwundet; das Beil, das auf das Haupt des Königs sank, traf auch ihn selbst an der linken Hand und diese zeigte eine tiefe Wunde. Was soll ich noch weiter sagen? Die Vorsehung wollte es, daß ich ihm noch einmal begegnete, daß mein Auge durch die neue Maske blickte, womit er nicht mehr sein Antlitz, aber seine Lebensgeschichte verdeckt; daß ich unter dem Anscheine eines eifrigen Royalisten, eines Günstlings von Lord Schaftesbury, den Mörder von Whitehall, den Henker eines Königs von England wieder erkannte.

Ihr erbleicht, meine Herrschaften, und Ihr habt Recht — und sich gegen Sir Charles wendend fuhr er fort: — denn dieser Mensch, der vor einer ungeheueren Missethat nicht zurückschauderte, der ein Höfling des Sohnes geworden, dessen Vater er hingemordet, dieser Mensch, den Gott mit einem unvertilgbaren Schandmaal gezeichnet, damit er der Vergeltung nicht entgehe, seid Ihr und der Beweis —

Mit diesen Worten stürzte sich John auf den vernichteten Sir Charles, ergriff seine linke Hand,

zeigte dem Obristen die tiefe Narbe, die sie einfurchte und rief: „Hier ist er!"

So unverhofft und von der Wahrheit zu Boden geschmettert, verlor Sir Charles seine Fassung und Frechheit. Er sah ein, daß sich hier nichts mehr läugnen lasse, daß man, sein früheres Leben aufwühlend, noch manch' andere blutige Spuren aus dem Jahre 1649 finden könne, und so benutzte dieser Mensch — dessen wahrer Name Stoup war, und der später als Capitain in einem französischen Schweizerregimente stand — den Augenblick des allgemeinen entrüsteten Staunens zur Flucht, und war schon weit vom Schlosse entfernt, ehe es dem erbitterten Obristen einfiel, ihn verfolgen zu lassen.

Als Sir Frederick Davidson von seiner Bewegung sich erholt hatte, schloß er seinen alten Diener, der ihn vor ewiger Reue gerettet, freudig in die Arme und wandte sich an M. Clark:

„Mein Wort ist mir zurückgegeben und eine tüchtige Lehre dazu. Es hängt jetzt nur von Euch ab, unsere beiden Kinder glücklich zu machen. Trinkt mit mir auf die Gesundheit unseres Königs, und meine Tochter wird auch die Eure."

„O williget doch ein!“ bat Clara mit bebender Stimme.

Der Landedelmann wandte sich zu seinem Sohne: „Richard, sprich Du — was soll ich thun?“

Der Jüngling heftete einen liebeglühenden Blick auf das reizende Mädchen; dann senkte er den Kopf und sprach: „Nein, mein Vater, thut es nicht!“

Der Obrist stampfte zornig mit dem Fuße. „Was soll,“ rief er, „dieser grundlose Eigensinn, diese knabenhafte Hartnäckigkeit?“

„Sir,“ erwiderte M. Clark mit Würde, „sie rühren aus einem verehrungswürdigen, heiligen Grunde her: denn ein Sohn darf ohne Verbrecher zu werden, nicht die Gesinnungen der Feinde seines Vaters theilen.“

Davidson hatte diese Worte mit unaussprechlichem Staunen angehört. „Wie,“ rief er, „Ihr wäret also —?“

„Jetzt nennt man mich Gentleman Clark: aber vor Jahren nannte man mich Richard Cromwell.“

„Nun verstehe ich Alles!“ sprach mild der alte Cavalier, den der Anblick dieser bescheidenen Größe und des edlen Mannes tief rührte, der ein einfaches Leben der Macht, die Ruhe dem Glanze, die Thäler von

Cheshunt dem Pompe von Windsor vorgezogen hatte, — „ich ehre das heilige Gefühl Eurer Weigerung; und ich, der treueste Diener Karl II. umarme den Enkel Oliver Cromwell's ohne Bedenken und von ganzem Herzen als meinen Schwiegersohn."

17.

Zwei Duelle.

Wir leben in Deutschland unter Verhältnissen, in welchen uns der Zweikampf mehr oder weniger immer als etwas Abnormes, als ein Vorrecht gewisser privilegirter Stände oder als eine besorgliche That unerlaubter Selbsthülfe erscheint. Die republikanischen Institutionen der heiteren academischen Freiheit, wo freilich oft kindische Empfindlichkeit oder ein allzu fein zugespitztes Ehrgefühl zum Duell führen, werden in den spätern Tagen des Ernstes, der philiströsen Abgestumpftheit und des vorsichtigen Broderwerbes vergessen und verurtheilt. Man denkt nicht daran, das Duell als etwas Vorhandenes ins Auge zu fassen und zu berücksichtigen, was sich für Diejenigen sagen läßt, welche nun einmal durch Zufall, Provocation, Standesverhältnisse einerseits

und durch Mangelhaftigkeit der Staatseinrichtungen andererseits sich jener Art der Selbsthülfe zu bedienen gezwungen sind, und wie es schwer, ja oft unmöglich ist, gewisse Ehrensachen vor Gericht auf eine befriedigende Weise zu erledigen. Zur Popularisung dieser Ansichten hat bei uns noch keine freie Presse beigetragen, welche freilich zu Abwehr oder Erörterung selbst das Schwert neben die Feder legen müßte, um ehrenhaft dazustehen und als ehrenhaft respectirt zu werden, da doch einmal die herrschende Sitte das Duell stillschweigend als ein Herstellungsmittel für die Ehre und die Verweigerung eines solchen Kampfes als eine wirkliche Selbstentehrung betrachtet, und, was noch mehr, da die Scheidewände der Standesvorurtheile eingestürzt sind.

Stimmen, wie die des würdigen, ritterlichen Jakob Friedrich Fries scheinen in unserer positiven Zeit als unpraktisch betrachtet oder vom Nihilismus verworfen zu werden. Er statuirt in seinem Handbuch der praktischen Philosophie eine Art ganz persönlicher Beleidigungen, bei denen es auf die Größe eines zugefügten Schadens gar nicht ankommt, sondern nur auf die Kränkung der Ehre — und bei welchen natürlich die positive Gesetzgebung nie eine wahre Tilgung der Beleidigung schaffen kann, indem hier die Rechtsverletzung

durchaus nicht durch fremde Gewalt, sondern nur durch freie Verständigung zwischen den Partheien selbst wieder ausgeglichen werden kann. — Zwar läßt sich die Möglichkeit einer solchen Beleidigung überhaupt abstreiten; aber gerade derlei Bestreitungen, Entschuldigungen und Auslegungen sind nichts als eine erkünstelte Deutung der Sachlage. Die Sprache und die gesellige Sitte sind nicht mein Machwerk, sondern sie gehören dem Leben meines Volkes, ich stehe unter ihrem Recht als Einzelner im Leben des Volkes, und das gesunde Urtheil wird meine Lebensverhältnisse in der Gesellschaft diesem Recht der Sprache und Sitte gemäß beurtheilen. Nun hat aber, was freilich bei höherer geselliger Ausbildung wegfallen würde, bei uns noch jede Sprache Schimpfworte und jede gesellige Sitte viele Kleinigkeiten, durch die mir ein Anderer mit persönlicher Anmaaßung beleidigend in den Weg treten kann und durch dieses wird Beschimpfung erfolgen. Wo sie aber erfolgt, findet ein Privatfriedensbruch Statt, der nur zwischen den Einzelnen ausgeglichen werden kann. — Da fragt es sich freilich noch, ob, wenn mein Gegner nicht friedlich seine Beleidigung wieder zurücknehmen will, dieser Bruch dann überhaupt wieder ausgeglichen werden solle? Und allerdings wird es bei einem mir fremden, muthwilligen

Beleidiger das Vernünftigste sein, ihm den Rücken zu kehren und mich im Leben gar nicht wieder mit ihm einzulassen. Allein das hängt nicht immer von mir ab. Ich stehe auch hier unter der öffentlichen Meinung meines Volkes; ich kann nicht Jedem ausweichen; ich habe vielleicht nicht nur meine Sache, sondern auch die meiner Freunde zu vertreten; ich will vielleicht auch nicht auf immer mit dem Kameraden brechen, mit dem mich nur ein unglücklicher Zufall entzweite.

In allen diesen Fällen bedarf die gebildetere Gesellschaft eine Sitte der Ehrenausgleichung, welche in unseren Völkern sich zu den verschiedenen Formen des Zweikampfs ausgebildet hat. Diese Sitte ist nicht so bedeutungslos, wie sie unsere meisten positiven Gesetzsammlungen ansehen. Der Zweikampf ist freilich kein Gottesurtheil, welches das Recht entscheidet; er soll auch kein Mordkampf sein, in dem nothwendig Einer bleiben muß: denn dieser enthält nur eine widersinnige, rohe Befriedigung der Rachsucht. Der Zweikampf kann vielmehr nur da gebilligt werden, wo er zur Aussöhnung zwischen Zweien durch Versehen Entzweiten führt, die sich friedlicher nicht zu verständigen wußten. Denn hier ist er mit seiner Kampfordnung, welche Jedem das Recht der gleichen Vortheile im Kampf zugesteht, ein wahres

Mittelding zwischen Krieg, in welchem alle Gewalt und List gilt, und Frieden in welchem nur das Recht waltet.

Werfen wir einen Blick über unsere Grenzen hinaus, wo das freie Wort zur Popularität dieser Ideen längst gewirkt hat, so sehen wir Jedermann vertraut mit dem Gedanken an den Zweikampf, und die Nothwendigkeit desselben so anerkannt und angewohnt zur Zügelung jeder Art von Anmaßung, daß die Idee seiner Anwendung alle Stadien vom tragischen Ernste bis zum Scherze, ja bis zur Gaunerspeculation herab durchwandelt. Ein Paar Fälle der letztgenannten Arten aus Paris, davon ich den zweiten selbst mit erlebt, möge der Leser, der das heitere Gewand dem blutigen vorzieht, hier aufgezeichnet finden.

Einer der ausgezeichnetsten Maler von Paris, Herr D., besitzt eine sehr schöne Frau, zugleich aber auch einen unmäßigen Hang zur Eifersucht. Der Vetter seiner Gemahlin ist ein junger Capitain, erst kürzlich nach Paris zurückgekehrt, dessen häufige freundschaftliche

Besuche im Hause den Ehemann ohne allen Grund unruhig machen. An einem Sonntage schlägt der Künstler seiner Gemahlin eine Promenade auf den Boulevards vor, um im englischen Cafe zu speisen und später das Vaudeville zu besuchen. Aber Madame schützt ein Unwohlsein vor und ersucht ihren Mann, allein auszugehen und sich zu unterhalten, sie selbst wolle sich früher als gewöhnlich zu Bette begeben.

Mehr bedurfte es nicht, um bei dem Eifersüchtigen allen Verdacht rege zu machen. Er ging aus, nahm sich jedoch vor, unverhofft heimzukehren. Dies geschah denn auch um die siebente Stunde des Abends. Von jener peinigenden fixen Idee getrieben, schlich er leise an der Loge des Portiers vorüber, eilte die Treppe hinan, und zog bereits den Schlüssel der Vorthür heraus, welchen er sorglich zu sich gesteckt hatte, als er bei dem ungewissen Schimmer der Treppenlampe an seiner Thür einen Mann in Uniform erblickte, welcher so eben versuchen wollte, das Schloß mit einem Schlüssel zu öffnen.

„Kein Zweifel mehr," sprach er zu sich selbst, „es ist ihr Vetter!" Und mit furchtbarer Stimme rief er nun: „Ich bin es gewiß nicht, den Sie suchen, aber ich suche Sie!" —

Kaum waren diese Worte gesprochen, als die Gestalt, an welche sie gerichtet worden, sich rasch umdrehte und nach den höheren Stockwerken entfloh.

„Feige Memme!“ schrie D., „Du sollst mir nicht entkommen!“ Und wie der Blitz schoß er in sein Gemach, ergriff seinen Degen als Offizier der Nationalgarde und folgte dem Fliehenden in die Höhe hinauf. Dieser ist bereits auf dem Speicher angelangt und schlüpft, da er sich noch immer verfolgt sieht, durch ein Dachfenster hinaus. Allein D. folgt ihm auch auf diesem gefährlichen Wege, und bald stehen sich Beide in einer Traufe, von zwei zusammenlaufenden Dächern gebildet, gegenüber. —

„Vertheidige Dich, Elender!“ rief D. —

„Mein Herr, Sie sind im Irrthum!“ der Andere. — Aber D's. Degen war ihm bereits so nahe auf die Brust gerückt, daß er gleichfalls ziehen mußte, und die Waffen kreuzten sich. In diesem Augenblicke nahm eine Katze, durch das Degengeklirr aufgeschreckt, die Flucht und ihren Weg gerade zwischen D's. Beinen durch, so daß dieser auf dem schwierigen Terrain das Gleichgewicht verlor und in die Dachrinne fiel. Sein Gegner benutzte diesen Augenblick, ihn zu entwaffnen und eine Erklärung zu verlangen. —

„Aber mein Gott!“ begann nun D. nach einigem Erstaunen, „ich glaube, Sie sind nicht einmal der Capitain G.?“ —

„Was Capitain!“ erwiderte der Andere, „ich bin Unteroffizier....“

„Was wollten Sie denn in meiner Wohnung?“ —

„Ich wollte Marie, das Kammermädchen der Madame, abholen, die ich heute auf den Ball führen durfte. Sie hatte mir den Schlüssel gegeben, damit ich leise eintrete, wenn sie etwa noch bei ihrer Herrschaft beschäftigt wäre.“ —

„Dem Himmel sei Dank, daß ich Sie nicht getödtet habe!“ meinte nun ganz beschämt D. „Vor Allem aber lassen Sie uns jetzt den Rückweg suchen.“

Das war vernünftig, aber leider fast unmöglich; denn ein morsches Bret, welches vom Dachfenster aus hieher geführt hatte, war unmittelbar nach D's. raschem Uebergang und so zu sagen unter seinen Füßen zusammengebrochen; die Beiden befanden sich abgeschnitten auf dem nächsten Dache, und jenes fehlende Bret bildete eine große Lücke, die man im Dunkel zu überspringen nicht wagen konnte. Was war zu thun? Nach langem Berathen wurde beschlossen, daß der junge schmiegsame Unteroffizier den nächsten Schornstein gewinnen und sich

durch diesen auf gut Glück hinunterlassen sollte, um dann von unten irgendwie dem Maler zu Hülfe zu kommen. Das geschah denn; der junge Soldat stieg in die Esse und gelangte endlich abwärts in ein dunkles Gemach, worin er vergeblich nach einem Ausgang herumtappte. Bei diesen fruchtlosen Untersuchungen im Finstern kam er endlich an einen Lehnstuhl, auf welchen er sich, theils aus Müdigkeit, theils um einen Rath zu ersinnen, niederließ, aber unglücklicher Weise alsbald einschlief.

Indessen war Herr D. in der Dachtraufe geblieben und verbrachte dort eine traurige Nacht; denn erst mit anbrechendem Tage gelang es ihm, einen Rettungsweg zu finden; um sieben Uhr Morgens schlich er naß und zitternd vor Frost in seine Wohnung.

Seine Frau empfing ihn sehr verdrießlich. „Siehst Du," sprach sie, „welchen Unannehmlichkeiten mich Dein Betragen aussetzt! Heute Morgens fand man einen Mann in meiner Arbeitsstube!" —

„Einen Mann?" —

„Ja, einen Soldaten, der jämmerlich aussah, ein Trunkenbold wahrscheinlich, der sich auf unbegreifliche Art in dies Gemach geschlichen und den meine Leute dem nächsten Posten übergaben." —

„Armer Teufel!“ rief Herr D., „ich will seine Discretion belohnen,“ und eilte, dem Schuldlosen die Freiheit zu verschaffen. Später kam es zu Geständnissen — und die Lection soll gewirkt haben.

Der junge Maurice von T. war eben als Lieutenant aus der Militairschule ausgetreten und brachte vor seiner Abreise nach Algier einige Tage bei seiner Tante, Frau von R., zu. An einem der letzten Abende begleitete er diese in das Theater Français, wo der Zudrang zu den Abschiedsrollen der Mars sehr bedeutend war. Als sie durch die Vorhalle des Schauspielhauses passirten, stießen zwei Männer, sehr fein gekleidet und das rothe Band im Knopfloche, so stark und, wie es schien, nicht ohne Absicht gegen Frau von R., daß diese sich eines leichten Schreies nicht enthalten konnte. —

„Meine Herren,“ sprach der junge Offizier mit zornrother Miene, „Sie glauben wohl, Sich in der Fischhalle zu befinden?“ —

„Unverschämter!“ entgegnete Einer der Beiden; der Lieutenant erhob die Hand. —

„Genug, mein Herr," erwiderte jener, gegen den er sie erhoben, und faßte ihn am Arme, „wir wollen dies Benehmen auf feinere Weise ausgleichen, hier ist meine Adresse." —

„Ich kann Ihnen die meine nicht geben," antwortete der junge Mann, „denn ich wohne nicht in Paris; aber acht Tage lang bin ich noch in der Straße Laffitte im Hotel der Frau von N. zu finden."

Für jetzt war der Streit abgethan; aber Frau von N. konnte sich nicht so leicht darüber beruhigen, indem sie wohl wußte, daß es dabei nicht bleiben könne, und ihr auch kein Ausweg beifiel, die nothwendig unangenehmen Folgen zu verhindern. Sie mußte sich jammernd darein ergeben.

Am nächsten Tage war der Lieutenant mit dem frühesten Morgen auf den Beinen; er warf einen Blick auf die Karte seines Gegners und las: „M. von Gary, 48. Straße Saint-Louis." Er ging aus, warf sich in das nächste Cabriolet und rief dem Kutscher die Adresse zu. Der Wagen rollt dahin, man kommt in die Straße Saint-Louis am Marais, hält vor der bezeichneten Nummer, aber einen Herrn von Gary kennt Niemand im Hause. — „Giebt es in Paris vielleicht

noch eine Straße dieses Namens?" fragt der Lieutenant. —

„Ja, sagte der Kutscher, „in der Nähe des Palais royal." —

„Gut, so fahren wir dahin!" —

Nach drei Viertelstunden ist der Wagen in der zweiten Straße Saint-Louis, aber hier giebt es gar keine Nummer 48. —

„Ich weiß schon, wo das sein wird, wo Sie zu thun haben," meinte jetzt der Kutscher. „Gewiß ist es die Straße Saint-Louis auf der Insel." —

Sie kommen endlich auch dahin, aber eben so wenig weiß man hier von einem Herrn von Gary. —

„Das ist ein feiger Schurke," murmelte der Lieutenant," der Himmel bewahr' ihn nur, daß er mir nicht begegne!" Und nun ließ er sich zu einem Freunde hinfahren, dem er die ganze Geschichte erzählen wollte.

Mittlerweile wurde bei Frau von R. ein dringender Besuch gemeldet. Die gute Dame hatte eine qualvolle Nacht verbracht und sah zitternd dem Ausgang der unglücklichen Affaire entgegen, als der Gemeldete, ein Mann in Capitains Uniform, vor ihr erschien.

„Gnädige Frau," begann der Fremde mit einem Tone der Theilnahme, „Ihr Neffe . . . ." —

„Großer Gott! er ist todt, und ich Unglückliche bin die Ursache!"

„Ich bitte, beruhigen Sie Sich, es ist nicht so; Herr v. T. lebt, unglücklicher Weise aber ist sein Gegner gefallen; das ist eine sehr ernste Sache, welcher die Gerichte schnell auf der Spur sind und Herr von T. muß sich augenblicklich, wenigstens für einige Zeit, aus dem Lande flüchten. Es ist ihm nicht einmal mehr möglich, selbst zu Ihnen zu kommen, weil er Gefahr läuft arretirt zu werden, denn die Polizei ist bereits unterrichtet. Er sendet mich daher, Sie zu bitten, ihn mit dem Nöthigen zu versorgen, damit er schnell nach London abreisen könne." —

„Armer Maurice! so soll ich ihn nicht einmal mehr sehen?" —

„Es wäre zu gefährlich, gnädige Frau, denn gewiß werden auch Ihre Schritte jetzt von der Polizei beobachtet."

Frau von R. fühlte sich am Ende sehr glücklich, daß sie der ganze Vorfall nur Geld koste; sie ging an ihr Pult und beeilte sich, dem angeblichen Secundanten ihres Neffen die Summe von zweitausend Franken in Billets zu übergeben. Der Mann schied mit der Versicherung, in einer halben Stunde befinde sich Herr v. T. außer Paris und in Sicherheit. —

Zwei Stunden später erschien der junge Offizier heiter und aufgeräumt bei seiner Tante. —

„Unbesonnener!“ rief ihm diese entgegen, „Du rennst also selbst ins Gefängniß?“ —

„Was wollen Sie damit sagen, liebe Tante?“ fragte Maurice, „wessen beschuldigt man mich denn bei Ihnen?“ —

Das Resultat der weiteren Erklärungen erräth sich leicht. Frau von N. und ihr Neffe sahen zu spät ein, daß sie das Opfer einer raffinirten Gaunerei geworden, und alle Nachforschungen blieben erfolglos.

18.

Neujahr auf Jamaica.

Die Sitte, den Neujahrstag zu feiern, die sich in verschiedenartigen Nuancirungen fast über die ganze Erde verbreitet, erscheint, und zwar in sehr eigenthümlicher Weise, auch auf den Antillen. Ein Freund aus England, der die Reise nach Westindien zweimal mitgemacht, und mit dem ich zu wiederholten Malen auf rheinischen Dampfschiffen zusammengetroffen, verkürzte unserer Gesellschaft die Langeweile einer Bergfahrt auf dem Oberrhein durch nachfolgende authentische Mittheilung, deren erheblichste Daten sich meinem Gedächtnisse eingeprägt haben.

Es war am 30. December, als wir Jamaica ansichtig wurden; freilich mehr mit dem Auge der Einbildung, denn der Tag war so finster angebrochen, daß es schwer war, das Land, welches wir vor uns hatten,

zu erkennen. Endlich, um zwei Uhr des Nachmittags, umfuhren wir das Cap Pedro und kamen vor der Bucht Black River an. Aber hier waren wir gezwungen, Anker zu werfen. Das Fahrwasser war sehr gefährlich, eng und voll Brandungen, und Schiffe mit starker Tonnenzahl wie das unsere können nur bei einem gewissen Wind hineinfahren. Der Norden der Insel ist äußerst malerisch, der südliche Theil jedoch, wo wir uns befanden, ist niedrig, unfruchtbar und ohne alle Annehmlichkeiten.

Wir brachten den ganzen Tag des **31**. mit vergeblichen Versuchen zu, in die Bucht zu gelangen. Um drei Uhr ließen sich einige Passagiere ans Land setzen, um sich an ihre Bestimmung zu begeben; doch da wir uns noch dreißig Meilen von der Domäne entfernt befanden, wo ich erwartet wurde, so zog ich vor, an Bord zu bleiben , bis der Capitain, wenn er sein Schiff sicher hatte vor Anker legen können, mich in seiner Pinasse nach Savannah-la-Mar führen würde, von wo ich nur drei Meilen zu machen hatte, um mich bei meinen Freunden zu befinden.

Inmitten dieser Vorbereitungen kam ein schwarzer Pilot an Bord und brachte uns eine Wassermelone.

Es war zum ersten Male, daß ich eine Melone dieser Gattung sah, und ich habe nach meinem Geschmack wohl nie etwas Schlechteres gegessen. Das Fleisch ist blaßgelb und hier und da roth gefleckt, als wenn man sich beim Zerschneiden der Frucht in den Finger geschnitten und die Wunde darüber hätte hinbluten lassen. Der Same, von schwarzem Purpur, bietet ebenfalls die glücklichste Nachbildung von Blutklumpen dar. Eingenommen, wie ich nun einmal gegen das Aeußere war, hatte ich kaum ein Stück in den Mund gebracht, so fand ich auch den Geschmack von rohem Fleische darin wieder, und da ich sehr wenig vom Temperament Shylock's besitze, so schickte ich meinen Teller zurück, schwörend, daß mich Niemand mit den Wassermelonen Jamaica's in Versuchung bringen solle.

Am 1. Januar fuhr endlich unser Schiff in die Bucht ein. Die Klarheit der Atmosphäre, die Purpurfarbe der Gebirge, das Ufer, bis an den Rand des Wassers mit Bäumen vom hellsten Grün bedeckt, und die Häuser der Stadt mit ihren eleganten Terassen, rings eingefaßt mit Grün: alles dies gewährte einen malerischen Anblick. Den Reiz zu vollenden, weckten auf einmal die Töne des Tambourins und der Bangie unsere Aufmerksamkeit auf den Zug des Jean Canot,

welcher sich in die Stadt Black River begab, um dort die Eröffnung des neuen Jahres zu feiern.

Jean Canot ist ein Bajazo, mit einem gestreiften Wamms angethan, welcher auf dem Kopfe eine Art Boot von Pappe trägt, mit Puppen angefüllt, wovon die einen Matrosen, die andern Soldaten, noch andere Sclaven u. s. w. vorstellen. Man bewilligt den Negern drei Erholungstage zur Weihnachtzeit und drei Tage zu Neujahr; das letztere Fest wird als das wichtigste angesehen. Für diesen Tag heben sie ihre schönsten Kleider auf und bemühen sich, ihre ganze Pracht auszukramen. Jean Canot wird alsdann nicht nur eine wirkliche, sondern zugleich auch die Person, deren Gegenwart schlechterdings unerläßlich ist. Nichts Lustigeres als die Procession, die wir mit allen Negern des Gefolges, in Weiß gekleidet, vorüber ziehen sahen. Sie gingen paarweise, und die Reihe wurde nur von je einem Reiter unterbrochen, welcher in gewissen Zwischenräumen die Truppe in Absätze theilte. An der Spitze des Zuges ging ein Orchester von schwarzen Musikern mit rother Fahne, welche malerisch nach den Krümmungen der Straße, vom Strande bis zur Stadt Black River, bald sichtbar wehte und bald hinter Baumgruppen verschwand.

Man erzählte mir, daß vor vielen Jahren ein Admiral gekommen sei, um einen andern auf der Station Jamaica abzulösen. Da diese Offiziere in offene Rivalität gegen einander traten, so gaben sie den braunen Mädchen von Kingston Bälle; denn das schwarze Geschlecht, welches man anderswo die Blonden nennt, heißt auf Jamaica die Braunen. Diese Bälle theilten die Bevölkerung von Kingston in zwei Parteien, die blaue und die rothe, eine Theilung, welche auch in den anderen Kantonen wiederholt wurde. Seit dieser Zeit theilt sich die ganze Insel zu Weihnacht in zwei eifersüchtige Factionen, die einander an Geschmack und Pracht ihrer Aufzüge zu übertreffen wetteifern. Die Streiter im Kriege der Rosen in England, die Guelfen und Gibellinen in Italien zeigten sicher keine solche Erbitterung, als diese beiden Parteien. Man mußte in Black River die Blauen von den Rothen und die Rothen von den Blauen reden hören; aber die Blauen waren diesmal im Vortheil, und dies nach dem eigenen Geständnisse eines rothen Mädchens. „Es thut aber nichts," beeilte sie sich hinzuzusetzen, „und wenn die Rothen noch mehr untergeordnet wären, so möchte ich doch um Alles in der Welt kein blaues Mädchen sein!"

Hinwieder war Miß Edwards, die Eigenthümerin

des Hotels, welches ich bewohnte, blau bis zu den Nägelspitzen. Sie hatte eine ihrer Sclavinnen hergegeben, um eine wichtige Rolle in der Feierlichkeit zu spielen; aber in dem Augenblicke, wo das Gefolge der Blauen sich in Bewegung setzen wollte, entstand darin eine Regung der Unruhe, als ob etwas fehlte, und zwar etwas sehr Unerläßliches; es war die Sclavin der Miß Edwards, welche sich weigerte, an ihren Ehrenposten zu gehen. Sogleich sahen wir ein großes Weib in Trauer, Miß Edwards selbst, aus unserm Hotel herauskommen; sie zog an der Hand eine sonderbare, ganz mit Flittergold, Federn und gemalten Karten beladene Gestalt nach sich, welche nur ungern mitzugehen schien: es war Britannia in Person, mit einem Schilde, worauf das Wappen Großbritanniens prangte, einem Dreizack in der Hand und einem Helme, den ein blauer Federbusch zierte. Das arme Mädchen schien ganz verschämt darüber, in diesem glänzenden Aufzuge vor einer so großen Anzahl Zuschauer erscheinen zu müssen. Sie wurde mit Beifall empfangen. Die Musik gab das Zeichen; Miß Edwards stieß die Göttin bei den Schultern fort, um ihr den letzten Impuls zu geben; die Schlägel der Tambours und die Ellbogen der Sackpfeifer nahmen sie in die Enge; Britannia mußte sich wohl zu ihrem Ruhme entschließen.

Die Devise der Blauen war patriotisch, die der Rothen galant. An der Spitze der Ersteren schritt Britannia, dann die Musik, dann die Fahne, dann der König und die Königin der Blauen. Die Königin erschien prächtig geziert mit einem weißen und silbergestickten Kleide; und zum Zeichen der Verachtung gegen die rivale Partei wurde die Schleppe ihres Kleides von einem roth gekleideten Pagen getragen. Seine Majestät der König trug die große Uniform des englischen Admirals, mit einer Schärpe von weißer Seide und einem enormen dreieckigen Hute, überragt von einer Krone aus Goldpapier. Hierauf kam der Wagen Nelson's, eine Art Canot mit einer blauen, silbergestickten Draperie decorirt; das Wort Trafalgar stand auf dem Vordertheil groß geschrieben. Der Zug endigte mit einem langen Gefolge blauer Würdenträger, Alle Prinzen und Prinzessinnen, Herzoge und Herzoginnen, und mit einer Unzahl von Kindern, die alle ein blaues Kleid mit einem weißen Leibchen trugen.

Die rothen Mädchen waren auch sehr hübsch geziert, aber es war nichts in ihrem Gefolge, das es mit dem Nelsonswagen und der Britannia hätte aufnehmen können. Selbst als der rothe Thron beim Defilé erschien, kann nichts die Verachtung ausdrücken, womit unsere

Wirthin ihn ansah. — Ich hörte sehr viel von Jean Canot und von seinem Nebenbuhler Jean l' Ecreviſſe, den Symbolträgern beider Parteien, sprechen, doch weder der Eine noch der Andere zeigte sich im Zuge. Sie hatten, wie es scheint, persönliche Interessen, und gingen von Haus zu Haus, um vor den Thoren ihre Sprünge zu machen, um dafür einige Gratificationen zu erhalten.

Jetzt schlug man uns eine dramatische Vorstellung vor, die Partie wurde natürlich angenommen. Drei Männer und ein junges Mädchen erschienen auf den Bretern; die Männer gekleidet wie die Grotesken von Astley, die Dame mit etwas mehr Geschmack; alle vier hatten Masken von blauer Seide. Sie spielten den Streit zwischen Douglas und Glenarvon, aus dem Trauerspiele von Home, und den vierten Act der „schönen Büßenden," und brauchten den Souffleur nicht. Sobald Lotharis wirklich todt war, kamen alle Schauspieler und Figuranten zusammen auf die Bühne zurück, um so außerordentliche Tänze auszuführen, daß man hätte glauben sollen, sie seien vom Wahnsinne ergriffen; dann machten sie dem Aufzuge Britannia's Platz, der eine Sammlung für das Fest des künftigen Jahres

machte. Ein blaues Mädchen sang und ein zweites tanzte, indem sie ihre Sparbüchse den Zusehern vorhielt; die andern bildeten bei Tanz und Musik einen Chor. Bei allen Märschen und Tänzen dieses Tages erstaunte ich über die Schönheit der Bewegungen, die Leichtigkeit der Geberden und den eleganten Stolz, womit alle Neger und Negerinnen erschienen, die arme Britannia ausgenommen, welche ihr Haupt senkte, wie es eine Göttin nie gesenkt. Ich erkannte in der ersten Arie, die uns vorgesungen wurde, eine alte schottische Ballade; die zweite war zum Lobe des Lord Wellington und schien ganz modern. Ich kann nicht vorgeben, die Worte verstanden zu haben, aber es kam mir vor, als wäre von Waterloo und grünen oder weißen Blumen, von einer Herzogin und von einem kleinen Schwein an Bord eines Kriegsschiffes die Rede; aus Neugierde wollte ich schon eine Erklärung verlangen, als auf einmal die Hälfte der Sänger sich unterbrach und den andern Schweigen auflegte, indem sie ein fürchterliches Geschrei ausstießen. Hierauf sah man Tänzer, Sänger und Alles in Unordnung entfliehen. Was war die Ursache dieser Revolution? Die plötzliche Beleuchtung der Stadt. Ich lief wie die Andern, um dieses fiat lux zu bewundern. Die Wirkung war in der That schön; aber die Freude

der schwarzen Menge überwog das Schauspiel selbst bei Weitem.

Ich hatte nie in der Mitte so vieler versammelten Menschen ein so zufriedenes und heiteres Benehmen gesehen. In England bei Messen und Pferderennen scheint wenigstens ein Theil der Fremden nur durch Handelslust herbeigelockt und damit zu stark beschäftigt zu sein, um sich unterhalten zu können; aber hier dachte man an nichts, als an Vergnügen, und dieses bestand in Singen, Tanzen, Lachen, Sehen, Gesehenwerden, seine schönen Kleider bewundern zu lassen oder die der Andern zu bewundern. Hier gab es weder Verkäufer noch Käufer, weder Diener noch Herren, die mit geschäftiger Miene kamen und gingen. Als wir um acht Uhr Abends über den Marktplatz gingen, wo die Beleuchtung am glänzendsten und die Menge gedrängter als anderswo war, sah ich keinen einzigen betrunkenen Menschen. Eben so wenig hatte ich den ganzen Tag hindurch irgend einen Streit bemerkt; denn als solcher gälte wohl nicht das vorübergehende Schmollen eines Unbesonnenen, welcher sich mitten in den blauen Zug stürzte, um durch die Reihen durchzudringen, und von der Königin mit einer derben, höchsteigenhändigen Ohrfeige zurückgewiesen wurde.

19.

Ein Kind in Longwood.

Die napoleonische Literatur, die Memoiren von Las Casas und O'Meara bis auf das jüngst erschienene Tagebuch des Abbe Coquereau haben einen interessanten Zuwuchs erhalten. Arthur, der Sohn des Generals Bertrand, derselbe, der im Jahre 1816 das Licht der Welt auf St. Helena erblickte, wohin seine Eltern dem Kaiser freiwillig ins Exil gefolgt waren, derselbe Arthur Bertrand, der im Jahre 1840 die Fahrt auf der „Belle Poule" nach dem heiligen Grabe des französischen Kaiserreichs mitmachte, hat nun „Briefe über die Expedition nach St. Helena im Jahre 1840" herausgegeben. Es lohnt wohl der Mühe, Einiges aus der Reihe dieser interessanten Erinnerungen auszulesen, welche der begabte und gemüthreiche Verfasser in sehr anziehender Weise erzählt. —

Nachdem wir Hutsgate verlassen, gewahrten wir jene kleinen Gummibäume, die auf dem dortigen Plateau kümmerlich gedeihen, gebeugt und verkrüppelt durch den ewigen Anhauch eines scharfen, widrigen Windes, der auf diesem Theile der Insel ununterbrochen herrscht. Bald erblickten wir das traurige, verlassene Longwood; die Nebelluft rings herum vermehrte nur noch die Melancholie dieses Anblicks. Die Gärten waren verwüstet, das Haus, das einst der Kaiser bewohnt, in einem erbärmlichen Zustande, der Saal, worin er verschieden, zu einer Gerstenmühle, sein Schlafgemach zu einem Stalle herabgewürdigt. Welche Entweihung! Hatte uns am Grabe die tiefste Erschütterung ergriffen, so überkam uns hier ein staunendes Zürnen! — Wie wir diese historischen Ruinen durchirrten, konnten wir noch die Allee des kaiserlichen Gartens, die Plätze, wo sein Spaten das Erdreich aufgelockert, die Beete, worin er Blumen gepflanzt, erkennen. Als wir aus einer Allee herausbogen, sahen wir den Prinzen (Joinville) gewisse Blumen des Gartens pflücken und sorglich auflesen; wir wußten, daß er hier einen Wunsch erfülle, welchen seine Schwester, Prinzessin Clementine, ausgesprochen. Alsogleich erkannte ich den kleinen Balcon mit grünem Geländer, worauf der Kaiser gar oft zu sitzen pflegte,

und in gleicher Weise den Rasenplatz, der sich von dem Hause des Kaisers bis zum Pavillon meines Vaters hindehnte. Ich sah die Stube, worin ich geboren wurde. Hier war es, wo meine Mutter mich am Tage, an dem ich das Licht der Welt erblickt, auf den Armen hielt und mich mit den unvergeßlichen Worten dem Kaiser wies: „Sire, ich habe die Ehre, Ihnen hier den ersten Franzosen zu zeigen, der ohne Erlaubniß des Gouverneurs nach Longwood kam.“*) Als ich in dieses Haus trat, zog sich mein Herz, das früher nur gebebt hatte, krampfhaft zusammen bei dem Andenken an die heißgeliebte, frühverlorene Mutter, die im Himmel über die Schritte ihres Sohnes wachen möge.

In der Nähe von Longwood trifft man auf ein hübsches Gebäude, welches die Cicerone der Insel als eine der Wohnungen Napoleons zu bezeichnen pflegen. Es verhält sich aber damit folgendermaßen: Einige Zeit nachdem der Kaiser nach Longwood gezogen war, schien das englische Gouvernement sich des elenden Zustandes zu schämen, in welchem sich das Wohnhaus des

*) Diese wirklich geschichtlichen Worte der Gräfin Bertrand sind zugleich als denkwürdiges Motto auf dem Titelblatte dieser Briefe ihres Sohnes abgedruckt.

hohen Gefangenen befand, und setzte diesen in Kenntniß, daß man ihm ein entsprechenderes Gebäude herstellen wolle, doch erfordere die Arbeit zwei Jahre Zeit. Der Kaiser antwortete damals dem Boten Hudson Lowe's: „In zwei Jahren werd' ich kein Haus mehr brauchen, aber wohl ein Grab." Indessen wurde der Bau des Hauses doch begonnen, aber Napoleon hat es nie betreten, denn es wurde als fertig während jener Krankheit, die ihn endlich hinraffte, zu seiner Disposition gestellt. Wir gingen an dem Gebäude vorüber, ohne einzutreten; die Erinnerungen, die sich daran knüpften, waren zu schmerzlich. — In den letzten Jahren unsers gemeinschaftlichen Aufenthalts auf St. Helena war Herr Darling mit der Verwaltung von Longwood beauftragt. Als späterhin sämmtliches Mobiliar veräußert wurde, brachte derselbe verschiedene Objekte aus des Kaisers Gebrauche käuflich an sich, womit er jetzt Mehreren von uns Geschenke machte. Mein Vater erhielt von ihm einen großen Vogelbauer von feiner chinesischer Arbeit, welcher in dem kleinen Gärtchen unmittelbar unter Napoleons Fenster gestanden hatte. Dieses Gärtchen hatte der Kaiser selbst geschaffen, er überwachte alle Arbeiten darin und legte auch wohl selbst mit Hand an.

Der große Garten, worin der Kaiser häufig spazieren ging und seinen trüben Gedanken nachhing, wurde oft durch die Ochsen der Compagnie verwüstet, die sich von ihren Weideplätzen losrissen und hier über Pflanzen und Blumen herfielen. Er hatte sich oftmals darüber beklagt, aber vergeblich. Eines Tages spielte ich eben in seiner Nähe, als er wieder einen dieser Ochsen im Garten bemerkte. Er schickte mich hinein mit dem Auftrage, man solle ihm seine Büchse bringen. Ich lief, man brachte sie, ein Knall — und der Ochs stürzte todt zu Boden. Der Sturz dieses ungeheuren Thieres erregte mir Schrecken; ich schmiegte mich an die Kniee des Kaisers und blickte ängstlich und staunend zu ihm hinauf. Er schien mir ein Wesen von außerordentlichen Kräften; seinerseits schien Napoleon verwundert über den Eindruck, den dieser Fall auf ein Kind machte, und wie meine Mutter mir erzählte, sprach er zu ihr oft davon. In Folge dieses Vorfalls, der unauslöschlich in meiner Erinnerung lebt, wurden nun die Ochsen sorgfältiger bewacht; die Lection war kurz, aber sie wirkte.

Man pflegte meinen Vater gewöhnlich den großen Marschall zu nennen, was meinen Bruder Henri eines Tages zu der naiven Frage veranlaßte: ob ein Marschall denn mehr als ein Kaiser sei? Die Frage fiel

natürlich auf. Der Kaiser aber sagte damals: „Es bedurfte einer Revolution, bis daß ein Kind eine solche Frage stellen konnte."

Das Allarm-House hatte seinen Namen von einer Kanone, die auf diesem Centralpunkt der Insel aufgestellt und durch deren Abfeuerung täglich die Mittagsstunde signalisirt wurde; für bestimmte Fälle sollte diese zugleich als Allarmzeichen gelten. Ich erinnere mich hierauf bezüglich einer kleinen Anekdote. Ein Bewohner von Jamestown brachte eines Abends ein kleines, aber sehr schönes javanesisches Pferd nach Longwood. Er forderte fünfzig Napoleons dafür, das kümmerte mich nicht; aber das Thier war ganz nach meinem Geschmack, und so lief ich zum Kaiser hin und sagte ihm, daß ich ein Pferd haben wolle. Er wußte recht gut, aus welcher Veranlassung ich dieses Begehren stellte, und sagte mir, des nächsten Tages um Mittag solle mein Wunsch erfüllt werden. Am andern Tage bei dem Kanonenschusse eilte ich zum Kaiser; er schlief. Herr Marchand wollte mich nicht hineinlassen; da er jedoch besorgte, mein Geschrei könnte den Schlafenden wecken, so ließ er mich auf ein Tabouret zu Füßen des Bettes niedersitzen. Als Napoleon erwachte, staunte er, mich da zu sehen. Ich sagte ihm, der Kanonenschuß sei vorüber,

und ich erwarte mein Pferd. Der Kaiser hieß sofort Marchand, eine Rolle aus der Schatulle nehmen und den kleinen Javaneser auszahlen. Von nun an ritt ich ihn täglich; ein Chinese führte ihn am Zaume, und Betsi hielt mich auf meinem Pferdchen fest. Für Alle war Napoleon ein großer Mann; für mich war er nur gütig; und das war eben sehr viel, ich liebte ihn. — So stolz ich nun auf meinen Gaul war, so schienen mir doch ein Paar Sporen zu meinem Reiter-Costume unentbehrlich. Ich lief also wieder zum Kaiser und verlangte ein Paar goldene Sporen. „Begehre sie auf Französisch," sprach er zu mir, „und Du sollst sie haben." So oft ich auch meine Bitte wiederholte, die Antwort blieb dieselbe — und ich ohne Sporen; ich sprach nämlich damals nur Englisch.

Für Kinder giebt es nun einmal nichts Köstlicheres als Bonbons, und Neujahr ist daher ihr schönster Tag. So war es auch bei uns. Pierron, der Haushofmeister des Kaisers, war ein ausgezeichneter Künstler dieses Faches und fertigte die niedlichsten Schächtelchen, worin in verschiedenen zierlichen Abtheilungen alle Sorten der trefflichsten Bonbons aus Caffee, Orangen, Zuckerkand und Früchten aufgeschichtet lagen. Dem Kaiser machte es Freude, sie uns zu schicken, und uns noch

größere, sie zu essen. — An jedem Neujahrstage schickte der Kaiser meiner Mutter und der Frau von Montholon eine Tasse oder einen Teller von dem schönen Porcellan-Service, welches ihm die Stadt Paris zum Geschenke verehrt hatte. Eine solche Tasse schenkte Napoleon auch einer fremden Dame, wie mir meine Mutter erzählte. Die englische Regierung hatte zugleich mit Sir Hudson Lowe auch den Admiral Malcolm als Commandanten der Seestation St. Helena gesendet. Der Admiral war ein Mann von hoher Bildung und von Eigenschaften, die einnehmend wirken. Seine Gemahlin hatte ihn begleitet. Sie besaß Geist und, was in Longwood mehr als Alles galt, eine große Bewunderung für den Kaiser. Sie war aus der Familie der Elphinstone's. Der Kaiser hatte sich einem Gliede dieser Familie, einem verwundeten englischen Officier, auf dem Schlachtfelde von Waterloo hülfreich und mild bewiesen. Der hohe Gefangene hatte Lady und ihren Gemahl zu Tische geladen und machte darauf mit ihr eine Spazierfahrt durch das sogenannte Gehölz von Longwood. Die Kalesche kam so dicht an einem Abgrunde vorbei, daß sich ein Unglück befürchten ließ. Als sie vorüber waren, sagte Napoleon: „Wenig fehlte, und wir lagen im Abgrund; sehen Sie, Madame, welch ein

Unglück ich über Sie hätte bringen können." — „Im Gegentheil, mein General," antwortete die Lady," Sie hätten mich unsterblich gemacht." — Und diese Dame war es, die, als sie bei ihrer Abreise von St. Helena einen Abschiedsbesuch in Longwood machte, vom Kaiser eine seiner schönen Porcellantassen zum Geschenk erhielt. Einige Zeit nach der Abreise des Admirals erhielt Napoleon durch ein aus China kommendes Schiff mehrere ausgezeichnet schöne Arbeiten in Elfenbein; wunderschöne Vasen, an drei Fuß hoch, ein Schachspiel und Bret von außerordentlichem Kunstwerthe; die Thürme, dessen entsinn' ich mich noch genau, wurden von Elephanten getragen. Es war dies ein Geschenk von der Familie Elphinstone, welches der Kaiser später seiner Mutter sandte.

Um uns Kinder von Longwood zum Arbeiten zu ermuntern, versprach der Kaiser demjenigen von uns, der die pythagoräische Tafel am besten wissen würde, eine goldene Uhr. Als der große Tag der Prüfung erschien, trug mein Bruder Napoleon, der Aelteste von allen Kindern, den Preis davon und erhielt eine schöne Uhr. Der Kaiser liebte es, uns schwatzen zu machen und mit uns zu spielen; so waren wir denn auch bereit, ihm bei dem leisesten Winke zuzulaufen, um hier-

bei geschickt, wie Kinder in solchen Dingen sind, Gelegenheiten herbeizuführen, daß dieser oder jener unserer Wünsche erfüllt würde. — Der Abbe Vignali gab meinen Brüdern und meiner Schwester Unterricht in der italienischen Sprache. Wenn sie zu dem Abbe gingen, mußten sie zweimal des Tages an den Fenstern des Kaisers vorbeikommen. Waren diese nun offen oder promenirte Napoleon in seinem Garten, so versäumte man es nie, ein wenig Geräusch zu machen, um seine Aufmerksamkeit zu erregen. Der Kaiser rief sie dann meist heran, schwatzte, lachte und spielte mit ihnen stundenlang und ließ oft Kuchen, Bonbons und Orangen bringen. Diese gewonnenen Bonbons und die verlorene Lehrstunde waren zu lockend. Zuweilen kam der Vater und zürnte. Aber der Kaiser kümmerte sich wenig darum und beschützte uns.

Mein Bruder Napoleon ritt oft, und wenn sich die Gelegenheit bot, meist zur Seite des Wagens, worin der Kaiser fuhr. Das wollte nun meine Schwester auch, aber sie wagte nicht, es der Mutter zu sagen, und wandte sich mit ihrer Bitte an den Kaiser, der ihr sofort durch Madame Noverre ein Reitkleid anmessen ließ. Wenige Tage darauf ließ er Hortensen als Amazone kleiden, setzte sie auf seinen Fringant, und Archam-

band mußte das Pferd an der Leine an den Fenstern der Gräfin Bertrand vorüberführen. Wie sehr erstaunte diese, ihre Tochter so zu erblicken! Sie mußte nun einmal nachgeben, und von da an ritt Hortense wie ihr Bruder neben dem Wagen des Kaisers her.

Für Napoleon war es ein Bedürfniß, Allen Gutes zu erweisen, die sich ihm näherten. Dieses Bedürfniß war ihm auch hier geblieben; ihm machte das Geben Freude, und er ergriff jede Gelegenheit, die sich ihm dazu zeigte. Nach dem Rathe unserer Großmutter waren meiner Schwester bis jetzt die Ohrläppchen noch nicht gestochen worden. Das war dem Kaiser aus eigenen Gründen nicht recht. Eines Morgens rief er meine Schwester, ließ den Doctor Automarchi kommen und hieß ihn sofort der Kleinen die Ohren stechen. Der Doctor entschuldigte sich, weil die Nadel in seinem chirurgischen Besteck zu dünn sei, und er kein anderes geeignetes Instrument zur Hand habe. Da ließ der Kaiser die Spicknadeln aus der Küche holen, der Doctor mußte eine davon wählen; er selbst nahm Hortensen auf den Schooß und kniff ihr die Läppchen fest, damit der Stich ihr nicht zu sehr schmerze. Indessen ging es doch nicht ab, ohne daß sie weinte; da fing ich an zu schreien, und weil ich meine Schwester nicht leiden

sehen wollte, verdeckte ich mir die Augen mit den Armen auf die komischste Weise, wie später Hortense selbst sagte. Der Kaiser aber fügte ihr eigenhändig ein Paar goldene Ohrringe mit Corallen ein, führte sie zu meiner Mutter und sandte ihr wenige Tage darauf noch ein Paar. Ich brauche wohl nicht zu sagen, daß beide Paare wie Kleinodien aufbewahrt werden. — Unter den verschiedenen Geschenken, die meine Schwester sonst noch von ihm erhielt, ist eines, dessen ich eben erwähnen will, besonders interessant. Lyon, die Stadt, welche nirgendwo eine Nebenbuhlerin findet, und welche die alte und neue Welt mit den herrlichsten Stoffen versieht, Lyon hatte zur Zeit des Consulates an Napoleon einen Consulmantel aus rothem Sammet mit Gold- und Seidenstickerei geschenkt. Dieses Kleid hatte er immer wohl aufbewahrt, er hatte es nach Elba und auch nach St. Helena mitgenommen, gleichwie das prächtige Porcellan-Service, das ihm die Stadt Paris gegeben. „O, welch ein schönes Kleid!" rief entzückt eines Tages meine Schwester, als sie es erblickte. „Ich schenk' es Dir," war Napoleon's Antwort, und alsogleich leitete er selbst ihre kleinen Händchen durch die weiten Aermel, und Hortense lief zu ihrer Mutter in dem neuen Staat, mit dessen nachschleppenden Schooße sie den Rasen auf-

kehrte. — Lyon und Paris waren und blieben immer die Lieblingsstädte des Kaisers. Noch auf seinem Sterbebette, so erzählt mein Vater, waren beide der Gegenstand seiner besondern Erinnerungen. Beide sollten, das war immer sein Wunsch, weil sie die Schlüssel Frankreichs seien, befestigt werden. Der Wunsch des Kaisers ist nun zum Theil in Erfüllung gegangen.

Lady Holland war es, die wir alle sehr liebten, ohne sie zu kennen. So oft sie dem Kaiser eine Kiste neuer Bücher schickte, vergaß sie nie, auch Spielzeug für uns beizufügen. Da gab es immer Holzpferde, eine ganze Naturgeschichte von Thieren, Flitterzeug und Spielereien aller Art. Vieles davon haben wir noch nach Frankreich gebracht und darunter vorzugsweise ein niedliches Billard. Es galt immer für ein Ereigniß in Longwood, und zwar für ein sehr erfreuliches, wenn eine Sendung von Lady Holland ankam. Ihre Kisten enthielten immer einige Hundert neuer und wohlgewählter Bücher. Mit welcher Begierde, so erzählte man mir, eröffnete der Kaiser diese Kisten, mit welcher Begierde durchmusterte er die Titel der Werke, und nun vollends jene, welche von der Geschichte der neueren Zeit oder von ihm handelten! Das war nun die ausschließende Beschäftigung seiner nächsten Tage, ja, sogar

der Nächte. Er wählte zwanzig bis dreißig Bände, die er nun auf seinen Tisch legte und worin er nach Lust und Muße las. Lady Holland hatte das richtig herausgefunden, was ihm das Angenehmste sein und seine Gefangenschaft gewissermaßen erleichtern konnte. Sie verschaffte ihm Stunden, ja, Tage der Erholung und des glücklichen Vergessens.

In der letzten Zeit seines Lebens vermochte der Kaiser sein trauriges Wohnhaus nicht zu verlassen. Doch war ihm Bewegung nöthig, und so ließ er nach seiner eigenen Angabe im Salon eine Art von Schaukelbret errichten, welches an einem hohen runden Zapfen inmitten des Gemaches befestigt und an drei Fuß über den Fußboden erhöht war; er stellte sich nun auf das eine Ende des Bretes, einer seiner Officiere auf das andere, und so machte er sich eine Bewegung. Zuweilen ließ er wohl auch mich und meine Geschwister auf die andere Seite treten, und es machte ihm Spaß, uns in starke Schwingung zu versetzen, wobei oft Eines über das Andere herunterfiel. Das war ihm eine Art von körperlicher Uebung und zugleich eine Zerstreuung in seinen Leiden.

Hundert Freischüsse.

Literarisches.

1.

Allen wackern, braven Leuten
Unsern besten Gruß zuvor!
Gegen Irrthum nur zu streiten
Ist gerüstet dieses Corps;
Giebt es Püffe von den Seiten,
Möge flüchten sich der Thor:
Leider doch in Ewigkeiten
Bleibt er immer wie zuvor!

2.

Zu dem großen literarischen Feste
Drängt sich allenthalben Mann und Maus:
Würfe man die ungebetnen Gäste
Endlich einmal doch zur Thür hinaus!

3.

Aber kommt der Troß daher geschwommen,
Herz und Kopf und Magen leer,
Werden sie noch lobend aufgenommen, —
Wie man etwa ihren Willen
Kindern pfleget zu erfüllen,
Daß sie ja nicht schreien mehr.

4.

Aber ward ein solches Kind
Nun ein toller, arroganter Junge,
Beißen hintennach sich in die Zunge
Schamvoll, die da seine Pathen sind.

5.

Statt ein Steckenpferdchen zu erfassen,
Greifen sie schon nach der Feder;
Haben kaum die Kinderschuh' verlassen,
Doch geblieben ist das Leder.

6.

Aus dem Leder angefertigt
Werden nun Bijoukritiken,
Und der Posttag wird gewärtigt,
Sie in ein Journal zu schicken.

7.

Kommt nun die gedruckte Wäsche,
Lesen's Brüder, Muhmen, Vettern,
Und erbau'n die Ruhmkalesche,
Ihren Schmierer zu vergöttern.

8.

Größer wird der leere Bube,
Fern von tücht'ger Wissenschaft,
Dint' und Feder in der Stube,
In dem Kopfe leere Phrase:
Rümpfen kann er wohl die Nase,
Doch zum Handeln fehlt die Kraft.

9.

Täglich kommt es nun noch besser;
Was er erst gethan nur aus Gelüst,
Jetzt thut es der magre Fresser,
Weil er drum zu Tisch gebeten ist.

10.

Brotliteratoren
Und privatgelehrte Thoren,
Solcher Titel ist probat:
Doch zu dieser Zeit
Ist auch die Gelehrsamkeit
Wirklich sehr privat,
Und ihr Brot macht selten satt.

11.

Weiter wird es dann getrieben,
Reicht die Kritik nicht mehr aus.
Bücher werden nun geschrieben
Und Geschichten voll von Graus.

Die Verleger sind verlegen,
Der Verfasser aber sagt:
Loben will ich's allerwegen,
Drucken Sie's nur unverzagt.

12.

Wie wir Käsewürmer haben,
Gibt es Lesewürmer auch:
Leihbuchladen, Ladenknaben,
Denen Lesen ist im Brauch.
Seliger Autor, den ein Junge
Im Gewürzkram rasch verschlingt,
Und dein Lob mit voller Lunge
Einem Schneiderbuben bringt!

13.

Sein Talent nun zu erörtern
Und die Eßlust zu befördern
Kommt ein zweites, drittes Buch;
Modevorbild wird erkoren,
Loben werden es die Thoren,
Spricht die Kunst auch ihren Fluch.

14.

Will man Stoffe recht verflachen,
Kann man funfzig Bände machen,
Alle Messen sind versorgt, —
Und zufriedne Sonntagsleser
Sehen's nicht durch ihre Gläser,
Ob's gestohlen, ob geborgt!

15.

Half nun erst die Gouvernant',
Oder ist ein Lexikon zur Hand,
Ei da muß man wohl floriren!
Wenn Frankreich und Engelland
Selbst den Lorber hergesandt,
Diesen Kalbskopf zu frisiren.

16.

Der beliebtesten Materien
Gibt es nur ein kleines Rund;
Sociales mit Kriterien,
Dann der Liebeslust Mysterien

Oder irgend solch ein Fund.
Eines doch darf niemals fehlen,
Soll das Buch als geistreich zählen:
Zeittendenz und Lebensgrund.

17.

Seit er nun berühmt geworden,
Hat sein Streben eine neue Richtung:
Allen andern Schreibehorden
Hat geschworen er Vernichtung;
Denn er steht jetzt auch im Orden
Unpartheischer Wissenssichtung —
Wie sie jetzt im Süden und im Norden.

18.

Der geduldet kaum gewesen,
Jetzt wird er schon ungeduldig,
Glaubt Bewunderung sich schuldig;
Wandellos doch ist sein Wesen,
Was er war, ist er noch täglich:
Ignorant und unerträglich.

19.

Die Polemik wird sein Acker;
Weil er selber mark- und saftlos,
Ruft er überall recht wacker:
Daß die Andern alle kraftlos,
Und daß er nur leidenschaftlos.

20.

Gute Namen zu besudeln,
Großes Tagwerk unsrer Zeiten!
Sich und Thoren zu lobhudeln
Riesenthat für Ewigkeiten!

21.

Eine Schule wird gestiftet,
Neid und Dummheit sind vereint,
Und ein Jeder wird vergiftet,
Der nicht ist der Dummen Freund.

22.

Eine schöne gräßliche Komödie,
Denn in jeder Scene der Tragödie

Hingemordet wird die Kunst!
Staunt ihr, wenn die oft Getödtete
Für Jahrzehende erröthete
Auszuspenden ihre Gunst?

23.

Braucht es weiter noch Erklärung?
Endlich kommt die Selbstzerstörung:
Klimmend auf der Wahrheit Sonnenberge,
Stürzen über Kopf die Geisteszwerge.

24.

Selbst nach manchem bessern Haupte,
Das sie einst zu lieben glaubte,
Schleudert jetzt die Kunst den Fluch;
Dem Verfallenen in Sünde
Reißt sie ab die Ruhmesbinde
Und benützt sie als ein Thränentuch.

25.

Doch die Guten, stille Siedler,
Die entflohen sind der Brandung,

Hören wohl die tollen Fiedler,
Sehen schweigend Straf' und Ahndung;
Schaffen still und rüstig weiter,
Und sie denken in Beschwerden:
Endlich wird der Himmel heiter,
Und dann muß es besser werden!

Dramatisches.

26.

Mit dem Dramatischen
Geht es bunt und bunter,
Und die problematischen
Kunsthelden und Kunstwerke
Stürzen aus angeborner Stärke
Kopfüber und kopfunter.

27.

Klassisch war man in der Vorderzeit,
Klassisch ist und denkt man heut,
So wird alles umgetauft;

Wer hat sich noch drum gekümmert,
Ob die Muse weint und wimmert,
Sind nur die Billets verkauft!

28.

Kräftig zimmert mir den Boden,
Rufet jetzt der Bühnenvater,
Denn es kommen als Episoden
Heute Rosse auf's Theater.
Männer strömen uns mit Weibern
Sicherlich in's Schauspiel her,
Denn es spielt heut in den Räubern
Die Familie Tourniaire.

29.

Aus dem Stoß von Manuscripten
Suchen sie die vielgeliebten
Vaudeville rasch heraus.
Ja, das sind die heut'gen Normen,
Schlüpfen nur die Chorlucinden
In die schmalen Uniformen,
Dann ist Beifall leicht zu finden
Und voll Jubel ist das Haus.

30.

Seht jetzt edleren Genuß!
Seht die arme Köhlerdirne,
Die sich martern lassen muß,
Weil in eines Ritters Stirne
Roher Stolz und Laune spuckt;
Ihre Foltern, ihre Wehen,
Ihr hinsterbendes Vergehen,
Ja, ihr könnt das Herz fast sehen,
Wie es unterm Messer zuckt

31.

Ja wir sind auch strengvernünftig,
Unser Trauerspiel wird künftig,
Unser Lustspiel kreuzfidel;
Unsre Dramen werden thierlich,
Und wir sehen recht possierlich
Nächstens tanzen ein Kameel.

32.

Wußte Goethe'n zu verbannen
Einst der Pudel des Aubry,

Zieht auch Schillers Geist von dannen
Vor dem Helgolander Vieh.

33.

Die Tragödie sei mystisch
Und ihr Styl sophistisch,
Dann ist Beifall dein;
Denn es ist so lieblich
Und im Publikum schon üblich
Recht mystificirt zu sein.

34.

Doch was brauchen wir auch Schiller,
Da ein einz'ger falscher Triller,
Mehr als alles uns gefällt!
Junge schöne Sängerinnen,
Die uns auch am Tag gewinnen,
Erndten Abends unser Geld,

35.

Welsche Sängerphilomelen,
Labsal aller Seelen,

Nie vergißt euch unser Sack!
Eure liederreichen Kehlen
Wissen so gewandt zu stehlen
Geld und Zeit und Kunstgeschmack!

36.

Unsre neuen Bühnenschreiber
Sind moderne Leichenräuber,
Plündern Todte aus;
Andre wiederum, die hetzen
Sich vor lauter Uebersetzen
Noch die Lungen aus, —
Und die originellen Herren,
Füglich könnte die man sperren
In ein Narrenhaus.

37.

Wie Roland zu Bremen
Solcher Kinderschaar zu schämen,
Scheint sich Aristoteles:
Doch in Lüften steht der Riese
Und im Kothe liegen diese, —
Und die Mitwelt ist nicht bös'.

38.

Mit herkulischer Geduld
Trägt sie jede Dichterschuld,
Ist sie scherzhaft oder rührig;
Hast du Gräßliches geboten,
Oder süßverblümte Zoten,
Lauschen werden sie begierig,
Und die Herren und die Frauen
Kommen's nochmal anzuschauen.

39.

Zu den Mimen komm' ich jetzt.
Was der Dichter gut gesetzt,
Wird der Spieler schon verderben;
Hat er doch so lang studirt,
Wie man trefflich manirirt,
Wie man die Natur läßt sterben.

40.

Die Momente sucht er auf,
Alles Andre läßt er fallen,

Endlich in des Spiel's Verlauf
Muß die Stimme brüllend schallen;
Die Coulissen zittern all',
Bravo! hört man rings erschallen;
Doch im nahen Ochsenstall
Brüllt ein zarter Krippenstier
Antwort seinem Bruder hier.

41.

Staunt ihr, daß man solches Spiel mit Ruhm
Und mit Lob einbalsamire?
Jeder hat sein Publikum,
Auch die Distel hat das ihre.

42.

Diesen Recensenten hält
Die Naive süß gefangen;
Jenem hat der erste Held
Ein Lorgnettchen umgehangen;
Der Chargirte ist ein Mann,
Der wohl selber schreiben kann,
Und dann gibts noch Einen mehr,
Den Theatersekretair.

43.

Täglich wird es fad' und fader,
Sieh, da kommt noch ein Saalbader
Und umkränzet die Misere.
Welche reiche Ruhmverbreitung,
Wenn die vielgeles'ne Zeitung
Ausposaunt die Künstlerehre!

44.

Nun erst diese Wichtigkeit!
Die Theaternichtigkeit
Macht sich allenthalben breit;
Nach Theaterkritischem
Mehr als nach Politischem
Fragen Leser unsrer Zeit.

45.

„Schicken Sie Notizen
Voll Coulissenblitzen
Und Theaterwitzen!"
Schreibt der Redakteur,
Und in schnellen Zügen
Ziehn die neuen Lügen
In das Lügenmeer.

46.

Was noch etwa halb erträglich,
Miserabel wird's und kläglich,
Wenn man's lobet überlaut;
Die geehrt durch solche Phrasen,
Sieht alsdann man auf sich blasen,
Esel in der Löwenhaut.

47.

Von der Künstler stillem Leben
Und was hinter'm Vorhang eben,
Billig schweig ich über das!
Nicht Natur und Bildung wähnen
Möget ihr bei Jenen,
Aber Eitelkeit und Haß.

48.

Wenige gibt's, die wacker
Pflügen ihren Acker,
Und die werden kaum geschätzt:
Selbst die Lorbeerkränze kaufen
Und um Beifall bitten laufen
Muß der Künstler jetzt.

49.

Ach, so manche Thräne
Weinet Melpomene
Und Thalia klagt,
Weil, uns zu ergetzen,
Sie in bunten Fetzen
Dienen jetzt als Magd.

50.

Immer weiter, immer weiter
Auf der morschen Leiter
Gehn sie, bis sie bricht mit Braus.
Die Genüsse sind nicht labend,
Die Gebilde mißgestaltet,
Leere Arroganz nur waltet,
Festes Wissen bleibt vom Haus.
Ach, mit jedem Bühnenabend
Stirbt der Kunst ein Dichter,
Dem Geschmack ein Richter
Und dem Spiel ein Mime aus!

Politische Zeitungen.

51.

Zwar ist eine deutsche Zeitung
Nicht Gesinnung und nicht Leitung
Für das Volk und seinen Sinn;
Doch sie bietet meist zu leben,
Wohl auch manch Geschenk daneben
Und wir streben nach Gewinn.

52.

Kümmert uns das Heil des Landes,
Und die Ehre unsres Standes?
Ja, doch höchstens im Prospekt!
Nur das Gold ist nicht Chimäre,
Also heißt die große Lehre,
Die im Zeitungsschreiber steckt.

53.

Der zu nichts mehr gut und nütze,
Meint, daß er die Kraft besitze,
Dazustehn als Redakteur:
Weiß er doch sich schlau zu schmiegen
Und den Rücken krumm zu biegen,
Weht der Wind von oben her.

54.

Vollgepfropft wird nun die Nummer;
Wie? womit? geringer Kummer!
Gibt's doch hundert andre Blätter;
Große Herren reisen immer,
Da und dort gehts manchmal schlimmer,
Und am End' gibt's Sturm und Wetter.

55.

Laßt nun vollends Etwas kommen,
Das besondern Stoff gewährt,
Wird der Mund recht voll genommen
Und quartallang dran gezehrt.
Denkt an's deutsche Rheingequäckel

Und wie's drauf an Holland geht,
Und ihr denkt gewiß mit Ekel
Unserer Publicität.

56.

Unsere Publicität,
Die Auswärtiges ermittelt
Und mit strengem Wort bekrittelt,
Denn sie wird dafür besoldet;
Unsere Publicität
Die das Innere verdreht,
Oder schweigend übergeht,
Denn auch Schweigen wird vergoldet.

57.

Nicht das rechte Wort verhehlend,
Nenn' ich Diebin sie und Metze,
Fremdes Eigen täglich stehlend,
Frecher Stirn vor dem Gesetze;
Schamlos Jedem hingegeben,
Der bezahlt den Sündenkuß,
Oder dem, vor dem sie beben
Und gehorsamst kriechen muß.

58.

Oeffentlich nur mit Verachten
Selbst von Denen angesehn,
Die zur Buhlerei sie pachten,
Soll dem Volk sie höher stehn?
Männer weiß ein Volk zu achten,
Aber Wichte läßt es gehn.

59.

„Ja wir wollten, doch das Dürfen" —
Weg mit solchen falschen Würfen,
Weg mit dem Gewissenszwang!
Wer dazu sich hergegeben
Was ihm ist verboten eben,
Bleibt ein Lump sein Lebenlang.

60.

„Weiß nicht, was die Leute suchen?
Wenn sie Neues nur erfahren,
Müssen sie den Fleiß gewahren,

Für sie schaffend ohne Ruh!" —
Und ihr taubstumme Eunuchen
Schämt euch nicht, zu überreichen
Fremde Liebesbrief' und Zeichen,
Sprecht kein Wort ihr selbst dazu?

61.

Seht, mein Leben wollt ich wetten,
Schlüge heut die goldne Zeit,
Daß die Presse ihrer Ketten
Durch ein Zauberwort befreit, —
Müßten, die auf Tageszetteln
Jetzt mit schaalem Zeug euch quälen,
Schmachvoll sich nach Hause betteln
Oder auf den Straßen stehlen.

62.

Eulen, die zu Nacht nur leben
Und im Dunkel sich erheben
Würden dann an hellen Tagen
Bald mit Knütteln todtgeschlagen.

63.

Ja, die innerste Empörung
Faßt mein Herz oft in Momenten,
Daß sie, die für Volksaufklärung,
Die für Wahrheit und Belehrung
So viel Gutes wirken könnten,
Nur für Schmach und Lüge leben
Und dem Vortheil sind ergeben!

64.

Für das Volk nennt ihr die Blätter?
Und euch selbst des Volks Vertreter?
Freche Lügner und Verräther!
Gegen Volk und gegen Land, —
Schreibt dies Motto an den Rand!

65.

Alle die Rubriken,
Wenn wir sie erblicken,
Dreht der Kopf sich um und um:

Kürzer wär' es wohl, ich meine,
Von der Themse, — von der Seine, —
Deutschland und Baschkirenthum.

66.

Dort etwa die Korngesetze,
Hier neue Ministerplätze,
Da der Preis von Lompenzucker,
Oder Etwas über Mucker.
Dort die neue Kur in Polen —
Und all Andres Gott befohlen!

67.

Eure Farbe: Grauer Ton,
Die Tendenz: Geldresultate,
Stiller Zweck: Subvention,
Offner: Fette Inserate.

68.

„Doch zehntausend Exemplare,
Die wir von der Presse zieh'n,

Sind fürwahr der beſt' und wahre
Lobſpruch, der uns angedieh'n "

69.

Traun! ich läugn' es nicht, zur Schande
Meinem Volk tönt dieſes Wort,
Daß es ſolchem Lügentande
Geld und Zeit noch widmet fort,
Daß verachtend dieſe Bande
Es nicht längſt warf über Bord!

70.

Aber in den dunklen Nächten
Sieht man manch ein Licht ſchon ſchimmern;
Nicht gelingt es finſtern Mächten
Deutſche Geiſter zu verdümmern,
Und der Ruf von ihren Knechten
Wird die Guten wenig kümmern.

71.

Betet nur, ihr Heuchlerwichte,
Ihr Verſchnittenen am Geiſte,

Daß der Tag mit vollem Lichte
Nicht zu bald uns Beistand leiste
Und euch nicht die dumme Fratze
Mit dem Adlerfang zerkratze.

72.

Fleht um Fortbestand des Knebels,
Der die Hände euch gebunden,
Die zum Schwung des geistigen Säbels
Niemals fähig doch erfunden.

73.

Fleht zu Gott um Julitage,
Oder orientalische Frage:
Daß die Neugier euren Bettel,
Euren faden Sortenzettel
Um die Neuigkeit ertrage.

74.

Endlich wird doch nichts mehr nützen,
Vor des Lichtes Feuerblitzen

Werdet ihr euch abseit flüchten
Und auf euer Spiel verzichten.

75.

Der Locomotive „Zeit"
Auf den freien Eisenbahnen
Werdet ihr im dichten Trosse,
Mund und Augen offen weit,
Staunend nach dann blicken, —
Und mit euren krummen Rücken
Werdet ihr uns dann gemahnen
Wie jetzt Hauderer und Rosse,
Die man schiebt beiseit.

Gemischtes.

76.

Wer da wandelt in der Menge,
Hört ihr Zischen und ihr Flüstern:
Soll die Bosheit im Gedränge
Ihm die Laune drum verdüstern?

77.

Viel ist Uebung, Ueberlegen
Aber weit noch mehr,
Darum kommt der rechte Segen
Nur vom Denken her.

78.

Fürchte wo zu fürchten ist,
Liebe wo geliebt du bist,
Bösen feind' und Guten hold, —
Und du that'st wie du gesollt.

79.

Aloen harren hundert Jahr'
Bis zum Blüthenaugenblicke:
Drum verzweifeln mag ein Narr,
Endlich kommt doch was vom Glücke.

80.

Schön nach einem Wettertag
Dünkt mir stets der Sommerabend,
Weil ich mir so mild und labend
Auch das Alter denken mag.

81.

Einsam hat kein Glück die Welt!
Sag', für was hast du gelebt,

Wenn sogar ein Herz dir fehlt,
Das in Thränen dich begräbt?

82.

Drum heißt mein ewiges Finale:
Ein Weib ist doch das höchste Gut!
Der Mann ist eine feste Schaale
Worin das Weib als Perle ruht.

83.

Was dem Haus das Fundament,
Was der Sprache der Accent,
Das ist für die rechte Dichtung
Die entschiedne feste Richtung.

84.

Recht, daß man Moral erkennt
Und nach ihrer Würde ehrt,
Doch ein gutes Stück Talent
Ist wohl etwas mehr noch werth.

85.

Ohne das Talent Moral
Ist so wie ein häßlich Weib,

Dem, an Reizen arm und kahl,
Kein Versucher kommt an Leib.

86.

Poesie gab euch die Fabel
Jeglichem zu eigner Wahl,
Und mit ihrem langen Schnabel
Schreibt Erfahrung die Moral.

87.

Alles preist die Mittelstraße,
Darum macht ihr euch's bequem,
Pflegt den Bauch an eurem Aase
Kopf und Geist ist zu extrem.

88.

„Liberal" ist keine Fahne,
Die auf jedem Thurme steht,
Und gleich einem Wetterhahne
Sich nach Ost und Westen dreht.

89.

„Liberal" das ist ein Orden,
Freilich unbeliebt geworden,
Weil du ihn nicht auf der Brust,
Sondern in ihr tragen mußt.

90.

Die Censur ist eine Scheere:
Scheeren müssen immer schneiden,
Denn wenn nichts zu schneiden wäre,
Würden Sie vom Roste leiden.

91.

Wie man Klöster nach der Regel,
Stifteten ein Blatt sie jetzt,
Drinnen als Patron der Flegel
Sie St. Hegel eingesetzt.

92.

„Und Gott sprach: es werde Licht!"
Also steht es in der Bibel, —

Und daß Gott so vorlaut spricht,
Nehmen ihm so Manche übel.

93.

Gibt's doch immer neue Sachen
Des politischen Verkehr's!
So seit jüngst — man muß fast lachen —
Deputirte mit Revers.

94.

Hat solch ein Repräsentant
Den geforderten Revers,
Zeigt auch folgerecht das Land
Gegenseitig den Avers.

95.

Ein Jägersmann dressirt den Hund
Der früher Ordre nicht verstund.
Wie that er's? Wohl mit Fleisch und Beine?
Da irrt ihr sehr! Seht — an der Leine.

96.

Nein, was Alles noch bemeistert
Deutsche Herzen und entzückt!
Gestern noch ganz Rhein-begeistert,
Heut Antigone-beglückt.

97.

Nun will man gar auf Einem Platze
Zum zweiten Male uns bestehlen, —
Die Herren mit der kahlen Glatze
Und wachsame Bedientenseelen!

98.

Alle Dinge kommen bestens
Wiederum zum Vorschein nun:
Einen Heinrich seh'n wir eh'stens
Vor Canossa Buße thun.

99.

Und die alten Wappenschilder
Werden wieder blank geputzt,

Waren die erhabnen Bilder
Doch schon allzustark beschmutzt!

100.

Ein historisch Weiterschreiten:
Seit vorbei der Kaiserthron,
Kommen nun für uns die Zeiten
Deutscher Restauration.

21.

Ein Lebensräthsel.

Es war eine tiefinstere Nacht, dichte Nebel umlagerten in riesigen Massen die Wege, ein dunkelschwarzer Schatten starrten die Wälder in das schimmernde Nachtgebilde nur von Zeit zu Zeit zuckte der Strahl eines schwachen Ampellichtes aus fernen Hütten in das Dunkel; im Todesschlummer lag die öde Natur, der Winter hatte sein Trauergewand über die entschlummerte geworfen. In meinem Reisewagen saß ich, — so erzählte mein Freund Steiner vor einigen Jahren — einen weiten Mantel über mich geschlagen und blickte ängstlich in die Finsterniß hinaus. Es war ein grauser Anblick; aus dem Föhrenwalde, der zu beiden Seiten den Weg umgab, krächzten Eulen ihr Todtenlied; von den Rüstern meiner schweißenden Rosse dampfte ein unabläßiger Athemstrom, unter ihren Hufen zischten lichte

Feuerfunken auf und beleuchteten die schwarzen muthigen Gäule mit einem kurzen abentheuerlichen Lichte, indeß die entfernteren Bäume, Landhütten und Straßensäulen sich in den wunderbarsten Gestalten vor meine Augen drängten. Mir war sonderbar zu Muthe; ich fühlte eine Beklemmung deren Grund ich mir nicht zu erklären vermochte. Ich überdachte still bei mir die Vorfälle des heutigen Tages und die schaurigen Gefühle meines Busens erhielten noch mehr Gewalt über mich. Welch ein furchtbarer Traum über das Schicksal meines Freundes Wilhelm R*** hatte mich die vorige Nacht erfüllt! Lag ich nicht fast in Thränen Morgens auf meinem Bette, als ich auf dem Tische einen versiegelten Brief von R***s Hand fand, worin er mich dringend ersuchte, ihn des nächsten Tages heim zu suchen. Wilhelm lebte in D**g; Umstände nöthigten mich, den diesjährigen Winter auf dem Lande zuzubringen; ein Zwischenraum von 18 starken Meilen trennte uns, daher ich meine Abreise erst auf den dritten Tag zu bestellen vermochte, wo ich, allen Schwierigkeiten zum Trotz, meinen treuen einzigen Freund und, warum soll ich es läugnen? die heißgeliebte Emilie zu sehen hoffte.

Emilie war Wilhelms Schwester; ich hatte sie in M**r kennen gelernt, dort war es, wo sich mir zuerst

der Liebe goldener Himmel aufthat, und seine beseligenden Strahlen ganz in mein Herz hineintauchte. Im glücklichsten Taumel der Wonne flohen mir dort Monde um Monde, wie leichte Sonnenblicke, — da rief das verhängnißvolle Schicksal sein donnerndes Machtwort gegen unsern Liebesbund, und mit blutendem Herzen, ohne Liebe und ohne Freund, zog ich in die Fremde. Zwei Jahre weilte ich in dem lärmvollen geräuschigen Eldorado der Seine, und nicht vermocht' ich den tiefschmerzenden Gram in meinem Busen zu tödten, der, ein ewig lebendiger Wurm, mein Herz durchnagte.

Nun vermochte mich nichts mehr in jenem Gebiete zu halten; lebensmüde stürzte ich in mein deutsches Vaterland zurück; meine Mutter war gestorben, — die erste Nachricht, die man dem Rückkehrenden entgegenbrachte, ein neuer Grund, in Verzweiflung zurückzusinken; aber die Macht des Unglücks hatte an mir nun genug ihre Stürme versucht, jetzt war die Wuth ausgetobt und ein rosiger Schimmer glänzte über das Nachtbild meines Seyns. Die nächste Nachricht, die mir Trost und Balsam bieten sollte, war Wilhelms Ankunft in der Heimath, auch Emilie war mitgekommen, und neue Hoffnung sollte mich beleben. Wilhelms innige, treue Freundschaft hatte durch unsere Trennung nicht

gelitten, mit ausgebreiteten Armen empfing er den Neuauflebenden, — nur ein schwermüthiger, unerklärlicher Zug lag über sein Wollen und Betragen, gleich einer Nebelwolke, ausgebreitet, deren Hintergrund kein menschliches Auge zu errathen vermochte. Emilie war immer die liebenswürdige Freundin geblieben; ein hoher überirdischer Glanz schien sie zu umgeben; oft wollte ich es wagen, zu ihren Füßen hinzustürzen und jetzt die Entscheidung meines Schicksals von ihr zu erflehen. Ich war es mir innig bewußt, daß sie mich liebe, bei dem ersten Geständnisse, das ihr vor Jahren meine glühende Liebe offenbarte, sank sie nicht süßgewährend in meine Arme? Wurde diese Resignation ihr nicht zum Lebenskampfe, in dem die Holde unterzugehen drohte? Ja, ich durfte es mit Gewißheit hoffen, daß sie mich liebe — aber ein unnennbares Gefühl hielt mich zurück; — mondenlang lebte ich nun in ihrer Nähe — heute sollt' ich sie wiedersehen, heute sollte mein Schicksal entschieden werden.

Unter solchen Gedanken war ich eingeschlafen, ein tröstender Schlummer sank auf den Ruhelechzenden, daß selbst das Rollen des Wagens meine Ruhe nicht stören konnte. Ich mochte ein Paar Stunden geschlummert haben, als mich ein Geräusch aufschreckte; ich blickte aus dem Wagen. —

Aus der Ferne sahen mir die Mauern D**gs dunkel und düster entgegen, ein schimmernder Nebel lag über das weite Gebiet wie ein Schleier gebreitet und ein unwillkürlicher Schauer ergriff mich, ob ich gleich einem süßen Ziele entgegenstrebte.

Schon krächzte das Thurmgevögel sein höheres Willkommen in meine Ohren, die Nacht der dunkeln Thoreshallen geleitete mich noch am frühen Morgen in die Stadt, welche noch ziemlich öde schien; Straßen ab und auf rollte meine Kutsche, endlich hielt sie in der L....gasse — ich stand vor Wilhelms Hause; ich blickte nach den Fenstern seiner Wohnzimmer, dicht verhängt starrten mir alle entgegen. Schnell eilte ich die Treppe hinan, ich fand bereits Alles auf, freundliche Grüße flogen mir allenthalben zu, ich schritt durch den Vorsaal, öffnete Wilhelms erstes Zimmer und stand — vor Emilien, die im reizenden Morgenanzug, eine Hebe, auf dem Divan hingegossen saß, und an einer Tapisserie stickte. Eine anmuthige Blässe lag auf ihren Wangen, entzückend schlang sich das reiche dunkle Haar um den Lilienſammt des Nackens, kalte Perlen wanden sich wonnig um den zarten Hals, aber glühendere glänzten in dem süßen Auge, das mit inniger Sanftmuth auf dem Gebilde ihrer kunstfertigen Hände ruhte. Ich war

eingetreten, sie schlug ihren wundermilden Blick auf, eine süße Röthe flog über ihr Antlitz, sie kam mir einige Schritte entgegen und sprach freudig, aber leise: „Sie haben uns warten lassen, lieber Karl, aber um desto erwünschter treffen Sie jetzt ein!“ In dem Anschauen der herrlichen Gestalt versunken, vermochte ich mich nicht so schnell zu fassen; sie war so freundlich, so gut, und ich hatte Mühe, meine gegründeten Entschuldigungen hervorzustottern. Auch sie schien bemerkt zu haben, wie mein Auge feuerglänzend an ihren reizenden Formen hing, wie der Arm, der sie einst innig umschlingen durfte, krampfhaft zuckte, um sich das Kleinod wieder zuzueignen, das ihm des Unglücks wilde Hand fast für ewig entrissen hatte.

„Staunen Sie nicht,“ fuhr sie mit zu Boden gesenktem Blicke erröthend fort, „staunen Sie nicht, daß wir Sie so dringend baten, uns schnell heim zu suchen,“ — „aber,“ sprach sie nach einer Pause mit einem schmelzenden Tone, der das schmerzliche Mitgefühl andeutet, „Wilhelm ist krank, und es war jüngst sein einziges Begehren, Sie sehen und sprechen zu können.“

„Gott, welche nur allzu wahre Ahnung,“ rief ich bestürzt aus — und erzählte dem holden Wesen meinen wüsten Traum, der nun durch Wilhelms Siechthum

seine Deutung erhielt. Indessen hatte sich Emilie auf das Sopha gesetzt; ich saß an ihrer Seite, ihr Odem wehte mich an, sie sprach so sanft und leise, als ob ein Engel in den Lüften sein Hochgebet flüsterte.

„Seit unserm letzten Besuche in der St. Marien-Kirche hat er das Krankenlager nicht verlassen, seit jenem Augenblicke kenne ich Wilhelm nicht mehr. Dumpf in sich selbst versunken, stößt er einzelne unerklärbare Worte aus, rennt gegen die Wände des Zimmers und tobt gegen sich selbst und sein Leben mit wilder Hand. Bald finde ich ihn in hellen Thränen auf dem Bette und Ihr Name ist es dann, der von seinen Lippen kommt, sobald er mich nur anspricht. Dann starrt er wieder, gleich einem Verzweifelnden, gedankenlos vor sich hin, bis ihn ein tröstender Schlummer in die Arme faßt."

O Anmuth, dein Name ist Weib! Wie sie vor mir saß, die Himmlische, in namenlosem Reiz, die Zähre des Mitleids in ihr sanftes Auge trat, das sie süßverschämt, wie eine Dulderin, zu Boden heftete, war es um alle meine Fassung geschehen.

„Emilie," rief ich, ihre weiche Hand ergreifend, — „gute Emilie, hoffen Sie; vielleicht vermag ich es, Wilhelm wieder neu in's Leben zurückzurufen, auch ich

kann es mir nicht erklären, wie diese Veränderung plötzlich sein Inneres ergriffen und er sich ganz dem unglückseligen Hange zum Trübsinn, den ich leider schon lange an seinem Herzen nagen sah, hingegeben hat. Er hat meinen Namen genannt, er hat nach mir begehrt, vielleicht — o, es sagt mir ein namenloses Gefühl in meinem Busen, mein Schmerz werde zugleich mit dem seinigen enden."

Ich durfte ihre Hand mit heißen Küssen bedecken, ein inniger Beweis, daß sie mich verstanden und gern vernommen hatte. Ihr großes feuriges Auge lichtete sich, sie sah mich mit dem unendlichen Ausdruck der Liebe an, daß mir alle Sinne zu schwinden begannen und ein weiter Himmel von Seligkeiten mich umwogte; ich vermochte nicht weiter zu reden, die Stimme versagte, nur ein tiefer Seufzer entfloh meinen Lippen.

„Sie seufzen?" fragte die Herrliche mit theilnehmendem Tone.

Was sollte ich antworten? Mir war zu Muthe, wie einem Gefangenen, der seit unendlicher Zeit wieder die freie Natur, die Sonne in all' ihrem Goldgeschmeide, die weiten lachenden Fluren und den blauen Himmel mit den Blicken einschlürfen darf, und dessen Brust sich von all der reichen Schönheit beklommen fühlt. Weinen

hätte ich mögen, wie ein Kind; mein Leben, meinen Schmerz und meine Wonne an ihrem Busen ausweinen, aber eine geheime Ehrfurcht vor dem heiligen Bilde hielt mich zurück. Plötzlich erinnerte ich mich an die Pflichten der Freundschaft, ich wollte aufstehen, und in Wilhelms Zimmer treten, aber Emilie sprach:

„Nicht doch, lieber Karl, der Arme schläft noch und die Momente der Ruhe sind für ihn kostbar; lassen Sie uns lieber noch fortschwatzen, — oder unterhalten Sie sich mit einem Buche.“ Mit diesen Worten wies sie auf mehrere Bände hin, die auf dem Tische vor uns lagen.

„Emilie,“ rief ich bestürzt und beschämt, „Sie haben mich übel verstanden; selbst der innigsten Freundschaft gilt es ein Opfer, einen Augenblick in ihrer Nähe zu versäumen. O, daß ich so unglücklich bin, dieses Glück so selten genießen zu dürfen, und dann doch noch im unrechten Lichte zu erscheinen! Sie verweisen mich auf das todte Buch, wo das herrlichste Himmelsleben seinen zauberhaften Tempel aufgeschlagen, und verwunden mich tief.“

„Ich habe es nicht so böse gemeint,“ flüsterte sie mit reizendem Erröthen, „ich verweise Sie an kein

Buch: ich will keinen Raub an mir selbst begehen," fügte sie leise und mit holdseligem Zagen hinzu.

„Himmlisches Mädchen," rief ich selig zu ihren Füßen stürzend, „darf ich mir diese Worte deuten, darf ich dem offenen Himmel der höchsten Wonne trauen? Ach, Geliebte, wozu noch Geheimnisse unter uns, da es eine Zeit gab, wo ich, der Seligste der Sterblichen, Dir meine reine Liebe offen gestehen, wo Du süßgewährend an meinen Busen sinken durftest. Zeit und Verhältnisse hatten uns getrennt, — aber der Heilige mag entscheiden, ob ich je meiner Schwüre uneingedenk, — ob ich Deiner Liebe je unwürdig geworden."

Ach, sie beugte sich so süß und hingebend über mich, sie hieß mich aufstehen und in meinen Armen hielt ich den lieblichsten Engel der Welt, an dessen Lippen ich mit seligem Entzücken schwelgte, in dessen Flammenaugen ich den süßesten Lohn für all' die lange, schmerzlich hingezweifelte Zeit las.

Da erscholl, — und so lange ich lebe und denke, weicht mir jener furchtbare Ton nicht aus der Seele, — aus dem Nebenzimmer, wo Wilhelm lag, der wilde Ruf eines Dumpfverzweifelnden: „Nein, nimmermehr darfst Du Unwürdiger hoffen, sie zu erhalten!"

Das Blut stockte mir in den Adern wie Eis; ich stand in dem Wahne, der Ausruf gelte mir; Emilie, zur bleichen Bildsäule erstarrt, rang sich aus meinen Armen; sie sah mich wehmüthig flehend an, dann ergriff sie meine Hand und lispelte leise: „Ach, schon wieder ein Ausbruch seiner Geistesabwesenheit. Unglücklicher Bruder, welch furchtbares Geheimniß muß in Deinem Herzen ruhen!"

Ich sah sie mit wortlosem Staunen an, da faßte sie meine Hand fester, zog mich nach dem Gemache des armen Leidenden, öffnete die Thür, — Herr des Himmels, welch fürchterlicher Anblick bot sich meinen Augen dar!

Stumm, keiner Regung mächtig, saß er halb aufgerichtet in seinem Bette, die Hände krampfhaft gegen die Decke des Gemachs gestreckt, die gespenstisch stieren Augen nach der linken Seitenwand gewendet, und ein gestaltloses Etwas mit dem Blicke verfolgend. Bleich und fast zum Gerippe abgemagert, in dieser krampfhaften Stellung, die Gesichtszüge gleichsam durch eine schreckenvolle Anschauung verzerrt, beleuchtet von einem matten Schimmer, der ein grauenvolles Licht auf den Kranken warf, da die Fenster dem Tageslicht verschlossen blieben, — war er mir fast unkenntlich geworden; da

fiel sein starrer Blick auf uns Beide, die wir, Hand in Hand, in der geöffneten Thür standen, — ein furchtbarer neuer Krampf schien ihn zu erfassen, und mit dem Ausrufe: „Nein, der Himmel hat keine Verzeihung für mich!“ sank er ohnmächtig in die Kissen.

Schnell eilten wir dem Unglücklichen zu Hülfe; allein bleich und regungslos lag er da, gleich einer Leiche, kein Erwachen versprechend. Der Arzt wurde gerufen, aber er schüttelte mitleidig den Kopf. Zwar schlug der Kranke nochmals sein Auge auf, allein ein Schlagfluß hatte ihn der Stimme beraubt, und er war blos der Umarmung des Todes entkommen, um bald seine sichere Beute zu werden. Emilie, die holde mitleidsvolle Seele, badete in hellen Thränen, sie wich keinen Augenblick von dem Lager des Bewußtlosen, und nach einer langen, angst- und qualvollen Stunde war Wilhelm nicht mehr.

An einem herrlichen Juniustage des Jahres **1840**, saß ich, der Schreiber dieses, bei meinem herzlichen Freunde Karl von Steiner, in einer blühenden Jas-

minlaube seines romantischen Thalgartens. Neben mir die reizende Emilie, Karls geliebte Gattin, den jüngsten Sprößling ihrer Liebe auf dem schwellenden Lilienarm schaukelnd, und mit Blicken inniger Seligkeit und Wonne an dem Auge ihres Gemahls hangend.

Es war der Siebenzehnte des Brachmonats, und somit wieder ein Jahrestag des Vermählungsfestes beider Glücklichen.

Manches Wort über die selig verflossene Zeit, manche süße Erinnerung früherer Tage, strömte da von den Lippen der Seligen; auch ich stimmte in diesen Ton ein, und Karls Glück galt mir, wie das eigene. Nur eine düstere Stelle dieses glücklichen Lebensspiegels war mir ewig dunkel und unbegreiflich geblieben: es waren die letzten Momente Wilhelms, sein schauervolles Hinübergehen in eine andere Welt, deren Wesenheit undurchdringliche Schleier vor den Augen der Menschen bergen.

Oft schon wollte ich an Karl die bittende Frage richten, mir jenes Geheimniß aufzuhellen, immer hatte ich es noch nicht gewagt; denn die leiseste Erinnerung an jene Momente erfüllte Emilien mit unsäglichen Schmerzen und unerklärlichem Schauer. Jetzt war ich

mit Karl allein, Emilie wurde für einige Zeit abgerufen, und ich entdeckte dem Freunde meinen Wunsch.

„Ach, Du begehrst Entsetzliches, — sey darauf gefaßt!“ Mit diesen Worten eilte er hastig fort, kehrte bald, aber merklich bläßer und wehmüthiger zurück, reichte mir mit zitternder Hand einige zerstückte Blätter und entfernte sich eben so schnell wieder.

Als ich die Blätter in schmerzlicher Erinnerung entfaltete, erkannte ich in den Zügen Wilhelms eigene Schrift, und las zu meinem Entsetzen, wie folgt:

„Friede mit euch, die ihr dieses leset, — und Ruhe der Seele des Unglücklichen, der es schrieb, und der, wenn diese Blätter in eure Hände kommen, vielleicht schon vor dem Richterstuhl der Ewigkeit steht, das Urtheil seiner Sünden erwartend; der euch diese Blätter hinterläßt als ein furchtbares Denkmal menschlicher Verirrung, die sich mit dem eigenen Unglücke nicht begnügt, sondern auch Andere zum Opfer ihrer schändlichen Pläne auserkiest.

Nun ich aus der Welt verschollen und mich die Qualen der Ewigkeit in einer andern Welt erwarten, mögt ihr immer das reuige Bekenntniß meiner Vergehen lesen, und diese Blätter als ein ewiges Denkzeichen bewahren, zur Warnung für euch und eure Kinder. —

Es war an einem trüben Septembermorgen, da stand ich in tiefes, schmerzliches Nachdenken verloren auf der riesigen Koppe allein, wie ein verlorener Baum auf einem unwirthlichen Felsen, hinabblickend in die jähe, unermeßliche Tiefe unter mir, und mit ängstlichen Blicken den Himmel meidend, als ob ich es ahnete, daß der heutige Tag der Anfang einer Unglückskette werden würde, die mich von der Barmherzigkeit des Ewigen losreißen sollte. Da mit einem Male klopfte eine Hand auf meine Schulter, und vor mir stand eine kleine, lederfarbene Gestalt in einen weiten Mantel gehüllt, die mir höhnisch zurief: „Nicht wahr, die Scontavelli! die verdammte Scontavelli! wie tiefsinnig so ein hübsches Weibsgesichtchen den klügsten Mann machen kann!“

Wie aus einem tiefen Traum fuhr ich auf, — wie konnte die fremde, unbekannte Gestalt mein geheimstes Sinnen errathen? Jetzt betrachtete ich sie näher. Die Figur war mir schon irgendwo vorgekommen: ich be-

sann mich, und erkannte in ihr den Spanier, den ich vor Jahren am Crater des Vesuvs fand, der sich kurzweg Pedro nannte, und nun so unvermuthet mir wieder unter die Augen trat.

„Wie in aller Welt kommst Du hieher?“ rief ich erstaunt.

„Wie?“ dehnte er langsam seine Worte, „gut Freund ist immer nah. Nun, lieber Junge, kannst Du ohne Sorgen leben, kannst Dich Deiner Angelika Scontavelli ganz hingeben; Dein alter Herr ist ja heimgegangen zu seinen Vätern.“ —

„Was? mein Vater wäre todt! Mensch, Du lügst!“

„Nun, Dein Alter ist heimgegangen, sage ich, der stört Deine Liebe nicht mehr, — das kleine Schwesterchen ist bald aus dem Wege geräumt, und so bist Du alleiniger Herr, und ungehindert Angelika's“ —

Ich hörte seine Worte nicht mehr; ich faßte ihn krampfhaft an der Brust, schüttelte ihn und drohte, ihn den Felshang hinabzuschleudern, wenn er mir nicht Wahrheit berichte.

„Nur ruhig, ruhig,“ sprach er ganz gelassen, „den Sturz da hinab, den fürchte ich nicht; aber um Dich zu überzeugen, bringe ich hier ein Schreiben mit, das

unten eben für Dich angekommen, und das Dir vermuthlich mehr Licht über die Sache geben wird."

Mit Zittern entfaltete ich den Brief, er war von dem Verwalter unserer Güter, und der Inhalt die Nachricht von dem Tode meines Vaters. Betend sank ich auf meine Knie, im Herzen Abschied nehmend von dem geliebten Vater, und als ich wieder aufstand und mich umsah, da war Pedro verschwunden und nirgends zu gewahren. Nun hatte meine Reise von selbst ihr Ziel erreicht, ich nahm Post, um mein väterliches Erbe wiederzusehen, und befand mich nach einer langen, trüben Reise an dem Orte meiner Bestimmung.

Wie sehr aber mußte ich erstaunen, als mir, dem Ankommenden, der Verwalter eröffnete, bereits seit mehreren Tagen sey eine Dame im Schlosse angekommen, die mich sehnsuchtsvoll erwarte, und der er das obere Stockwerk eingeräumt habe. Ich eilte hinauf, und fand die Scontavelli, die mir liebend die Arme entgegenbreitete. Tage der Vergessenheit lebte ich nun in ihrer Nähe; der Tod meines Vaters, mein eigenes Wohl, meine Ehre, das Glück meiner Untergebenen, Alles war aus meinem Gedächtnisse entschwunden. Sie war es, die Schändliche, welche mich endlich, nach langem Widerstreben, dahin zu bringen vermochte, daß ich meine

kleine Schwester, die zarte Emilie, aus dem väterlichen Hause verbannte und dem Tode weihte. Schon war Pedro, als furchtbar bereitwilliger Ausführer der Höllenthat erschienen, als ein Zufall meinen alten treuen Bernard zum Mitwisser der That machte und das unschuldige Mädchen in seine Hände lieferte. Er mußte mir schwören, des unschuldigen Blutes nicht zu schonen, — und so ward Emilie aus dem Wege geschafft. In den nächsten Jahren kam mancher Moment, der mir die Augen hätte öffnen können. Allein ich war schon zu tief im Bösen gesunken und dem Argen verfallen, — als daß ich mich nun noch hätte emporrichten können.

Die Scontavelli verließ mich, nachdem sie Jahre lang an meinem Herzblute gesaugt, und nahm bedeutende Summen mit, deren Verlust ich aber bald verschmerzen lernte, weil Pedro wohl wußte, meine Launen und Stimmung zu benutzen, und mich nach und nach an Dingen Vergnügen finden lehrte, die jeder gottesfürchtige, jeder redliche Mensch und Christ verabscheut, und die auch ich jetzt eben so sehr beweine, als ich damals nicht Kraft genug hatte mich davon loszureißen.

Da kam es, daß eines Tages meinen alten Bernard die Reihe des Sterbens traf, und daß ich aus

seinem Munde erfuhr, meine unglückliche Schwester sey noch am Leben; ihr Blut sey zwar geflossen, — denn das mußte er beschwören, — aber nicht ihr Herzblut, und sie lebe unter den Kindern des Mayers im nächsten Landhofe. Ein Theil meines Bewußtseyns erwachte; schnell sandte ich hin zu Emilien, und sie im Herzen um all der Unbill willen um Vergebung bittend, suchte ich von nun an ihr alles zu vergelten und zu ersetzen, was ich so schändlich an ihr verbrochen hatte! Möge sie mir, wenn sie dieses liest, nicht fluchen, meine Bahn ist ja abgeschlossen, und die Waage der Gerechtigkeit nicht ferne mehr!

Auch an Dir, geliebter Karl, habe ich viel gesündigt; ich habe sie Dir vorenthalten, Deine Emilie, die Du, die Dich so rein, innig und treu geliebt. Aber es waren die letzten teuflischen Einflüsterungen Pedros, der mich dazu nöthigte, vermöge der unbekannten schauderhaften Obermacht, die er über mich ausübte. Welche zermalmende Reue fühlte ich nicht erst über meine Unthaten, welche drückenden Gewissensbisse vor dem wunderbar räthselhaften Altarbilde unserer Domkirche! Dort, wo inmitten das große schauderhafte Weltgericht gehalten wird, wo der ritterliche reine Erzengel Michael die ungeheure Waage der Gerechtigkeit im Arme hält,

darin der betende Fromme mit seiner Schale tief hinabsinkt, indeß links der verruchte Bösewicht hoch aufschnellt in die Lüfte und von dem Kreuzschwerte Michaels kopfüber herabgeschleudert wird in die Arme der ewigen Qual. Rechts die geöffnete Herrlichkeit des Paradieses, wo all' die Heiligen und Frommen einziehen unter tausendstimmigem Engelchor zur ewigen, glorreichen Anschauung und Anbetung; links der Abgrund der Verdammniß mit allen Stufenleitern des Jammers und durchbohrenden Schmerzes, woraus mir Pedro mit seinem teuflischen Hohne entgegensieht, wie einem, den man schon als gewisse Beute betrachtet; und inmitten zwischen beiden unendlichen Extremen, dieser ernste ritterliche Erzengel, über dem der Sohn Gottes in seiner Glorie schwebt, — — Gott, Gott! wo find' ich vor diesem Bilde Ruhe! *).

Ich war innig gerührt, als ich diesen Nachlaß

---

*) Bekanntlich ist das hier beschriebene Gemälde der grandiöse Inhalt des Danziger Altarbildes von den Gebrüdern Eyck, eines der großartigsten und herrlichsten Bilder der deutschen Schule und der Welt; wie denn der Leser überhaupt in diesem Fragmente mehr Wahrheit, als Dichtung suchen darf.

Wilhelms durchlesen, all sein Unglück erfahren hatte. Es waren seine eigenen Schriftzüge, so bezeugten Karl und Emilie, — nur gegen das Ende viel zitternder und mit ungewisser Hand niedergeschrieben.

22.

Die Ehrenprobe.

Die schöne Frau vom Hause und Baron Neuberg, der für ihren erklärten Geliebten galt, saßen nebeneinander im Sopha.

„Sidonie," sprach der Baron, „ich begreife Sie nicht! und Sie sagen doch, daß Sie mich lieben."

„So ist es auch."

„Und von meiner Liebe müssen Sie doch überzeugt sein!"

„Das ist nun einmal der süße Wahn aller Frauen, die selbst verliebt sind; ich dächte mein eigenes Geständniß beweist, daß ich daran glaube."

„Hören Sie mich Sidonie," fuhr der Baron dringend weiter fort; „Sie sind Wittwe und ganz unabhängig; unser Alter ist harmonisch, Sie zählen vierundzwanzig, ich dreißig Jahre; Sie sind reich, es ist wahr,

aber auch ich besitze mehr als genug für meine Bedürfnisse: und doch, so oft ich Ihnen von unserer Heirath spreche, so oft ich Sie beschwöre, mir dieses Glück zu Theil werden zu lassen, nach welchem ich nun schon sechs Monate lang schmachte — weichen Sie mir aus und halten mich hin! Schmeichle ich mir denn mit einer leeren Hoffnung? Soll ich denn nicht Ihren eigenen Versicherungen glauben? Könnte Ihr schöner Mund anders sprechen, als Ihr schönes Herz fühlt? O wenn Sie mich nicht liebten!"

„Ruhig, ruhig August," begütigte Frau von Pußwald, „ich liebe Sie gewiß."

„Dann begreife ich Sie nicht!"

„Hören Sie, Neuberg: eine Andere würde Ihnen jetzt vielleicht von der schönen Unabhängigkeit des Wittwenthums sprechen, von ihren Reizen und Gefahren —

„Von ihren Gefahren?" meinte kopfschüttelnd August.

„Aber für mich würde es sich nicht schicken, eine solche Sprache gegen Sie zu führen; ich muß offener und redlicher mit Ihnen zu Werke gehen — und darum muß ich Ihnen ein Geständniß thun, das mir wochenlang schon auf den Lippen liegt, ohne daß ich es bis jetzt auszusprechen vermochte."

„Ein Geständniß? haben Sie denn noch ein anderes als das Ihrer Liebe für mich?“

„Sie sollen es hören, mein Freund, wenn Sie mir einige Augenblicke der Aufmerksamkeit schenken wollen.“

„Reden Sie! reden Sie!“ rief August in sichtbarer Unruhe. Er zog sich in die Ecke des Sopha's zurück, wie Einer, der an dem Horizont seines Glückes plötzlich eine besorgliche Wolke aufsteigen sieht — und Sidonie begann:

„Sie wissen, lieber August, daß meine Ehe mit Herrn von Pußwald durch Convenienz zu Stande kam und daß die Liebe keinen Theil daran hatte. Ich kam eben aus dem Fräuleinstift, zählte sechszehn Jahre und mein Vater ordnete die Verbindung. Pußwald war ein Vierziger von angenehmen Aeußeren, hatte ein sehr feines Benehmen und zeigte sich so, daß ein junges Mädchen meines Alters sich ohne Widerrede den Pflichten, die sie noch nicht ahnte und dem Joche, dessen Last man ihr verbarg, unterziehen konnte. Bis dahin war, ohne daß ich es erfuhr, das Leben meines Gemahls ein wildes und zügelloses gewesen, welches er auch jetzt, nachdem er seinen unabhängigen Stand verändert hatte,

keineswegs einstellte. Ich fühlte keine Liebe für ihn, daher ging mir sein unordentlicher Lebenswandel auch nicht sonderlich zu Herzen, doch so jung ich auch war, fühlte ich, daß meinem Leben das Glück, meiner Stellung die Würde fehlte, die ich ansprechen durfte, — und dies besonders, als sich mein Gemahl weiterhin vielerlei zu Schulden kommen ließ, was ihm meine ganze Verachtung zuziehen mußte. Jetzt erst war ich unglücklich. Ueber diese trüben Tage meines Lebens erlauben Sie mir wohl zu schweigen. Pußwald starb; ich wurde mit neunzehn Jahren Wittwe. Jetzt lebte ich neu auf; ich war reich und frei; ich warf meine Ketten ab und trat ungehindert in die Welt, denn schon im ersten Jahre meiner Ehe war auch mein Vater gestorben. Die Trauerzeit war noch nicht um, und schon gaben sich alle Freundinnen Mühe, an meine Wiederverheirathung zu denken. Ich selbst aber hatte einen solchen Abscheu vor der Ehe, ich sah darin nur ewigen Anlaß zu Kummer und Kränkung, ein so lästiges Joch und eine Reihe so schmählicher Nachgiebigkeiten, daß ich offen erklärte, mich meines Wittwenstandes erfreuen und ihn so lang als möglich bewahren zu wollen. Das hielt nun weder Hoffende noch Liebende ab; man fand mich immer und doppelt reizend, weil man wußte, daß ich

den Verlust meines Gemahls nicht beklagte. — Unter Jenen, die Alles aufboten, mir zu gefallen, befand sich ein junger Mann, der jetzt in Ihrem Alter stehen muß, und der mir leider, im Besitz aller jener Vorzüge zu sein schien, welche ein junges Frauenzimmer dem Ideal ihrer schwärmerischen Liebe verleiht und daher nur selten im Leben findet; an ihm glaubt' ich sie zu erblicken. Bald folgte er mir wie mein Schatten, erwies mir alle Aufmerksamkeiten der Liebe, und richtete endlich dieselbe Bitte an mich, wie Sie: er verlangte meine Hand. Ich sagte Ihnen bereits von dem Abscheu gegen die Ehe, den ich empfand; ich schlug daher seinen Antrag aus; aber ich that Unrecht daran, einem Manne, der mir nicht gleichgiltig war, nicht auch zugleich die Thüre meines Hauses zu verschließen. Genug er kam, wenn es ihm gefiel; er war so einnehmend, so zart und liebevoll gegen mich und" —

„Und?" rief Neuberg erblassend, da Sidonie stockte.

„Und," fuhr diese mit niedergeschlagenem Blicke fort, „ich beging einen Fehltritt."

„Sie, gnädige Frau! Sie, einen Fehltritt —?"

„Ja, mein Freund, hören Sie weiter. Ich will nicht zu meiner Entschuldigung anführen, wie jung ich da-

mals wa[illegible] — es sind seitdem fünf Jahre vergangen; ich will nicht sagen, daß ich allein, mir selbst überlassen, ohne Rath ohne Schutz in der Welt stand: das kann mein Vergehen wohl vor mir selbst entschuldigen, aber nichtsdestoweniger bleibt es doch eines. Mein Irrthum währte nicht lange; ich hatte geglaubt, wahre Liebe zu fühlen und sah mich plötzlich in meinem eigenen Wahn getäuscht. Ich liebte den Mann nicht, dem ich den Vorzug gegeben. Zwar besaß er noch immer die Eigenschaften, die meine Unerfahrenheit an ihm erblickt hatte; aber wie ich ihn nun näher kannte, verlor das Ideal seinen Schimmer und mit jedem Tage büßte er an seinen Vorzügen ein. Doch liebte er mich immer glühender und ich muß gestehen, daß er Alles aufbot, mich zu einer Heirath zu bewegen, wozu ich mich jedoch unmöglich entschließen konnte. Endlich müde seines ewigen Dringens und der Bewerbungen eines Mannes, den ich nicht lieben konnte, brach ich das Verhältniß ab, und Sie werden begreifen Neuberg, daß ich mir dadurch einen Feind gemacht habe. — Jetzt bin ich, und zwar allein durch Sie — von meinem Abscheu gegen die Ehe zurückgekommen; doch bevor ich Ihnen meine Hand reiche, hielt ich es für Pflicht, Sie über Dinge zu verständigen, die Sie mir, wenn

Sie sie später erführen, mit allem Recht vorwerfen könnten."

„Und sein Name?" fragte hastig Neuberg, sich vom Sopha erhebend, „der Name dieses Menschen, gnädige Frau, ich muß ihn durchaus wissen!"

„Halt, mein Freund," entgegnete die Wittwe, „ich räume Ihnen keineswegs das Recht ein, solche Fragen zu thun. Meine Geheimnisse gehören mir an. Was mich selbst anging, konnte ich Ihnen mittheilen, aber eine zweite Person zu compromittiren, dazu werden Sie mich niemals nöthigen."

„Sidonie, ich bitte, sagen Sie mir den Namen."

„Niemals!"

„Und Sie müssen mir ihn nennen! ich muß den Mann kennen!"

„Noch einmal, Herr von Neuberg, nein! Es steht Ihnen ganz frei, Ihre Maßregeln hienach zu nehmen."

Bei diesen Worten erhob sich Frau von Pußwald; Neuberg trat ernst vor sie hin.

„Aber, gnädige Frau," fragte er, „Sie sehen diesen Menschen doch nicht mehr?"

„Nein; seit jenem Bruch blieb ihm mein Haus für immer verschlossen, auch habe ich mich übrigens so

gestellt, daß ich niemals in Gesellschaft mit ihm zusammentreffe."

„Was hilft das Alles! er lebt! wohnt vielleicht in Wien wie Sie und ich!"

„Wahrscheinlich."

„Darum also, ich beschwöre Sie, nennen Sie mir seinen Namen!"

„Zum letzten Male, mein Herr, nein!" — Frau von Pußwald schellte ihrem Kammermädchen, begab sich mit diesem in ein inneres Gemach und ließ August mit seinem Zorn und seiner Verzweiflung allein.

„O ich werd' ihn zu finden wissen! genug für mich, daß er in Wien lebt; er stehe mir Rede über das, was seine Prahlerei jetzt vielleicht einen Triumph nennt!"

Er ging unruhig, bewegt und an Liebe und Zartgefühl gekränkt von dannen, erfüllt von jener Eifersucht auf die Vergangenheit, welche das Herz eines delicaten Mannes peinigt und Gift in seine süßesten Glücksträume gießt. Er konnte es diesem einst Beglückten nicht verzeihen, daß er existire, daß er lebe, daß er ihm vielleicht in jedem Augenblick auf der Straße begegnen könne. Dann zürnte er wieder über das fatale Geständniß. Warum hatte Sidonie es ihm gemacht? Er war so glücklich in seiner Unwissenheit. Dann dachte er sich

in die Lage, wenn er nach der Heirath davon in Kenntniß gekommen wäre. Es gibt nun einmal gewisse Vorgeschichten, für die Amor wohl ein Auge zudrückt, die aber Hymen durchaus nicht ertragen kann. Es gibt Männer, denen es nicht genügt, daß ihre Weiber in der Ehe rein und makellos dastehen, sondern die da verlangen, daß sie es auch früher waren. Neuberg war nun von solcher Art. Daher entschied er sich, nichts unversucht zu lassen, um jenen Rival der Vorzeit aufzufinden, und nicht eher als dieses gelungen, Frau von Pußwald wieder zu besuchen. Das war nun eine schwere und zugleich höchst delicate Aufgabe: aber auf einer Seite kam die List und der Scharfblick der Leidenschaft zu Hilfe, und auf der anderen war die Umgebung der Frau von Pußwald nicht so discret und verschwiegen, als diese hoffen mochte, — genug, in wenigen Tagen wußte August bestimmt, daß sein Nebenbuhler von ehedem Herr von Delberg heiße, und erhielt über dessen Umstände und Wohnung ausführlichen Bescheid. Herr von Delberg war von sehr guter Familie, besaß Vermögen, diente als Hauptmann in der Armee, galt für einen ausgezeichneten Offizier und hatte erst jüngst die Expedition in Syrien ehrenvoll mitgemacht. Früher trieb er sich viel und gern gesehen in

der Welt herum; in jüngster Zeit aber, wo er nach Wien versetzt worden, habe er sich ganz zurückgezogen und den Studien gewidmet; er pflege täglich auszureiten und das sei noch die einzige Gelegenheit, wo man ihn zu sehen bekomme.

Neuberg entschloß sich kurz, er promenirte vor dem Hause des Verhaßten, er wollte ihn zur bewußten Stunde ausreiten sehen, ihm folgen und ihn durch einen Affront zu einer Ehrenausgleichung zwingen. Fiel er selbst, gut, so war Alles vorbei; fiel aber der Gegner, so verschwand der Zeuge von Sidonien's Schwäche und er durfte die, welche er liebte, besitzen. Denn mit ihr auf dem Fuße, wie einst Delberg zu leben, darein, das wußte er, würde sie niemals willigen. Vergebens hatte jener seine Hand angeboten; ihr Stolz würde noch weniger ein Herz ohne Hand annehmen. — Aber Hauptmann Delberg, dieser angeblich tägliche Reiter, ritt jetzt niemals aus und ging auch nicht aus. Zwei Tage waren so unter vergeblichem Harren verstrichen, als der ungeduldige Neuberg den Entschluß faßte, diesen Gegner, der sich zu verbergen schien, in der eigenen Wohnung aufzusuchen.

Er erschien und fragte nach Herrn von Delberg. Ein Bedienter geleitete ihn durch mehre Piecen, ließ

ihn einen Augenblick warten und führte ihn dann in ein kleines Zimmer, wo Herr von Delberg auf einer Ottomanne, das Haupt tief in ein Kissen gedrückt, lag. Er schien an heftigen Fieberanfällen zu leiden und auf seinen Wangen lag jene gefährliche brennende Röthe, die das untrügliche Zeichen eines Brustleidens ist. Auch schien er sich nicht einmal erheben zu können, sondern gab nur mit der Hand ein Zeichen, der Gast wolle in dem nahegerückten Fauteuil Platz nehmen.

„Darf ich fragen, was mir die Ehre Ihres Besuches verschafft?"

Neuberg, der nicht darauf gefaßt war, einen Kranken zu finden, und der die Unmöglichkeit fühlte, einen Mann in Fieberqualen zu beleidigen oder zu provociren, blieb stumm und wollte, selbst auf die Gefahr hin, für verrückt gehalten zu werden, sich erheben und forteilen, als Herr von Delberg sich von Neuem an ihn wandte:

„Nicht wahr, ich habe doch das Vergnügen, Herrn Baron Neuberg bei mir zu sehen?"

„Der bin ich."

„Dann begreife ich Ihre Verlegenheit und kann wohl auch die Absicht Ihres Besuches errathen."

„Wie, mein Herr Hauptmann, Sie wüßten —?"

„Ja, Herr Baron, dieselbe Person die Ihnen meinen Namen verrieth, glaubte mich von Ihren Forschungen in Kenntniß setzen zu müssen."

„Dann wissen Sie also" —

„Daß Sie Frau von Pußwald heirathen wollen und daß diese Ihnen ein Geständniß gethan hat."

„Daraus folgt mein Herr" —

„Was folgt daraus, mein Herr? Wenn ich nun dieses Geständniß nicht bestätige, wenn ich Alles in Abrede stelle? Was dann? — Aber gesetzt den Fall, ich gebe die Wahrheit zu — was ich aber niemals thun will, wenn Ihnen dies gefällt — was wollen Sie dann von mir? Einen Ehrenhandel?

„Offen gesagt," erwiderte Neuberg, „nur um diesen zu suchen, kam ich hieher."

„Ja, aber unter welchem Vorwand? Wir leben in einer Zeit, wo der Zweikampf zwar durch das Gesetz geächtet, aber doch seine Wurzeln in der Sitte und in den Verhältnissen behält. Doch giebt es wohl niemals einen Zweikampf ohne allen Grund!"

„Ohne allen Grund!" rief Neuberg aus.

„Ich begreife wohl, Herr Baron, daß Si sehr feinfühlend sind, aber das verpflichtet doch mich zu nichts. Angenommen, Frau von Pußwald habe wahr ge-

sprochen: sind denn Sie ihr Vater oder ihr Bruder? Worüber auch könnten Sie mich zur Rede stellen? Ich habe die Dame weder verführt noch betrogen. Die einzige mögliche Art der Genugthuung, ich habe sie ihr immer angeboten und biete sie noch an: ich bin bereit sie zu heirathen. Unter welchem Vorwande wollten Sie mich jetzt dafür zur Rechenschaft ziehen oder bestrafen, daß ich vor fünf Jahren glücklich war; zu einer Zeit, wo Sie weder an Liebe zu dieser Dame dachten, noch irgend Ansprüche hatten; zu einer Zeit wo, wenn ich damals die Ehre Ihrer Freundschaft genossen und Sie zu meinem Vertrauten gemacht hätte, Sie mich gewiß nicht herausgefordert, sondern mir zu meiner Eroberung gratulirt haben würden. Sie sehen, Herr Baron, daß ich, selbst abgesehen von dem Zustande, worin ich mich befinde, keine Herausforderung von Ihnen annehmen kann."

Nach diesen Worten befiel den Kranken ein heftiger Husten, die Stimme schien zu ersticken, er sank fast ohnmächtig in das Kissen zurück und hatte kaum Kraft genug den Glockenzug zu fassen; der Bediente und ein Krankenwärter erschienen und beschäftigten sich mit dem Ohnmächtigen. August mußte seine Pläne der Genugthuung aufgeben und entfernte sich mit dem Ge-

danken, daß der Tod ihn ohnedies bald von diesem unwillkommenen Theilhaber des Geheimnisses befreien müsse. Auf der Treppe begegnete er seinem Arzte.

„Sie besuchen den Hauptmann, Doktor?"

„Ja, Freundchen!"

„Der lebt wohl nicht lange mehr? nicht wahr?"

„Den Teufel auch! was kommt Ihnen in den Sinn? Ich hole ihn ja eben zu einem Diner ab, wobei wir uns trotz ein Paar Naturforschern gütlich thun wollen."

„Wie, also ist sein Brustübel noch nicht ins letzte Stadium vorgerückt?"

„Delberg ein Brustübel? sind Sie bei Troste? Der hat gesundere Lungen als Sie und ich und lebt noch länger als wir Beide. Der hat den ganzen Feldzug in Syrien mitgemacht, ohne auch nur den Schnupfen zu bekommen. Das ist ein Körper wie Eisen und Stahl."

Neuberg eilte zu Frau von Pußwald; er war blaß und außer sich. Auf seinem Gesichte drückte sich der schmerzliche Kampf aus, den er nun schon tagelang kämpfte, der Kampf zwischen den zwei stärksten männlichen Gefühlen: Liebe und Ehre. Die

freundliche, anmuthige Wittwe empfing ihn mit einem Lächeln.

„Drei Tage lang hat man Sie nicht gesehen, Auguſt!“

„Und jetzt komme ich, um Ihnen Lebewohl zu ſagen, gnädige Frau,“ antwortete Neuberg mit zitternder Stimme.

„Was ſagen Sie, Auguſt, wäre das Ihr Ernſt?“

„Der Himmel iſt mein Zeuge, Sidonie, wie ich Sie liebe und welche Hochachtung ich immer für Sie gehegt, — dieſe Hochachtung, verzeihen Sie, gnädige Frau, ich werde ſie auch künftig für Sie bewahren, wie meine Liebe — aber jener Menſch, jener unglückſelige Menſch —!“

„Nun wohlan, was iſt's mit ihm?“

„Ich komme von ihm; die eine Hälfte Ihres Geheimniſſes beſitzend, mußt' ich mich der anderen bemächtigen. O! ich bin außer mir, ich bin wahnſinnig! Ich bin hingegangen, ihn zu fordern, aber er iſt krank wie er ſagt, und während er zu ſterben ſcheint, verſichert mir ſein Arzt, daß er noch hundert Jahre leben könne. Herr von Delberg ſcheint ſich nun einmal nicht ſchlagen zu wollen, und ich müßte nun künftig, wenn ich Sie am Arme führte, auf den Promenaden, in der Kirche,

in der Gesellschaft dem Manne begegnen, der sich — verzeihen Sie! — Ihres Fehltritts rühmen, der da sagen könnte: Seht ihr sie dort, die dort, Neuberg's Frau, früher einmal, es sind nun fünf Jahre — oder es sind sechs, sieben Jahre her, da — nein nimmermehr, gnädige Frau!"

„Sie schlagen also meine Hand aus?"

„Nein — das nicht, ich habe nicht die Kraft dazu. Aber verkaufen wir unser hiesiges Besitzthum, verlassen wir Wien und Oestreich und ziehen in ein fernes Land, das keine Erinnerungen für uns hat — willigen Sie ein und ich bin bereit, Ihr Gemahl zu werden."

Sidonie öffnete gerührt ihre Arme und flog an seinen Hals.

„Ja, mein Freund," rief sie freudig, „Sie werden mein Gemahl, aber wir verkaufen nichts und ziehen nicht fort; denn es hat niemals einen Fehltritt oder eine Schwäche gegeben, um deren Willen ich oder Sie Ursache hätten, die Augen niederzuschlagen."

„Wie? gnädige Frau!"

„Hören Sie mich, August, ich habe Ihnen von den Fehlern meines verstorbenen Mannes erzählt, aber ich habe Ihnen nicht Alles gesagt: er war antheillos, untreu, liederlich: das betrübte mich wenig; was mich

aber hundertmal darüber erröthen machte, seine Frau zu sein, das war seine Gleichgiltigkeit gegen meine Ehre. Ich glaube, wenn ich es gewollt, er wäre der Helfer meiner Schande geworden; einmal sogar ließ er mich verstehen, daß er Etwas dergleichen zur Realisirung eines bedeutenden Vortheils wünsche. Es giebt Frauen, die sich vergessen können, aber selbst solche verlangen gewiß von ihren Männern, daß diese strenge Wächter ihrer Ehre sind, welche dann noch immer unbewachte Augenblicke zu nutzen weiß. Empört durch Pußwald's gemeine Gesinnung, schwur ich mir's zu, meine Hand nur einem Manne zu reichen, der meine Ehre so streng wie seine eigene wahrt. Für die Zukunft seiner Frau kann ein Mann nicht einstehen, aber jedenfalls übernimmt er mit ihr ihre Vergangenheit. Wenn Sie mir nicht entsagten, August, hätten Sie mich verloren."

„Also diese frühere Liebe — ?"

„Ist nichts als ein ersonnenes Mährchen."

„Dieser Name, den Sie mir verheimlichten — ?"

„Sollte Ihnen von meinem Kammermädchen verrathen werden, die den Auftrag hatte, sich von Ihnen gewinnen zu lassen und damit ganz vortrefflich zu Stande gekommen ist."

„Und Hauptmann von Delberg?"

„Mein leiblicher Vetter in allen Ehren, lange in auswärtigen Garnisonen abwesend und endlich nach der Affaire von Saida seines Lieblingswunsches, in Wien zu bleiben, theilhaftig."

„Aber seine Krankheit — ?"

„Nichts als Verstellung; er bedurfte doch eines Vorwandes, um sich mit Ihnen nicht schlagen zu müssen; war er nicht krank, so beleidigten Sie ihn vielleicht so, daß der Degen gezogen werden mußte. Er ist so wohl wie Sie selbst, Sie können sich davon überzeugen."

Bei diesen Worten ging eben die Thüre auf, und herein trat Cousin Delberg gesund, kräftig und heiter, von den Wangen war das gefährlich aussehende Carminroth verschwunden; mit dem Hauptmann erschien zugleich der Arzt.

Man begrüßte und lernte sich nun anders kennen.

„Der Teufelsdoctor da," meinte der Hauptmann, „hätte bald eine Kriegslist vereitelt, um deren Willen ich mich drei Tage lang wie ein Karthäuser daheim einschließen mußte."

„Aber, Sidonie, wie haben Sie mich genarrt!" sprach mit zärtlichem Vorwurf August.

„Beklagen Sie sich nicht," entgegnete die Schöne, „ich habe Ihnen Gelegenheit gegeben, einer ehrbaren

Frau zu beweisen, daß Sie so recht ein Mann von Ehre sind."

Und man ging zu dem bewußten Diner, wobei sich der Hauptmann, der Doctor und mehre andere Gäste als würdige Naturforscher erwiesen und bei welchem die liebreizende Wirthin Herrn von Neuberg als ihren Bräutigam vorstellte.

23.

Unsichtbar.

Arme Juana! welche Angst in Deinen Blicken! Was neigst Du Dich so forschend zum Fenster hinaus, während die Mutter in dem Gebetbuche des alten Großvaters liest?

Zwei Stunden sind der übrigen Welt dahingeflogen, nur Dir schleppten sie sich wie eine Ewigkeit hin, — denn Du warst immer am Fenster und blicktest ängstlich hinaus.

Kein Mensch auf der Straße, Alles leer und still, denn sie sind jetzt Alle draußen im Prado; dort sind Plätze und Wege voll hübscher Damen und schmucker Cavaliere, die im Sternenglanz der Abendfrische die Hitze des schwülen Sommertages vergessen wollen.

Auch für die ärmeren Mädchen hat jetzt die Stunde langersehnter Freuden geschlagen — die Stunde der

Stelldichein und süßer Blicke; der Bolero nimmt sie auf seine Sehnsuchtschwingen, der Fandango reißt die Entzückten und Vergessenden mit sich fort zum schönen Abweg, und leise und geschwätzig lispelt das Echo der Lüfte die Refrains der schmachtenden Seguidillas nach.

„Die duftenden Blumen, — so dachte Juana — die ich mir sorglich ins Haar geflochten mit so vieler süßheimlicher Hoffnung, ach, sie verwelken schon! Wieder ein Tag in Einsamkeit verloren! Werden solche Tage auch für Leben gezählt werden!" — Zwei heiße Thränen rollten über ihr blasses Angesicht, und mit krampfhafter Hand drückte sie ihr Herz.

Da belebt sich mit einem Male ihr Blick, ein leises Lächeln zittert um ihre Lippen, und tausend schnelle Freudengedanken schweben in leisen Spuren über ihre Stirne hin. Ein Geräusch traf ihr Ohr, es klang wie Schritte.

„Er kömmt!" ruft sie entzückt. „Wie kindisch war ich, daß ich zweifeln konnte: es hat ja noch nicht einmal Neun im Marienkloster geschlagen!" Aber diese letzten Worte gingen in ein Schluchzen über . . sie hatte sich getäuscht — er war es nicht.

„Ach ich habe es ihm gewiß noch nicht recht gesagt, wie sehr ich ihn liebe, — sonst könnte er mich nicht

so namenlos quälen, mir das Leben nicht so tief verleiden! . . . Nein, Nein! meine schweigende Gluth ließ ihn noch nicht Alles errathen; — o er komme, komme noch heute, und ich will ihm ein Lied singen, woraus er meine ganze Seele kennen lernen soll; — wenn er mir die Hand drückt, will ich erröthend und verwirrt sie nicht mehr zurückziehen, . . . ich will es ja gern geschehen lassen; aber ich zittere immer so, wenn er da ist . . ."

Und die bange Besorgniß wuchs in dem Herzen des jungen Mädchens immer mehr, denn ein Leiden, brennender als alle früheren, die Eifersucht verzehrte sie. Eine Tochter des glühenden Castiliens, glaubte sie ihren Gomez in der Mitte eines glänzenden Festes zu sehen. Die schönen Damen der großen Welt umschwärmten ihn und gaben ihm süße Worte, und der junge Mann antwortete Einer von ihnen mit so sanften Blicken und Reden, daß die Fragende hold erröthete . . . Sie, die arme Juana, war vergessen! . . .

Jetzt hatten sich die erträumten Bilder wieder aufgelöst, alles war verschwunden, und Juana versank in die Nacht des Trübsinnes, die finsterste von allen.

Der böse Geist des Zweifels hatte sich nun einmal ihres Herzens bemächtigt und ließ von seiner Beute

nicht so leicht ab; tausend Phantasiebilder zeigten ihr den Geliebten glücklich im Vergnügen, ohne ihres gemeinsamen Glückes zu gedenken.

„Himmel! — so flehte jetzt das Mädchen — wenn ich nur seinem Schritte folgen könnte, unsichtbar für alle Augen, unsichtbar für ihn selbst!" Und verloren in diesen Wunsch der Unmöglichkeit, senkte sie das schöne Köpfchen und flehte um den Tod, weil sie die Zweifel alle nicht mehr zu ertragen vermochte.

In diesem Augenblicke schritt ein Engel durch die Sterne, er las die Gedanken der Menschen wie stille Blumen auf, und hörte den geheimen Wunsch des Mädchens. Ein Stern leuchtete jetzt vor allen hellglänzend, auf ihn heftete Juana den nassen Blick, und es war ihr, als ob auf seinen Strahlen eine leise Stimme niederglitte, die ihr zulispelte: „Dein Wunsch sei erfüllt, mein Schwesterchen! . . auf baldiges Wiedersehen — hier oben!"

Die Stimme verklang, — der Stern war verschwunden.

In der Seele des Mädchens war jetzt Glaube und Vertrauen. Die Mutter war indessen eingeschlummert; sie hauchte einen leisen Kuß auf die Stirne der Schläferin und eilte, heiter und entschlossen durch ihr Ver-

trauen fort. Bald hatte sie den großen Marktplatz hinter sich.

An der verliehenen Eigenschaft der Unsichtbarkeit konnte sie nicht lange zweifeln. Mehr als eine Freundin war ihr begegnet, sie hatte ihre Kleider berührt, aber kein Kopf drehte sich nach ihr um; mitten durch einen Kreis von jungen Männern war sie erröthend gegangen und Keiner hatte gesagt: „Sieh doch das hübsche Mädchen!“ wie sie sonst wohl thaten. Juana wußte also, daß sie unsichtbar war.

„Aber wo ihn finden?“ so sprach sie jetzt zu sich selbst und hielt ihre Schritte an.

In diesem Augenblicke kam eine reiche große Sänfte vorüber, langsam von vier Thieren getragen. Juana konnte leicht sehen, wer darin saß.

Eine Dame von blendender Schönheit prangte im Hintergrunde; nach ihrem kostbaren Anzug, nach ihren gebieterischen Bewegungen hätte man sie für eine Fürstin halten können. Ihr launisches und herrschendes Auge schien den glänzenden Cavalieren, die sie umgaben, Trauer und Entzücken nach Belieben zuzutheilen.

Juana's Unentschlossenheit hatte sich gar bald entschieden, denn neben der schönen, prachtvoll geschmückten Dame hatte sie ihren Gomez erblickt. Schon wollte

sich ihrer Brust ein Schrei entwinden, aber eingedenk ihrer geheimen Macht, folgte sie ihnen, den Blick fest auf Beide hingerichtet.

Arme Juana! wie bald fand sie Grund die Leiden ihrer Einsamkeit zu bedauern. Jede Bewegung des jungen Mannes war ein Zeichen seiner neuen Leidenschaft, ihr ein Dolchstich; jedes seiner feurigen Worte, wie fiel es ihr aufs Herz! O wie schienen ihr jetzt alle seine Worte, die er einst an sie gerichtet und die damals ihr Glück ausgemacht, so seelenlos und kalt gegen die, welche er jetzt zu der schönen Norsina sprach.

Denn sie war es. Es war die Italienerin, deren hinreißende Stimme Alles bezauberte; die nach ihrer schönen Laune alle Köpfe von zwanzig und mehr Jahren, die Hoffnung und die Blüthe Spaniens in unruhige Bewegung setzte, sie, die durch eine hingeworfene Blume ihres Busenstraußes die heiligsten Bande zerriß. O, sie war eine gefährliche Syrene diese Norsina!

Und an diesem Abend hatte Gomez bei seinem Degen geschworen, daß ihm von ihr ein entscheidender Beweis der Auszeichnung vor seinen Mitbewerbern zu Theil werden solle und koste es sein Blut. Nicht die Gunst der schönen Römerin allein war es, es war vielmehr der Ruhm des glücklichen Erfolges, den er seinen

bürigen Vorzügen beifügen wollte; ihre Liebe sollte ihm gleichsam zur Stufe dienen, welche ihn an Schönheit, Glück und Reichthum über seine Genossen erhöbe. Aber die Italienerin schien seinen Plan errathen zu haben, und der Jüngling mit dem Herzen voll Leidenschaft und dem brennenden Kopfe, ward von ihr um so mehr beherrscht, je tollkühner er sich mit ihr in einen Kampf einlassen wollte, die mit dem Verstande der Menschen umzugehen pflegte, wie ein Eroberer mit dem Leben der Besiegten.

Der fröhliche Zug war indessen vor einem herrlichen Gebäude angekommen. Norsina schwebte, leicht auf Gomez Arm gelehnt, die Treppe hinan und lud die Herren mit einem Winke ein, ihr zu folgen. Juana zögerte einen Augenblick, aber von ihrem Schicksal fortgerissen, betrat sie die Schwelle mit wankendem Schritt.

Unter hellem Fackelglanze kamen sie in einem Saale an, den der Luxus der Zeit verherrlichte. Eine kostbare Abendtafel war hier bereitet. Man setzte sich; Jeder so nahe als es anging zu Norsina. Die Unterhaltung wurde bald lebhaft, — aber das arme spanische Mädchen, seitwärts sitzend, erstaunte, jetzt zum ersten Male die Sprache ihres Landes nicht verstehen zu können; so

weit waren diese Reden, in denen man absichtlich den Sinn verbarg, diese ironischen Worte und diese anzüglichen Witze von der einfachen Sprache des natürlichen Mädchens, von den ernsten Worten der Mutter und von Gomez liebevollem Geplauder verschieden. Jetzt erkannte sie ihn nicht wieder . . o, wenn er sich ihr jemals so gezeigt hätte! . . Juana würde ihn zurückgestoßen und niemals wieder gesehen haben.

Aber wie ganz anders benahm er sich im Hause der alten Wittwe! — Dort liebte er das stille, reizende Kind aus vollem Herzen; die Römerin aber hatte ihm den Kopf verrückt! — —

Bald drangen alle Gäste in Norsina, daß sie ihnen ein italienisches Lied singe. Das hieß ihren eigenen Wunsch aussprechen; denn die Lyra war in ihrer Hand eine Waffe, mit der sie tödtliche Wunden beizubringen verstand.

Volle und schöne Accorde gingen bald in eine schwermüthig ernste Melodie über. Sie sang ein zartes, elegisches Lied, geschaffen, die Thränen aus dem Herzen in die Augen zu locken. Den letzten Schwingungen ihrer Saiten folgte ein allgemeines tiefes Stillschweigen, denn Niemand wagte es, für so himmlische Töne ein gewöhnliches Lob oder nichtssagende Schmeichelreden zu zollen.

„Wie? meine Herren," — begann nun die Zauberin — „wär' es möglich? dieses Liedchen hätte plötzlich das heitere Lächeln von Ihrem Munde gebannt? Schnell einen munteren Bolero des freundlichen Spaniens!" Und die Saiten erklangen von Neuem herrlich und hinreißend und die süßesten Worte tönten zu den lieblichsten Weisen.

Nach tiefer Rührung hatte die Unwiderstehliche jetzt im reichsten Maaße Bewunderung erregt, — doch war ihr dies noch nicht genug; sie wollte die Gemüther nochmals zur Wehmuth stimmen, als gehöre dieser Abend melancholischer Schwärmerei.

Das sanfte Vorspiel ertönte und Juana sah Gomez blaß werden und zittern; denn sie Beide erkannten das Ritornell einer Romanze, die Beide oft zu Thränen gerührt, wenn Juana sie des Abends dem Geliebten vorsang. Diese einfachen, seelenvollen Töne ließen in Gomez die süßen Erinnerungen der jüngsten Vergangenheit plötzlich erwachen, sein Herz that sich auf, und Thränen zitterten in seinem Auge, — . . Thränen, die nicht Norsina hervorrief.

Die Nacht war indessen vorgerückt, und die Gesellschaft, noch vor Kurzem so muthwillig heiter, schied jetzt ziemlich ernst und schwermüthig durch diesen letzten Gesang.

Die Italienerin entließ alle übrigen mit freundlichem Gruße . . nicht so Juana's Geliebten.

„Die Nacht ist so schön, Don Gomez Lara! wollen Sie sie nicht in meinem Garten genießen? Ach ich fühle mich so gedrungen, mit einem Freunde zu plaudern, bevor ich meine Augen, ermattet durch den Glanz dieser Lichter, schließe. Kommen Sie! das Licht des Mondes fällt so zauberisch auf meine Orangenbäume; ich will Ihnen meinen Kummer mittheilen, und meine Leiden fern von der Heimath und den Meinen! . . Und Sie Glücklicher! . . Sie mögen mir von Ihren Liebschaften erzählen!"

Gomez hatte, geschmeichelt durch diese Auszeichnung, schnell sein früheres Gefühl vergessen, nahm von seinen Freunden mit einem vielsagenden Blicke Abschied und begleitete die Römerin in die duftenden Laubengänge des Gartens. Juana folgte ihnen zitternd und mit aufgelößtem Haar. Ihre Füße berührten kaum den Boden, und ihre Schritte klangen wie das Echo der vor ihr her Wandelnden.

Es währte nicht lange, und das Gespräch der Beiden wurde inniger. Sie saßen vertraulich auf einer Rasenbank und Norsina schilderte dem Jünglinge ein Paar Scenen ihres früheren Lebens, in denen sie seelenrein und in naiver Liebe erschien. Und dann folgte

die Erzählung, wie sie hintergangen und endlich das geworden, was sie jetzt sei, ein Weib, das nur spielt und täuscht, weil sie ehemals selbst so viel betrogen worden. Ihre Worte hatten jene überzeugende Wahrheit der Thränen, welche allen Gemüthern eigen ist, die viel von der Welt gelitten haben. Sie zeigte sich Gomez von einer ganz neuen Seite, und an die vielen Lockungen des Abends reihte sie jetzt unwillkührlich die mächtigste von allen, die Wahrheit.

Hingerissen von der Unwiderstehlichen, dachte der junge Spanier jetzt an nichts weiter als an sie, auf die Knie gesunken, versprach er ihr sein ganzes Leben zu widmen, und bot ihr seine Liebe von zwanzig Jahren, um die Leere ihrer Tage damit auszufüllen.

Eine Thräne entsank Norsina's Augen. — Gomez hätte die Perle mit einer Welt bezahlen mögen. Den schönen Kopf auf eine Hand gestützt, überließ sie ihm die andere.

„O halt ein!" so lispelte sie jetzt, „Deine Worte thun mir zu wohl! bald sprächest Du vielleicht andere, die den schönen Traum vernichten könnten. — O, laß mich lange, lange so schön träumen!" — Und Beide schwiegen still.

Regungslos und zerrissen vom Schmerze hatte

Juana gelauscht. Den matten, kalten Blick zum Himmel gewendet, sah sie jetzt wieder den Stern hellglänzend vor allen, und ermuthigt durch diesen Anblick näherte sie sich dem treulosen Castilianer, beugte sich an sein Ohr und flüsterte so, daß nur er es vernehmen konnte: —

„War ich nicht auch schön, als Du in mein Leben tratest? Konnte Dich ein weibliches Wesen jemals mehr lieben als ich? Welches Opfer wäre mir für Dich zu schwer geworden? ... und nicht einmal verlangt hast Du Eines von mir!"

„Ach, ich war wie die Blume, die nur lebt, wenn der Sonnenstrahl ihr leuchtet; von Dir entfernt, waren nur Thränen mein Loos. Du hast mich zur ungehorsamen Tochter, zur gleichgiltigen Freundin gemacht; ich war nur für Dich auf der Welt; aber für Dich wollte ich Alles seyn..."

„O warum hast Du mir nicht gesagt, daß ich so sein mußte wie dieses Weib? Die Liebe hätte meine Stimme so verführerisch, meine Worte so leidenschaftlich gemacht. Alles, Alles hätte ich für Dich gethan.. nur das Böse nicht!"

Und Gomez wie von einer überirdischen Gewalt ergriffen, fühlte sich von Reue und Gewissensbissen zer-

rissen. Schnell ließ er die Hand der Fremden, preßte beide Hände gegen die Brust und schien heimlich etwas abzubitten. Aber das arme Mädchen setzte ihre Abschiedsworte fort, — sie fühlte, es seien ihre letzten:

„Hast Du mich jemals geliebt? Nur einen Tag lang geliebt? O sag es, sag es mir, ob ich nur wenige Stunden Dein Herz, Dein Leben so beherrschte, wie Du meines in allen Augenblicken, in allen Gedanken, die ich je gedacht? Denn ich, ich liebte Dich ehe ich Dich kannte, von Kindheit an warst Du der Verlobte meiner Seele, ich erkannte Dich, als Du mir zum ersten Male erschienst, und sagte still und entzückt zu mir: Er ist's!"

In diesem Augenblicke wollte sich Norsina erheben, sie reichte Gomez die Hand, um ihr Gespräch von früher anzuknüpfen. Dieser fuhr sich über die glühende Stirn, wie Einer, der die Erinnerung eines bösen Traumes verwischen wollte. „Lebhaft — wie eine Vision!" so sprach er für sich.

Er war aufgestanden. Bei dem ersten Schritte, den er that, stieß sein Fuß an einen Körper. Die Strahlen des Mondes fielen auf die Stelle, blaß und düster wie das Licht einer Todtenlampe, sie zeigten dem Castilianer und der Sängerin die zarten, hinfälligen Formen eines jungen Mädchens, das ausgestreckt im Sande lag.

Bebend vor Entsetzen neigte sich Gomez nieder zur Erde und außer sich vor Verzweiflung faßte er in seine Arme — den leblosen Körper Juana's! ...

Der hellglänzende Stern leuchtete nicht mehr, und der Engel, der die Gedanken der Menschen wie stille Blumen aufliest, geleitete die Seele einer schönen Schwester hinauf, wo die Thränen der Unschuld vergolten und an ihren Urhebern gestraft werden.

— Zwölf Monden später starb ein Mann auf dem Grabe eines Mädchens.

24.

Die culinarische Tragödie.

Es war ein Sonntag und zwar der 26. April 1671; in dem berühmten Hotel von Carnavalet versammelte sich die ganze schöne Welt; aber die Marquise von Sevigne, die nichts so leicht von dem liebevollen Gedanken an ihre holdselige Tochter abwendig machen konnte, hatte sich in eine Ecke des Salons zurückgezogen, um dort aus freiem Geist und vollem Herzen an ihre geliebte Provencalin, Frau von Grignan, zu schreiben.

„Madame", so wandte sich jetzt der Marquis von Villars an die geistreichste Schwätzerin aus der Zeit des vierzehnten Ludwig, „schreiben Sie Ihrer liebenswürdigen Tochter, daß ich eben von Ihrer mütterlichen Güte mir das Recht erbitte, von diesem bewunderungswürdigen Porträt der Abwesenden eine Copie nehmen zu lassen."

„Von mir," rief die junge Gräfin von Guiche, „sagen Sie der lieben Grignan, daß ich sofort nach ihrem Wunsche eine Modellpuppe coiffüren lasse, von welcher sie den neuen Kopfputz der Herzogin von Nevers abnehmen kann."

„Und Sie, Herr von Larochefoucauld?"

„Ich umarme sie im Geiste."

„Und Sie, Herr von Montausier?"

„Theilen Sie ihr mit, Madame, daß ich mich Ihnen so eben nähere, um Ihnen einen Kuß für sie zu geben."

„Sehr verbunden — an ihrer Statt. Und Sie, Abbe Tetu?"

„Schreiben Sie ihr, die Sie mit Recht die schönste Tochter nennen dürfen, daß ich noch immer an Gott glaube und in diesem Gedanken geduldig abwarte, ob die Majestät geruhen wird, eines Tages einen Bischof aus mir zu machen."

„Und Sie, Herr von Hacqueville, was soll dieser Brief von Ihnen melden?"

„Bemerken Sie ihr gütigst, daß sie binnen acht Tagen von mir einen ausführlichen Bericht über das, was sich jüngst in Chantilly zugetragen, erhalten soll."

„Vortrefflich! Ich selbst erzähle ihr gerade von dem traurigen Ende des unglücklichen Vatel, wie es mir Moreuil mitgetheilt hat. Hören Sie die Geschichte, wie ich sie meiner Tochter berichte, und urtheilen Sie ganz frei darüber."

„Donnerstag Abends kam der König an; die Promenade, die Collation an einem rings mit Jonquillen ausgeschmückten Orte, alles war nach Wunsch. Man ging zum Souper; an einigen Tischen war der Braten nur spärlich, weil mehr Gäste gekommen waren als man erwartet hatte. Das nahm sich Vatel zu Herzen, zu öfteren Malen äußerte er: „Meine Ehre ist verloren, das ist eine Schmach, die ich nicht ertrage!" Zu Gourville sagte er: „Mein Kopf schwindelt, es ist die zwölfte Nacht, daß ich nicht schlafe." Gourville sagte das dem Prinzen und der Prinz verfügte sich darauf selbst auf Vatels Zimmer und sprach zu ihm: „Vatel, Alles ging vortrefflich; das Souper des Königs war wahrhaft ausgezeichnet." Dieser antwortete: „Gnädigster Herr, Ihre Güte erdrückt mich, ich weiß nur zu gut, daß es an zwei Tafeln an Braten gemangelt hat." „Warum nicht gar," begütigte der Prinz, „setzen Sie sich nichts in den Kopf, Alles ging gut." — Um vier Uhr des Morgens machte Vatel bereits wieder die

Runde; Alles schlief noch; er begegnete einem der ausgesandten Boten, welcher nur zwei kleine Körbe voll Seefische brachte. „Ist das Alles?" fragte er ängstlich. „Ja," antwortete dieser, der nicht wußte, daß andere Leute nach allen Hafenseiten geschickt worden waren. Vatel wartet noch eine kurze Zeit; keiner der anderen Boten erscheint; das steigt dem Ehrgeizigen zu Kopf, er glaubt keine Seefische mehr zu bekommen; er sieht Gourville und sagt zu ihm: „Diese neue Schande überleb' ich nicht." Gourville scherzt darüber, Vatel aber eilt auf seine Stube, stemmt den Degen gegen die Thüre, rennt sich ihn durchs Herz und stürzt todt zu Boden. Indessen kommen von allen Seiten her Seefische an, man sucht Vatel, daß er darüber verfüge; man begibt sich auf sein Gemach, pocht, bricht endlich die Thüre ein und findet ihn schwimmend in seinem Blute. Man eilte zu dem Prinzen, der in Verzweiflung gerieth und Thränen vergoß. Man meinte, es sei aus überreiztem Ehrgefühl geschehen; man lobte ihn allgemein; man bewunderte und bedauerte diese seltene Entschlossenheit. Gourville bot Alles auf Vatel's Verlust unmerklich zu machen; man dinirte vortrefflich, man soupirte, promenirte, jagte und spielte; man amüsirte sich köstlich. Das ist's, was mir Moreuil mitgetheilt

hat, um Dir davon zu schreiben. Ich selbst weiß nichts Näheres." —

„Wohlan, meine gnädige Frau," nahm jetzt Herr von Hacqueville das Wort, „ist es Ihnen gefällig das, was Sie von dieser Geschichte nicht wissen, und den eigentlichen Grund, der Vatel's Tod veranlaßte, an diesem Abend aus meinem Munde zu vernehmen? Meine Erzählung wird Ihrem Briefe nicht sehr ähnlich sehen. Sie haben eine chevalereske Phantasie zu Papier gebracht, ich werde Ihnen eine einfache, wahrhafte Geschichte geben, worin es sich weder um Tafeln und Braten noch um Seefische handelt. Die Hofzungen haben Vatel zu einem fanatischen Diener seiner Kunst und seines Herrn gemacht; ich will Ihnen denselben zeigen wie er war, als Mann von Herz und Gefühl, als Unglücklichen, der unser Mitleid verdient und der die traurigsten Ursachen von der Welt hatte, sich in den Tod zu stürzen."

Nach diesen Worten drang die Marquise und der ganze feine Cirkel des Hotels in Herrn von Hacqueville; Frau von Sevigne schob für einige Zeit den Brief an ihre Tochter bei Seite, und der unparteiische Biograph Vatel's begann folgendermaßen:

Der unglückliche Haushofmeister des Prinzen war keiner der gewöhnlichen Diener; er besaß, was in den

Antichambern und Hausämtern gar selten ist, Geist, gefällige Manieren, eine gewandte Art sich mitzutheilen, feines Benehmen und angenehmes Aeußere. Früher stand er in Diensten bei Fouquet, dem Oberintendanten, der ihn mit jener freundlichen Vertraulichkeit behandelte, wodurch man einen stets treuen und wohlberathenen Diener gern auszeichnet. Pelisson schätzte den Charakter Vatel's ungemein und unser trefflicher La Fontaine ergoß sich in Lobreden über die gründliche Bildung und die bescheidene Klugheit desselben. Seine Hoheit der Prinz selbst geruhten oft sich mit ihm in wichtigen und geheimen Angelegenheiten zu berathen, und selbst die feine Welt hatte ihre Ansicht so festgestellt, daß Vatel's Offiziantendegen so viel wie der Degen irgend eines Edelmannes galt.

Vatel hatte die lobenswerthe Gewohnheit, alles der gewissenhaften Erfüllung seines Dienstes aufzuopfern; war dieses aber geschehen, so wußte der junge, geistreiche und gefällige Mann die Stunden seiner kurzen Muße zwischen den Studien zu theilen, die ihn leben lehrten und zwischen der Liebe, die ihn das Leben schätzen lehrte. Er vergötterte alle neuen Bücher, die Geist athmeten, und alle Frauen, die Schönheit schmückte; er bewunderte unsere großen Poeten und schwärmte für unsere großen

Damen; und da es ihm nicht erlaubt war, sich mit seiner Gluth an die Koketten des Hofes zu wenden, so schüttete er sein Herz vor hübschen Bürgerstöchtern und Grisetten aus, und schmückte diese nach Lust und Laune mit seiner Phantasie und seinen ausgibigen Mitteln mit aller Eleganz und allem Luxus aus, den er in den Boudoirs von Versailles gesehen und seine Einbildungskraft ersetzte das Uebrige.

Eines Abends, es ist nicht lange her, als er wieder in Gott weiß welcher Vorstadt von Paris auf gutes Glück und Liebesabentheuer ausging, begegnete Vatel einem jungen Frauenzimmer, welches einfach gekleidet und von anziehendem Aeußeren in kleinen Schritten auf dem Trottoir hintrippelte. Augenblicklich fühlte er sich eingenommen, und, unter uns gesagt, das Mädchen war auch reizend: sie war so fein und frisch, so graziös und leicht, daß sie selbst dem Klügsten den Kopf verrücken konnte: kein Wunder, daß Vatel sein bischen Klugheit durch sie verlor, dies bischen Verstand, welches bei ihm ohnedies nur wie ein Blitz aufleuchtete und leicht wieder erlosch.

An diesem Abend hatte Vatel mit besonderer Sorgfalt alle Kennzeichen seines Dienstandes abgelegt; er hatte sich verkleidet wie ein räthselhafter Liebhaber und

sah eben aus wie ein Ladendiener im Sonntagsstaate. In diesen geborgten Putz gehüllt, maßte sich denn Vatel auch das Recht an, die schönen Nätherinnen oder Handwerkerstöchter, die der Zufall ihm in den Weg führte, mit jener plebejischen Galanterie und Kühnheit und mit jener Vertraulichkeit vom Ladentisch zu behandeln, mit welcher man in diesen Classen am glücklichsten reussirt. So fing er denn auch eiligst seine Manövers mit dem schönen Kinde an; erst verfolgte er sie mit aufmerksamen und schmachtenden Blicken und das Mädchen, das vermuthlich von einem unbekannten Fremden nichts annehmen wollte, gab diese Blicke auf das gewissenhafteste zurück. Bald ging sie in einen Kaufladen der Straße Saint-Denis hinein und Vatel wollte ihre Rückkehr an der Thürschwelle erwarten, als das Mädchen, im Auswählen begriffen, plötzlich mit einem Seufzer bemerkte, daß sie ihre Börse sammt den Wochenersparnissen vergessen und nun für heute auf allen Einkauf verzichten müsse. Da trat Vatel so natürlich als ohne alle Verlegenheit auf den Kaufmann zu und fragte: „Wie viel hat meine Cousine zu bezahlen?" Ohne Zögern bezahlte er den verlangten Preis, dann bot er seiner improvisirten Muhme den Arm, führte sie auf die Straße hinaus und fragte mit lauter Stimme: „Wohin

gehen wir nun, Bäschen?" — Lachend entgegnete das Mädchen: „Nach Hause zu mir, in die Vorstadt Saint-Antoine." — „Mög' uns die Liebe geleiten!" murmelte Vatel. Und die Liebe geleitete sie so wohl, daß sie auf Umwegen und Spaziergängen erst nach dreistündigem Geplauder und Gekose an der bescheidenen Wohnung der unvorsichtigen Grisette anlangten. Hier sprach das Mädchen, als Vatel Miene machte, ihr in das Haus zu folgen:

„Großen Dank, mein Herr! weiter dürfen Sie nicht. Die bösen Zungen der Nachbarschaft hätten sonst Grund sich an mir zu üben, und das Einzige, was ich besitze, ist mein bischen Klugheit und Arbeit und das Vertrauen meiner Kundleute. Also auf Wiedersehn!"

„Auf Wiedersehn — aber wo?"

„In dem Kaufladen in der Straße Saint-Denis."

„Wann?"

„Sobald als möglich, morgen. Muß ich denn nicht das Geld zurückerstatten, das ich schulde, ohne es geborgt zu haben?"

„Natürlich — also morgen."

Vatel beugte sich über das schöne Kind und raubte ihm wenigstens drei Küsse.

„Aber was thun Sie denn?" schmälte die Kleine.

„Ich nehme die Interessen von meinem Capital.“

„Abscheulich, schämen Sie sich denn nicht Wuchergeschäfte zu treiben!“

„Leben Sie wohl, schöne Denise!“

Des andern Tages zur selben Stunde Wiedersehen in dem Kaufladen, dieselbe Promenade mit Umwegen und zum Schlusse wieder dieselben Wucherzinsen an den unerbittlichen Darleiher. Denise mochte bitten und sagen was sie wollte, Vatel weigerte sich das Capital in Empfang zu nehmen und gewann von der Schwäche des Mädchens bald das Recht, allabendlich denselben süßen Zoll von ihren Lippen erheben zu dürfen.

Was soll ich Ihnen noch sagen? Küsse dauern zu kurz; in wenigen Tagen wurde Vatel's Leidenschaft zur Flamme, und wiewohl die Pariser Grisetten fast alle ihr Herz auf der Zunge tragen, so verfolgte doch unseren Abentheurer ein eigener Unstern. Einestheils war es ihm nicht möglich, seinen Dienst zu vernachläßigen, um, wenn es ihm eben beifiel, seinem Liebesphantom nachzujagen; andererseits mußte Denise vorsichtig sein und die Schicklichkeit beobachten. Ihren Geliebten freundlich zu empfangen, konnte sie nur einmal in der Woche die Abwesenheit ihrer alten Pathe, wie sie sie nannte, benützen und die Liebenden hatten

nur Sonntags Gelegenheit ein paar Stunden beisammen zu sein.

Eines Abends bemerkte Vatel, als er mit Denisen koste, er, der für sie nur ein gewöhnlicher Handwerker aus Versailles war, an ihrem Finger einen kostbaren, mit einer reichen Perle gezierten Ring. Alsobald erhob er sich wie ein Eifersüchtiger und Wüthender, und machte ihr bittere Vorwürfe über Untreue und Betrug; aber mit der unschuldigsten Miene von der Welt hörte das Mädchen diese harten Worte an, reichte ihm die schöne Hand und sprach sanft:

„Mein Freund, dieses reiche Kleinod ist ein Andenken von meinem Vater, das einzige was ihm von seinem früheren Reichthum geblieben. Ich durchmusterte heute zufällig meinen kleinen Kram und fand den Ring, den ich ansteckte; verzeihe, wenn ich Dir dadurch irgend Weh gethan, so wie ich Deine Beleidigungen verzeihe. Hast Du aber noch Lust ungerecht zu sein und die Treue Deiner Denise zu verdächtigen, so nimm diesen unglückseligen Ring, der mich nun gar nicht mehr erfreut, öffne das Fenster und wirf dieses Andenken, diese Reliquie, auf die Straße hinaus."

Kaum gesagt, so geschehen. Vatel's Eifersucht ließ sich durch die süßen Worte nicht beruhigen; er öffnete

das Fenster, nahm den Ring und warf ihn ohne Barmherzigkeit auf das Straßenpflaster hinab.

Dessen ungeachtet war und blieb Denise an diesem Abend hinreißend. Sie bemühte sich sichtbar dem Wahnsinnigen zu gefallen, der sie so gekränkt hatte, — und nun frage ich Sie, ob eine unserer Damen vom Hofe gleich Denisen vor lauter Zärtlichkeit das Opfer eines so kostbaren Geschmeides, eines werthen Andenkens, eines wahren Familienschatzes, der ihr einziger war, hätte verschmerzen und vergessen können?

Eben am Tage nach dieser Scene, deren bitteres Unrecht er jetzt bereute, promenirte Vatel mit seinem innigsten Freunde Gourville Arm in Arm durch die Gärten von Versailles, von dem Frühlingsfeste, das zu Chantilly vorbereitet wurde, sprechend; sie bogen aus einer Allee heraus, ich glaube es war die der Philosophen, als Vatel plötzlich einen halbunterdrückten Schrei der Ueberraschung ausstieß, sich zitternd auf eine Steinbank niederließ und seine Blicke glühend auf eine reizende Dame heftete, die eben aus dem jungen Gebüsche der Hagebuchen an der Seite eines jungen schönen Hofherrn hervortrat.

„Großer Gott," rief Vatel, „sei barmherzig! Diese Aehnlichkeit! Nein, nein sie ist es selbst! Welche Ehre,

welch ein Unglück für einen armen Teufel meiner Art! Ich fühle mich krank, meine Pulse fliegen, ich ersticke!"

„Aber lieber Vatel," fragte Gourville, „verlierst Du den Verstand?"

„Nein, noch nicht — aber ich fühle, daß ich ihn bald verlieren muß."

„Warum aber?"

„Weil ich jenes Weib sehen muß."

„Kennst Du sie denn?"

„Ob ich sie kenne! Es ist ja meine Denise, meine schöne Denise."

„Bist Du wahnsinnig? das ist ja die Herzogin von Ventadour, die sich erst seit heute Morgen in Versailles befindet."

„Seit heute Morgen erst?"

„Gewiß; sie kommt von ihren fernen Besitzungen von Lamotte, wo sie einsam wie eine Nonne leben mußte, weil es ihr unwürdiger Gemahl so haben wollte; jetzt gehört sie zu den Hofdamen von Madame."

„Ich athme wieder auf! und dieser junge Herr, der sie begleitet und ihr Schmeicheleien vorsagt —?"

„Ist der Chevalier von Tilladet, ihr Vetter, ein edler Verwandter, der ihr Rache nehmen hilft für

die Beleidigungen des Herzogs von Ventadour, und man versichert, daß diese Rache vollständig sei."

„Es ist doch wunderbar! Diese Aehnlichkeit erschreckt mich noch immer, und fast bin ich auf den Chevalier eifersüchtig. Doch genug davon! Und doch nein, ich denke immer daran, bis zum Sonntagabend, dann sehe ich meine Denise wieder und vergesse der Herzogin!"

„Aber wer ist denn diese Denise, deren Bild Dich so verfolgt und die Du nun vollends in einer hohen Dame wiederfinden willst?"

„Diese Reizende und Wunderbare, lieber Gourville, ist nichts als eine kleine Nätherin, aber eine Arbeiterin von Auszeichnung, eine Grisette von Erziehung und feinem Benehmen, von zierlichem Ausdruck, adeligem Wesen und mit Händchen so weiß und weich und zart wie die einer Prinzessin. Ich liebe sie und liebe sie täglich mehr; früher oder später wird Denise meine Gattin, und wenn sie nun erst mit Gottes und meines Geldes Hilfe Seide, Sammt, Federn und Spitzen trägt, so wird sie wohl in vielen Augen mehr gelten als die stolzeste Herzogin von Frankreich."

Am nächsten Sonntag war Vatel beim Stelldichein auf dem Dachstübchen noch pünktlicher als sonst; der ehrliche Liebhaber hatte sich still vorgenommen, Denisen

seinen wahren Stand und Namen, seine Plane und Hoffnungen zu gestehen; er überlegte bereits die zärtliche Rede, worin er sie um ihre Hand bitten wollte. Aber entsetzliche Täuschung, diesmal erschien Niemand, ihm die Hausthüre zu öffnen, Niemand wartete sein, Niemand lächelte süß und Niemand umarmte ihn. Der Abend, die Woche, die nächste, ja ein Monat vergingen so; keine Denise war mehr zu sehen, weder in dem Dachstübchen der Vorstadt, noch in den glänzenden Sälen des Pallastes, — und daß sein Kummer und seine Reue den höchsten Gipfel erreiche, erhielt Vatel am Tage, als er eben zu dem Feste von Chantilly abreisen mußte, folgende Zeilen von Denisens schöner Hand:

„Sie haben mich hintergangen; Sie sind kein schlichter Handwerker aus Versailles und heißen nicht Julian; Sie sind Herr Vatel und in Diensten des Prinzen. Ich habe mein Stübchen in der Vorstadt verlassen und verlasse demnächst auch Paris, um Sie niemals wieder zu sehen. Leben Sie wohl, es war recht schlecht von Ihnen, ein armes Mädchen so zu umgarnen, welches zu niedrig ist, um Ihre Gattin zu werden und zu stolz, um Ihre Maitresse zu bleiben."

„Denise."

Dieses Billet war ein Gnadenstoß für Kopf und Herz des Unglücklichen; spät erst folgte er dem Hofstaate seines Herrn, weinend wie ein Wahnsinniger und unfähig zu sorgen und anzuordnen, wie es die außerordentliche Gelegenheit verlangte. Erstaunen Sie nach allem diesem nicht, daß Vatel zwölf Nächte schlaflos geblieben, und daß es nicht nur an zwei, sondern an fünf und zwanzig Tischen des Souper's, welches der Prinz dem Könige gegeben, an Braten gefehlt hat.

Zu Chantilly nahm das Andenken an Denisen in Vatel's Augen noch einmal Gestalt, Miene, Erscheinung und Leben eines weiblichen Wesens an, und dieses weibliche Wesen war wieder die Herzogin von Ventadour, die der unglücklich Liebende schon einmal in den Gärten von Versailles gesehen. Die ganz natürliche Gegenwart dieser hohen Dame bei dem großartigen Hoffeste, erfüllte den Armen und Trostlosen mit fremdartigen Ideen, kindischen Vermuthungen und unschuldigen Thorheiten, die seine letzte Täuschung, der letzte glückliche Wahn seiner unglücklichen Liebe waren. Abermals schien es ihm, daß die schöne Hofdame von Madame, Niemand anderes als Denise unter zweierlei Gestalten sei, davon die eine ihn auf dem Dachstübchen beglückte, während ihn die andere im Pallaste verachtet. Von nah und

fern, aus Blicken, Bewegungen und Worten der Herzogin suchte er sich herauszudeuten, was nur ihm allein verständlich sein oder was da heißen könnte: es ist Denise. Endlich bildete er sich ein, daß die Herzogin ihm ein mildes Lächeln der Theilnahme, einen Blick mitleidiger Liebe geschenkt habe — und erschüttert rief er für sich aus: O barmherziger Himmel, laß die Herzogin verschwinden und Denisen wieder zurückkehren!

Und der Himmel schien Vatels heimliches Gebet zu erhören, und wenn die Herzogin auch nicht ganz verschwand, so erlaubte sie doch Denisen sich zu zeigen. Donnerstags Abends zog der König in Chantilly ein; ungefähr gegen eilf Uhr, nachdem die letzten Anordnungen für das Serviren getroffen, bat Vatel seinen Freund Gourville ihn zu vertreten und begab sich, um zu träumen, hinab in den Park, der wie durch Zauberei in dem Glanze eines endlosen Lichtmeeres schwamm. Der glückliche Zufall nahm sich mitleidig des traurigen Träumers an, der seufzend und leidend auf ein Wunder zu warten schien; mitten in einem Bosquet blühender Lindenbäume bei dem Lichte der Girandolen sah Vatel eine junge Dame einherschreiten, mit leisem Fuß wohl die Erde berührend, aber mit Augen und Gedanken über den Wolken weilend; sie näherte sich ihm, ohne

ihn zu sehen und zu hören; schon berührte ihn der Saum ihres Kleides, da kniete Vatel, von einer räthselhaften und unwiderstehlichen Eingebung getrieben, nieder und flüsterte den Namen: Denise.

Und wer sollte es glauben, bei diesem Namen, der doch nicht der ihre war, kehrte die Herzogin von Ventadour aus den Wolken zur Erde zurück, sie blieb stehen und fragte mit bewegter Stimme:

„Sie nannten meinen Namen, da bin ich — und wer sind Sie?"

„O Sie wissen es wohl, gnädige Frau — Du weißt es, Denise! Ich bin Vatel für alle andern Menschen, und bin Julian für Dich allein."

„Woher kommen Sie?"

„Aus einer Welt, wo man leidet, seufzt und in jedem Augenblicke stirbt."

„Und was ist das für eine Welt?"

„Die Welt der Liebe, die sich erinnert und trauert."

„Sie erinnern sich?"

„An Denise."

„Sie trauern?"

„Um Denise, ewig um Denise und Sie, gnädige Frau?"

„Ich bin die Herzogin von Ventadour."

„O Denise, meine schöne Denise seh' ich Dich denn, erkenn' ich Dich denn nicht trotz dieses Goldes und dieser Diamanten! O ich Unglücklicher, daß ich, noch weiß ich selbst nicht wie, die verderbliche Laune einer Dame von Stand angeregt, die sich damit belustigte, mich zu bezaubern und zu Grunde zu richten. Und ich Leichtgläubiger, ich liebte Sie so von ganzer Seele, gnädige Herzogin, ich betete Dich an, Denise, — und welche von Ihnen Beiden wird nun so barmherzig sein, mir zu antworten, mich zu trösten, mich zu beweinen?"

„Herr Vatel, Ihre sonderbaren Reden beleidigen die Herzogin von Ventadour, — aber Du mein armer guter Julian, komm her zu Deiner Denise, komm, folge ihr auf ihr Dachstübchen!" —

— Mitternacht war längst vorbei, die aufsteigenden Raketen eröffneten das Feuerwerk, das auf dem großen Wiesenplatz abgebrannt wurde, da reichte die Herzogin Vatel die Hand und sprach leise:

„Leben Sie wohl, Julian! Ich habe zum letzten Male mit Ihnen gesprochen und Ihre geliebte Denise verschwindet mit heute; künftig werden Sie nur noch die Herzogin von Ventadour zu Versailles sehen. Der König, ungehalten über das, was er an mir unverzeihlichen Leichtsinn nennt, hat mir nur zwischen der Lan-

genweile meines Haushaltes und der Einsamkeit bei den Carmeliterinnen die Wahl gelassen; ich habe versprochen mich anständig zu langweilen und will mit Gottes Hilfe und nach dem Rathe von Madame mein Wort halten. Mein Herz bleibt Dir, Julian, möge Dich künftighin die Aehnlichkeit der hinfälligen Gestalt Denisens nicht beirren!"

„Gott segne Dich, Denise," erwiderte traurig Vatel, „und mache der Herzogin wieder Platz, ich habe ein unfehlbares Mittel gefunden, ewig mit meiner Denise zu sein."

Die Herzogin verschwand in den Laubgängen des Parkes; das Kunstfeuerwerk warf seine leuchtenden Blumen gegen den Himmel, der Horizont schien aufflammen zu wollen in Licht und Farben; erst Geräusch und blendender Glanz, dann Schweigen, Nacht, und Nichts! — Noch um vier Uhr des Morgens wandelte Vatel in den Gärten von Chantilly, tief betrübt durch seinen Verlust, glühend aufgeregt durch den Gedanken an ein Wiedersehen der — Herzogin. Er ging auf sein Zimmer und um sich von seiner Denise, die er wiedergefunden hatte und die er noch immer zu sehen glaubte, nicht trennen zu müssen, vertiefte er sich so ganz in den Wahn und Schmerz seiner Liebe, daß er sich mit

seinem Degen durchbohrte. — Sie sehen wohl, Frau Marquise, wandte sich schließend Herr von Hacqueville an Frau von Sevigne, daß meine Erzählung jener Moreuil's wenig gleicht, und ich versichere, daß die Seefische von Chantilly mit dem Tode Vatels in keiner Verbindung stehen.

„Sie haben Recht," erwiderte die geistreiche Marquise, „aber meine Erzählung ist nun einmal geschrieben und ich ändere keine Sylbe daran; nur will ich meiner Tochter eine zweite, vermehrte und verbesserte Auflage dieser traurigen Geschichte ankündigen."

Und Frau von Sevigne schloß ihren Brief an Frau von Grignan folgendermaßen:

„Herr von Hacqueville, der dabei gegenwärtig war, wird Dir ohne Zweifel näheren und ausführlicheren Bericht erstatten; ich weiß nichts mehr davon und glaube Du wirst auch genug daran haben. Die Verwirrung dadurch muß groß gewesen sein; jedenfalls ein sehr unangenehmer Vorfall bei einem Feste das fünfzigtausend Thaler gekostet hat." —

Ein unangenehmer Vorfall! Armer Vatel, sei Dir die Erde und diese Trauerrede der Sevigne leicht!

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.

70.328